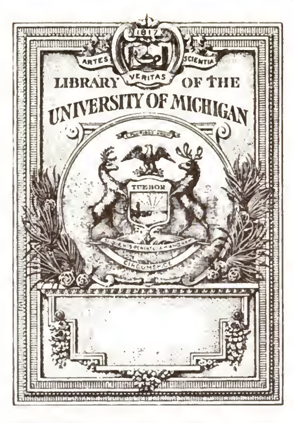



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR



Ocean

und

Mittelmeer.

Reisebriefe

von

Carl Vogt.

Erster Band.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1848.

Druck von Carl Horstmann.

Nun dächt' ich, nach vielem Rennen und Laufen
Könnt' Unser Eins auch einmal verschnaufen.

Göthe.



Statt einer Vorrede.

Pornic, 19. September 1847.

Lieber Freund und Reisegefährte!

Eben wollte mein gewöhnlicher Secretär sich hinsetzen und Ihnen schreiben, als sich denn doch ein schwaches Schamgefühl meiner bemeisterte, und mir den heroischen Entschluß beibrachte, eigenhändig das kleine Geschäft zu vollbringen. Ich thue es weniger, um Ihnen von mir Nachricht zu geben, als in der Hoffnung, auf diese Weise bald ein Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten. Seit der letzten flüchtigen Erscheinung Ihrer Schwester ist uns das ganze Haus Vogt

so zu sagen abhanden gekommen; — nur von den zoologischen Successen des würdigen Professors bringt zuweilen durch die Allgemeine ein Wort zu uns. Selbst von dem ersten Akte der Komödie, d. h. der besprochenen Inauguralrede haben wir bis zur Stunde noch nichts vernommen, und bitten um diese, so wie um die Fortsetzung der übrigen berühmten Werke. Apropos! Was hat's denn für eine Bewandtniß mit den angekündigten physiologischen Briefen vom Meere? Saint Malo? Nizza? Im letzteren Falle, wie schade, daß wir unsere Reise nicht erst diesen Winter machen! Der Papst und der Sarde nehmen das Maul recht voll, und ich könnte als Pendant politische Briefe vom Meere schreiben und Sie dadurch gelegentlich ein bischen compromittiren, aus Rache dafür, daß es heißt, ich sei in Ihrem Umgange der Politik abspenstig geworden. Die schlechte Welt! Wenn sie wüßte, mit welcher Höllengeduld ich die Maidenspeechs der preußischen Cicerone und Demosthene drei Monate lang gelesen und in verständliches Französisch vergebens zu übertragen versuchte!

Paris ist, wie Sie so gut wissen, als ich,

seit einiger Zeit das gelobte Land des Scandals: Mord, Todtschlag, Lästerung, falsches Zeugniß, und so haben wir uns denn am Schlusse des Monats Juli hierher in einen ganz stillen Winkel der Welt gerettet, um, wenn die allgemeine Schlappschwänzerei uns nicht allzu tief angesteckt, wieder einmal ein Stück wegzuarbeiten. Was den bestialischen Theil der diesjährigen Pilgerfahrt betrifft, der Sie allein interessiren kann, so muß ich Pornic, obschon weniger schön gelegen als Saint Malo, doch für weit reicher erklären, als seinen Nebenbuhler an der Manche. Die Insel Noirmoutiers vis à vis von uns auf zwei Stunden Entfernung, ist überreich an Wirbellosen aller Art. Es war just allgemeine Hochzeit im Thierreiche, als ich ankam, und die natürliche Begattung der Cirrhipedien, Planarien, Colidien und anderen Zeugs so leicht zu haben, daß ich an die künstliche Befruchtung nicht dachte, ausgenommen bei einer Art großer stacheliger Ophiuren, die ich zu Hunderten mit dem Schleppnetze fischte, und die von Eiern strotzten. Ich bin indeß nicht glücklicher gewesen, als Sie mit den Igeln. Gasteropoden (Doris, Eolis, Am-

phorina, und verschiedene, die durchaus mit Hülfe meines Handbuches nicht zu bestimmen sind) und Gasteropodeneier die Fülle. Leider ist alle Mühe, diese Thierchen nach dem Ausschlüpfen aus der Schale am Leben zu erhalten und die weitere Metamorphose zu beobachten, umsonst, wie es mir auch mit den Embryonen der Planarien und Cirrhipeden erging, bei welchen ersteren ich indeß noch die Entstehung des einen Otolithen aus der Verschmelzung zweier Bläschen mit Sicherheit behaupten kann. Ueberhaupt hätte ich manches, wie ich glaube, Interessantes, mitzutheilen. Fische gibt's — unglaublich — fast keine als Soles, die tägliche Speise. Ich wollte, ich hätte eine Kanone, statt meines Mikroskopes und könnte die Mollusken unseres lieben Vaterlandes visiren.

Erzählen Sie recht umständlich, wie Ihre Honigmonde im Amte vorübergegangen sind, und wie das Philisterium schmeckt. Adieu!

Ihr

Herwegh.

Gießen den 4. October 1847.

Lieber Freund!

Ein wahres Glück, daß Ihrer Briefe so wenige sind, und daß nur von Jahr zu Jahr einmal ein solcher Vogel Einem über die Schwelle fliegt. Ich triumphirte im Stillen, und dachte, Sie seien jetzt über und über in Discussionen über das moralische Element in der Praslin'schen Geschichte und über ähnliche Dinge der Art verwickelt, während ich in den Ferien, die mir die Regierung etwas karg zumißt, die Studenten aber glücklicher Weise verlängern, der Ausspinnung einiger Lieblingserinnerungen ruhig nachhängen könnte. Da kommt Ihr Brief und schleudert mich aus dem Himml meines Uebermuthes hinab auf trockenes Land; — in die Mitte des leidigen Continentes, während Sie in

leichtem Bote auf purpurner Fläche sich schaukeln, und ohne mich all den niedlichen Dingen nachgehen, welche die Ebbe auf den Felsen zurückläßt. Wäre ich doch bei Ihnen, zumal jetzt, wo es mir geht, wie meinem Freunde, dem Lord Stuart, der behauptete, ein vortrefflicher Seemann zu sein, weil sein Magen gut, seine Beine aber schwach wären. Ich habe beim Empfange Ihres Briefes mit einer Art stummen Resignation in die Schublade geschaut, welcher ich meine paare Batzen anzuvertrauen pflege. Complette Ebbe! Nur hier und da kriecht einiges Gewürme aus der niedersten Stufe des Geldreiches, in verdächtigen rothen Farben schillernd, auf dem verlassenen Boden umher. Sie wissen wohl noch nicht, lieber Herwegh, daß der constitutionelle Staat zwar Mittel hat, seine Professoren zu besolden, aber auch noch weit mehr Mittel, ihnen die Besoldung wieder abzunehmen. Ich komme fast zu der Ueberzeugung, daß dieß einigermaßen mit der Tendenz des christlichen Staates zusammenhängt, in welchem nach dem Evangelium die Linke nicht wissen soll, was die Rechte thut. So haben wir denn auch

hier eine Rechte, die Hauptstaatskasse, und eine Linke, die Civildienerwittwenkasse, die einander mit so rührender Einigkeit in die Hände arbeiten, daß der Professor nur gleichsam ein Prisma darstellt, durch welches die silbernen Lichtstrahlen, mehr oder minder gebrochen, hindurchgehen. Ich muß wirklich vom reinsten Flintglase gebaut sein, da es mir nicht gelungen ist, einige Lichtstrahlen aufzuhalten und mit deren Hülfe mich irgendwo am Seestrande zu reflectiren.

Sie haben da wieder ein Beispiel, wie die verschiedensten Dinge in der Welt mit einander ursächlich zusammenhängen können, und sehen auf der Stelle den Grund ein, weshalb ich Briefe vom Meere muß drucken lassen, während ich hier auf trockenem Lande sitze. Was das Wort „Physiologische" betrifft, so ist das eine schlaue Zugabe meines Verlegers, über deren Ratification ich noch einigermaßen im Zweifel stehe. Wir wollen alte Sünden nicht wieder erneuern, und da nach der Versicherung der berliner literarischen Zeitung der Materialismus in meinen physiologischen Briefen zarte Seelen unsanft berührt hat, ich aber seit meiner An-

stellung weit sanfter, ich möchte fast sagen, immaterieller und ätherischer geworden bin, so wird es wohl am besten sein, das Wort „Physiologische“ gänzlich vom Titel wegzulassen, und damit meine beabsichtigte Wiedergeburt anzudeuten. Das ist ja eben das Unglück, daß besagter roher Materialismus so tief in der Physiologie begründet ist, daß man sich mit der einen nicht beschäftigen kann, ohne die häßlichen Flecken des andern an Leib und Seele davon zu tragen.

Zwar erinnere ich mich, daß nicht nur mir, sondern auch meinen Genossen schon in der Schule dieser häßliche Materialismus anklebte. Vielleicht war dies eine Folge der eigenthümlichen Erziehungstheorie unseres Lehrers, der ebenfalls durch die dicke Hülle der Materie auf unser Geistiges zu wirken bestrebt war. Der Mann, er war ein Candidat der Theologie, hatte sich eine eigenthümliche Straftheorie gebildet. Er behauptete, die bösen Gedanken säßen in dem Menschen etwa wie Nägel in einem Brette, und um sie herauszubringen, müsse man in ganz ähnlicher Weise verfahren, wie bei einem vernagelten Stücke

Holz. Man müsse so lange auf die hintere Seite klopfen, bis die Nägel vorne lose würden und herausgezogen werden könnten. Das that er denn auch mit redlichem Eifer. Er hatte sogar von diesem Gesichtspunkte aus die Strafmethoden der verschiedenen Völker kritisch untersucht, und gefunden, daß diese in enger Beziehung zu dem Glauben der Völker über den Sitz der Seele und den Ursprung des Bösen im Menschen stünden. Die Türken, behauptete er, schlügen deßhalb auf die Fußsohlen, um die bösen Gedanken in diametraler Richtung aus dem Kopfe hervorzutreiben; — ein Verfahren, welches nicht ganz zu billigen sei, da die Einwirkung der Schläge durch die ganze Längsachse des Körpers hindurch bedeutend geschwächt werde, und man dasselbe Resultat mit weit geringerer Mühe erzielen könne, indem man geradezu hinter die Ohren schlage, wo denn, dem oben angeführten Gesetze gemäß, die in den großen Hemisphären des Gehirns ausgebrüteten bösen Gedanken unmittelbar aus der Stirn hervorgetrieben würden. Nach meines Lehrers Ansicht suchen die Russen den Sitz des Bösen in der Brust und in dem Herzen, weß-

halb sie die Action der Knute vorzugsweise dem Rücken zuwenden; und aus der Prügelweise der Oestreicher, welche vorzugsweise die Sitzorgane durchbläuen, schloß er, daß diese weise Nation noch in einem ganz anderen Theile des Körpers den Sitz alles Uebels zu finden glaube.

Doch lassen wir diese heikele Frage, die, wie Sie sehen, auf den krassesten Materialismus nothwendig hinführt, und wenden wir uns zu der fürchterlichen Drohung, die Sie in Ihrem Briefe ausstoßen. Sie haben die Absicht, mich ein wenig zu compromittiren? Du lieber Gott, als ob ich durch meine Existenz nicht schon hinlänglich mich selbst compromittirt hätte, und täglich in diesem edlen Werke der Selbstzerstörung die glänzendsten Resultate erzielte! Durch politische Briefe wollen Sie mich compromittiren? Bedenken Sie denn nicht, daß ich Correspondent der A. Zeitung war und als solcher mit Katzensingen ausrufen kann:

Auch neigt mein Geist zur Politik sich hin,
Was schändlich ist. Ach ich gesteh's mit Wehmuth!

Sehen Sie nicht ein, kurzsichtiger Freund, daß gerade Ihr Brief, den ich jetzt drucken lasse, der

schönste Beweis meiner Loyalität ist, und daß ich den Dank des gesammten monarchischen Europa's verdiene, dadurch, daß ich Sie der Politik abspenstig zu machen versucht habe? Welch Unglück, daß ich nicht schnupfe; der Kaiser von Rußland würde mir sicher eine goldene Tabatiere zur Belohnung meiner Verdienste um das absolute Princip zustellen lassen.

Item, hier erhalten Sie die Seebriefe. Alles was wir am Strande des Meeres vor zwei Jahren in Saint Malo und im letzten Winter in Italien durchlebt haben, trat mir in so lebendiger Erinnerung vor die Seele, daß ich nicht umhin konnte, Notizen und Briefe, wie sie damals geschrieben wurden, zusammenzustellen und daraus ein Buch zu machen, das dem Laien andeuten mag, in welcher Weise der Meeresstrand eine stete Quelle der Belehrung, eine unerschöpfliche Fundgrube für die Wissenschaft sein kann. Wir haben manchmal, wie Sie sich erinnern werden, in unseren verlorenen Stunden darüber hin und her geschwatzt, ob es vielleicht möglich wäre, ohne jene systematische Trockenheit, ohne jenes endlose Eingehen in Einzelnheiten,

welches unseren zoologischen Wissenschaften anhängt, in großen Zügen ein Bild des üppigen Lebens zu entwerfen, welches sich auf der Oberfläche des Meeres und an seinen Ufern concentrirt. Es schwebten uns als Ideale einer solchen Behandlungsweise jene gewaltigen Gemälde vor, die, Meisterstücke des Styls und der Sprache, uns die Natur der Savannen und der Hochgebirge Südamerika's schildern. Allein die Anschauungen, welche das Meer in seinem thierischen Leben bietet, sind zu mannichfaltig, die einzelnen Scenen folgen einander zu rasch, und in zu greller Abwechselung, als daß es gelingen könnte, größere Linien zu einem Gemälde daraus zusammenzusetzen. Wie die Kunstanschauung unserer Zeit sich in hundert kleinen Genrebildern zerbröckelt, welche den großartigen historischen Gemälden älterer Meister gegenüber nur als ein endloses Gewirr unbedeutender Thatsachen erscheinen, und erst durch ihre Menge eine gewisse Geltung erhalten können, so setzt sich auch das Leben am Meere erst aus einer Menge kleinerer Individualitäten zusammen, während in den Steppen und auf den Continenten überhaupt

gerade die Einförmigkeit es ist, welche eine ruhigere Anschauungsweise begünstigt. An diesen Verhältnissen mag vielleicht mein Versuch gescheitert sein.

Sie werden aus dem Büchlein sehen, daß ich mich wenigstens etwa so gegeben habe, wie die Reise selbst und der vielfache Wechsel der Beschäftigung mich gerade gestaltete. Es ist nicht die Natur allein, und noch weniger die beschränkte thierische Natur, welche uns unausschließlich auf unsern Wanderungen beschäftigte. Sie wissen wohl, lieber Herwegh, daß wir nicht blos Zoologen waren, und ich finde es gar nicht nöthig, solches den Leuten glauben zu machen. Wir haben Tage lang wacker gearbeitet mit Microscop und Skalpell; wir haben selbst gefischt und gefangen, und unsere Thiere nicht nur in dem Gefäße, in welchem der Fischer sie uns brachte, sondern auch draußen in ihrem freien Leben und Treiben zu beobachten gesucht. Das hatte dann manchen Reiz für uns, den derjenige nicht kennt, der seine ganze Thätigkeit auf den engen Raum beschränkt, in welchem er gerade seinen Secirtisch aufgestellt hat. Seit

Jahren wandern wir deutschen Zoologen und Naturforscher von unserem ärmlichen Festlande hinab nach den Gestaden des Meeres, und jeder Wanderer bringt eine reiche Ernte zurück, von der er oft Jahre lang zehrt. Allein leider gibt es so Viele, die den beschränkten Gesichtspunkt, den sie sich in der Armuth ihres Materials aneignen mußten, mitbringen in die reiche Fülle, und die, statt sich auszudehnen, im Gegentheile auf einen einzigen Punkt ihre ganze Aufmerksamkeit concentriren. Gar Mancher dieser Arbeiter im zoologischen Weinberge wird das Product, welches ich Ihnen heute sende, mit Achselzucken bei Seite legen und sagen: „Schade, der Mensch zersplittert sich zu viel."

Ich könnte darauf eigentlich nur die egoistische Antwort geben: Was geht es Euch an, wenn es mir so gefällt? Damit wäre die Sache denn auch auf den richtigen Standpunkt gebracht. Es ist wirklich sonderbar, daß so Viele, ich glaube sogar die Meisten unserer Gelehrten sich einbilden, sie beschäftigen sich mit Wissenschaft nicht ihretwegen, sondern um der Welt willen, und sie hätten Vorwürfe, ja sogar eine Art von

Gericht zu gewarten, wenn sie ihre Kräfte auch nur momentan anderen Dingen, als gerade ihrer speciellen Wissenschaft zuwendeten. Die große Klasse von Gelehrten, die vor allen Dingen Gelehrte, und dann erst Menschen sein wollen, sind eben Schuld daran, daß die Wissenschaft nicht mehr in das Volk eindringt. Es ist ihre unbewußte Schuld, wenn unsere Jugend, statt von frühester Zeit an zu den Naturwissenschaften hingeleitet zu werden, mit dekliniren von mensa, conjugiren von τυπτω zuerst geistig verdummt wird, ehe es ihr möglich ist, gegen ein solches Verfahren mit Erfolg zu protestiren. Man schreit allgemein, unsere Epoche sei die Blüthe der Naturwissenschaften; nicht nur die näher damit in Beziehung stehenden Zweige, sondern auch Philosophie und Theologie erwarteten ihre Regeneration von diesem Standpunkte des exacten Wissens her. Wenn man dies aber anerkennt, warum basirt man nicht unser ganzes Leben auf diesen Grund, um auf ihm selbstständig fortzuschreiten und aus ihm die Zukunft unseres ganzen Lebens zu entwickeln?

Aber da liegt eben der Haase im Pfeffer.

Der christliche Staat, dieser Inbegriff zarter Seelen, wird durch den Materialismus, der in den Naturwissenschaften liegt, so unsanft berührt, (die berliner literarische Zeitung versichert es wenigstens) daß er sogar vor dieser unsanften Berührung in Staub zerfallen müßte, wenn es einzig des Anstoßes der Vernunft bedürfte, um die alte Festung umzuwerfen. O! wenn sie es wüßten, diese lojalen Professoren der Naturwissenschaften, daß sie es eigentlich sind, welche mit jedem Zuge ihres Skalpells dem christlichen Staate in den Eingeweiden wühlen, daß sie es sind, welche mit ihren Mikroskopen die feinsten Elemente darlegen, aus denen das Truggewebe unserer socialen Einrichtung gesprungen ist; wenn sie wüßten, daß jedes neue Gesetz, welches sie aufstellen, jede neue Wahrheit, die sie entdecken, vernichtend gegenübertritt den Sätzen, die wir im Katechismus und bürgerlichen Gesetzbuch uns haben einlernen müssen; wenn sie das wüßten, lieber Herwegh, sie würden mit Schaudern manchmal die Instrumente ergreifen, welche sie bisher zur innigsten Befriedigung ihrer Unterthänigkeit handhabten.

Aber sie wissen's nicht! Sie träumen immer noch von der Scheidewand zwischen Materiellem und Immateriellem, sie glauben noch immer daß die Naturwissenschaft da aufhöre, wo der erste Band des Kosmos ihr den Strich gezogen hat! Und bei dem Glauben wollen wir sie auch lassen. Es geht hier, wie mit den Eisenbahnen; man muß welche bauen, um das materielle Interesse des Volkes zu wahren, und kann dabei nicht verhindern, daß mit Gütern und Personen auch Ideen als Schmuggelwaaren in das Land hereingebracht werden, eben deßhalb weil unsere Zeit die Grenzmauern zwischen Materiellem und Immateriellem niedergerissen hat, und deren Trennung nicht mehr anerkennt.

Doch ich muß schließen. Sieht es ja fast aus, als wollte ich Ihnen eine Rede halten über die Tendenzen unserer Zeit und den Vorschub, den dieselben von den Naturwissenschaften erwarten, eine Rede, die hier am allerwenigsten am Platze wäre, da wir uns oft genug unter vier Augen darüber besprochen, und unsere Meinungen darüber ausgetauscht haben. Hoff-

nungen aber soll man nicht so laut aussprechen! Sie können allzuleicht getäuscht werden.

Ich sehe aus dem, was Sie über Noirmoutiers sagen, daß wir noch immer einigermaßen kurzsichtige Narren sind, wenn wir glauben, daß es vollkommen gleichgültig sei, diesen oder jenen Ort am Meeresstrande aufzusuchen. Welchen Unterschied fanden wir nicht schon zwischen Saint Malo und Nizza? Dort ein ewig unruhiges Meer, das nur hier und da eine Qualle an den Strand warf, aber bei seniem täglichen Rückzuge den Grund bis auf große Tiefen hin entblößte, und uns überreiche Ernte bot an allen Thieren, die festgebannt auf dem Grunde sitzen oder nur kriechend sich weiter bewegen. Hier im Gegentheile eine fast stets heitere Spiegelfläche, deren Niveau so ziemlich unverändert blieb, und auf welcher Myriaden von schwimmenden Thieren sich im Sonnenscheine tummelten, während der belebte Grund nur schwer unseren Nachforschungen zugänglich war. Noirmoutiers sei noch reicher als Saint Malo!? Die Thiere müssen ja wahrhaftig drei oder vierfach über einander sitzen, wenn Ihr Ausspruch sich bewahrheiten sollte! War denn

in Saint Malo nicht jeder Stein, jedes Blatt bedeckt von Gesindel aller Art, das in tollem Wirrwarr über einander herkroch? Indessen ich will Ihnen glauben, und wenn im nächsten Jahre mein Blutegel, genannt Wittwenkasse, gesättigt von mir abgefallen sein wird, so mögen die Bestien von Pornic sich wohl in Acht nehmen, denn es wäre möglich, daß ihnen unversehens einige Barbaren aus germanischem Stamme über den Hals kämen und gräßliche Verwüstungen unter ihnen anrichteten! Denn im Vertrauen gesagt, ich gebe mir hier alle Mühe, eine Auswanderungsgesellschaft nach dem Meeresstrande zu organisiren, in der Chemiker, Physiker, Anatomen, Physiologen und Botaniker jeder seine Rolle spielen soll. Das ewige Einerlei mit Seciren und Mikroskopisiren fängt an, mich zu langweilen, und ich meine es müßte noch etwas recht Hübsches zu leisten sein, wenn einmal ein Häufchen befreundeter Naturforscher aus den verschiedenen Zweigen sich zusammenthäten, um in Gemeinschaft die Lebenserscheinungen jener Thiere zu untersuchen, deren äußere Formen und innere anatomische Beschaffenheit wir zwar nothdürftig kennen, von deren

Lebensmechanik wir aber gerade so viel wissen, wie der Blinde von der Farbe. Da werden Sie denn auch wohl mit uns sein wollen, trotz der gefährlichen Versuchung, für einige Zeit den Welthändeln untreu zu werden.

Bis dahin vertiefen Sie sich nicht allzusehr in italiänische Politik, die eben zwar aufschäumt, wie frischer Champagner, der aber Louis Philippe und Metternich bald wieder Stopfen mit gehörigem Drahte aufzusetzen wissen werden. Metternich ist freilich alt geworden, das sieht man aus seinem plumpen Dreinfahren mit östreichischen Bajonetten. Louis Philippe aber hat seinen gewöhnlichen Weg eingeschlagen, indem er die Corruption in Gestalt des Herrn Granier de Cassagnac nach Rom schickt und den Globe als Courier de Rom wieder erstehen lassen möchte. Das erweckt die schönsten Hoffnungen und ich zweifle nicht, daß S. Heiligkeit trotz alles jetzigen Enthusiasmus bald wieder den alten Weg einschlagen wird, den seine Vorfahren mit so rühmlichem Erfolge betraten. Die Italiäner dauern mich. So vielen Enthusiasmus verpuffen zu müssen, nur um sich einen Granier

de Cassagnac in's Land zu ziehen und den Prinzen von Canino zu verbannen! Man soll zwar einem Prinzen nicht trauen, selbst wenn er Zoologe wäre, wie der Canino, was freilich in meinen Augen ein günstiges Vorurtheil erweckt. Aber ich habe den Mann vor Jahren schon in Freiburg auf der Naturforscherversammlung gesehen, wo er sich in entschieden republikanischem Sinne aussprach und einem Höflichkeits-Commissär eine Lection über die Gleichheit aller Naturforscher mit praktischer Nutzanwendung gab, die mich höchlich ergötzte. Man wollte ihn, als Prinzen, allein in einen Wagen setzen, um ihn, der Würde seines Ranges gemäß, auf langweilige Weise nach Badenweiler zu schleifen. — Der Herr Commissär erstaunte aber nicht wenig, als ihm S. Durchlaucht erklärten, Sie würden sich mit Agassiz und einigen Andern auf die Imperiale eines Blamagewagens setzen, was denn auch sofort geschah.

Der Winter rückt mit Macht heran. Während Sie gewiß noch im Garten des Palais Royal eine Tasse Kaffee trinken können, ohne zu frieren, schlottern wir seit 14 Tagen schon hinter warmen

Oefen, und suchen das Einerlei des Vorlesens und Stundengebens durch gelegentliche Zänkereien über Studienfreiheit nnd Examenordnungen ein wenig zu unterbrechen. Aber die Novembertage bringen auch Nebel in den Köpfen und nicht blos auf den Wiesen. Schnee wird's auch bald geben und dann haben wir die rechte Zeit, wo wir wieder die lustigen Buben spielen und den Vorübergehenden, die mit den Stangen im Nebel fischen, ein Paar Schneeballen anwerfen können. O mein Vaterland! Soll ich ausrufen: Was würde aus dir geworden sein, wenn du ein anderes Clima gehabt hättest!?

Leben Sie wohl!

Ihr

Vogt.

St. Malo, den 28. August 1845.

Nach beinahe dreitägiger Pilgerfahrt durch die Normandie sind wir heute an unserm Bestimmungsorte angelangt. Wenn ich irgend einen Guide de voyageur in die Tasche genommen hätte, so würde ich Dir einige interessante Notizen von Evreux, Lisieux und Caen, der alten Hauptstadt der westlichen Normandie, welche wir auf unserer Fahrt berührt haben, mittheilen können. Ich würde Dir vielleicht viel zu schreiben wissen von der politischen Stimmung in Lisieux, dem Wahlorte Guizot's, von den alten normanischen Bauwerken in Caen, und von der Schönheit der Normandie überhaupt, welche für die Franzosen das Eldorado der Landwirthschaft ist. Wenn man freilich nur die kahlen Gegenden der Champagne und die verbrannte Ebene der Provence kennt, so kann man die Normandie etwa zum Garten Edens erheben. Mein Reisegefährte Roß

aber, der in Holsteins blühenden Auen seine Jugend verlebte, will behaupten, daß in diesen das Gras noch weit grüner sei, als hier, und ich finde, daß unsere Wetterau auch im Anbau des Getraides einen nicht kleinen Schritt vorwärts hat. Das Land ist großentheils höchst eben, und nur hie und da zeigen sich einige Terrassen, bedingt durch die Absonderungen der jurassischen Gesteine, welche fast durchgehends den Boden bilden und an den Hügeln der Bretagne anlagern, von denen einige wenige sich vor den übrigen auszeichnen. Avranches namentlich, die letzte Hauptstation vor St. Malo, liegt auf dem Rücken eines solchen Hügels, der höchstens einige hundert Fuß über dem umgebenden platten Lande erhaben ist. Wir hatten Zeit, von dem freien Platze, der an dem senkrechten Abschnitte dieser Terrasse liegt, einen Blick auf das umgebende Land zu werfen. Es ist eine jener Panoramaaussichten, welche vielen Leuten gefallen, die mir aber immer vorkommen, wie gemalte Landkarten, auf denen man durch helleres oder dunkleres Grün Felder und Wälder von einander abgestuft hat. Schon lange vor Avranches ist man in das eigentliche Gebiet der Bretagne eingetroffen. Der Kalk macht dem Granite und den

Dachschiefern Platz, und die Chaussee durchschneidet in querer Richtung die gewellten Hügelzüge, in welchen die Oberfläche der Schiefergebilde sich gebogen hat. Hat man einen solchen Höhenzug erklettert, so ist dies nur geschehen, um ihn auf der andern Seite wieder hinabzurutschen, und jenseits dieselbe Fahrt von Neuem zu beginnen. Das tödtende Einerlei dieser fast geradelinigen Hügelrücken, auf welchen nur hie und da einige Bäume stehen, welche bis zum Gipfel hinaus geputzt, etwa aussehen, wie die Kirchweihbäume, die man in unseren Dörfern pflanzt; dieses tödtende Einerlei wird nur hie und da unterbrochen durch einen Blick auf das Meer, dem man nun mit raschen Schritten sich nähert. Die Bucht von Mont St. Michel war der erste Seestrand, den ich von der Höhe der Diligence aus erblickte. Es war gerade Ebbe. Mitten aus einem öden Sandlande, das sich meilenweit in vollkommen geebneter Fläche hinzog, starrte der Fels des Mont St. Michel mit seinen Bastionen und Zinnen hervor. Er war umgeben von einer mehre Quadratmeilen großen Strecke grauen Landes, das nur so allmählig unter den Spiegel der See sich verlief. Ein höchst trauriger Anblick! Ich hatte

erwartet, den Strand bedeckt zu sehen mit Fischern, ich hatte geglaubt, Schwärme von Reihervögeln auf den Dünen und von Möven in der Luft zu erblicken. Von allem diesem keine Spur. Auch kein Schiff, keine Barke ließ sich auf der weiten Fläche entdecken; — sie hatten sich alle vor der Ebbe zurückgezogen und warteten der Fluth, um sich mit dieser dem Lande zu nähern. Ich kann kaum glauben, was unser Conducteur uns erzählte, daß bei der Fluth selbst große Schiffe zwischen dem Mont St. Michel und dem Lande durchsegeln können, und daß die ganze weite Strecke, welche vor uns liegt, von dem Gewässer überdeckt wird, welches mit solcher Schnelligkeit heranrauscht, daß ein Reiter auf seinem Pferde Mühe haben soll, ihm zu entrinnen.

Der Conducteur ist überhaupt ein recht unterhaltsamer Reisegefährte, der ganz selig ist, wieder einmal deutsch reden zu können. Er ist ein Elsässer aus der Nähe von Hagenau und hatte früher die Route zwischen Strasburg und Paris zu befahren, die er dann, Gott weiß, aus welchem Grunde, mit der äußersten westlichen Straße von Caen nach Brest vertauschen mußte. Er beklagt sich sehr, daß seine jetzige Stellung bei weitem nicht so lucrativ durch

Nebenverdienste sei, als die frühere; die Bretagne biete auch gar nichts zu schmuggeln, während er früher fettes Geflügel aus der Bourgogne und Wild aus der Champagne in großen Quantitäten nach Paris habe einführen können. Auf unsere Bemerkung, daß der Gewinn an ein Paar Feldhühnern doch nicht gar groß gewesen sein könne, erzählt er uns, nachdem wir sein Vertrauen durch einig gute Cigarren gewonnen haben, daß die Conducteure aus dem Elsaß auch noch einen andern Erwerbszweig hätten, der freilich weit lucrativer sei, als das Schmuggeln von Feldhühnern. Sie brächten nämlich junge Mädchen aus dem Elsaß in gewisse Anstalten in Paris, von welchen sie, je nach der Schönheit der gelieferten Waare, äußerst anständig honorirt würden. Unser Conducteur erzählt uns mit großer Naivetät, und wie wenn sich das ganz von selbst verstünde, die Geschichte dieser Lieferungen. Es wird den armen Schlachtopfern der Civilisation ein Dienst in Paris angeboten, und der Conducteur, der ihnen diese Anerbietungen macht, erklärt sich bereit, das Mädchen, für das er ein besonderes Interesse hat, gratis nach Paris mitzunehmen. Dort liefert er es ab und meist erfährt die Betrogene

erst in diesem Augenblicke, zu welchem Dienste man sie bestimmt habe. Sie ist an die Anstalt gekettet, deren Besitzerin von ihr erst die Rückzahlung der Fracht nach Paris und der Atzungskosten verlangt, welche während der Lehrzeit aufgelaufen sind. Begreiflicher Weise sind aber diese Berechnungen so eingerichtet, daß das arme Geschöpf niemals dazu gelangt, seine Schuld gänzlich abtragen zu können, und deßhalb so lange Sclavin sein muß, bis sie als untauglich entlassen wird. Wie gesagt, unser Conducteur, der im Uebrigen ein sehr honetter und gutmüthiger Mann schien, beklagte außerordentlich das Eingehen dieses Erwerbszweiges, zu dessen Fortsetzung auf seiner jetzigen Route auch nicht die mindeste Möglichkeit gegeben sei. Die Mädchen und Frauen in der Bretagne und Normandie wären häßlich wie die Nacht, versichert er, und drückt uns sein tiefes Mitgefühl aus, als er erfährt, daß wir uns etwa einen Monat in St. Malo aufzuhalten gedächten.

Bei der Ankunft fanden wir Freund Herwegh schon installirt, und es ist uns geglückt, in seiner Nähe eine recht angenehme Privatwohnung zu finden, die für unsere Zwecke vortrefflich gelegen

scheint. St. Malo selbst ist ein häßliches altes Nest mit sechs Stockwerk hohen Häusern und engen winkeligen Straßen. Die Stadt liegt auf der Höhe eines ziemlich buckeligen Felsens, der nur durch eine höchst schmale Erdzunge mit dem festen Lande verbunden ist. Gewaltig hohe Wälle und Ringmauern umgeben das Ganze, nirgends hat man einen freien Blick hinaus auf die See, und in den Häusern sieht man auch vom Himmel nur gerade so viel, als nöthig ist, um eine Stube zu bürgerlichen Zwecken zu erleuchten. Es wird außer den Mansarden wohl keine zehn Zimmer in ganz St. Malo geben, in welchen man ein Mikroskop aufstellen könnte. Wir sind deßhalb sogleich entschlossen, uns hinüber auf die andere Seite des Hafens nach St. Servan zu begeben, wo wir wenigstens freie Aussicht und unbeschränkten Zugang zu dem Meere finden.

Madame G., an die wir uns nach vielem Herumlaufen wenden, scheint eine recht gemüthliche Frau, die aber gewiß neben dem Wein- und Brandweinladen, dem sie vorsteht, auch noch das Regiment im Hause führt. Sie setzt uns die Vortheile der bei ihr befindlichen Wohnung in sehr mürrischer

Weise auseinander, wahrscheinlich um uns anzudeuten, daß sie nur aus besonderer Gnade dieselbe vermiethe. Nur zuweilen geschehe dies und zwar meist an Engländer, welche immer prompt bezahlten, und überhaupt in dieser Gegend in weit höherem Ansehen stünden als die Franzosen. Roß wirft sich, so wie er diese Worte hört, sogleich bedeutend in die Brust, und giebt zu erkennen, daß seine Familie ursprünglich eine englische, Capitän Roß der Weltumsegler sein Vetter, und Graf Roß, der Besitzer von Glasgow, sein sehr lieber Verwandter sei, was ihm um so eher geglaubt wird, als sein Französisch in der That einen starken insularischen Beigeschmack zeigt.

Wir werden endlich mit unserer Weinhändlerin, deren Gesicht stufenweise an Freundlichkeit zunimmt, Handels einig und beziehen auch sogleich unser neues Quartier. Vornen nach der Straße hinaus haben wir einen kleinen Salon mit roth ausgeschlagenen Plüschmöbeln und einem passabel verstimmten Claviere, auf dem wir zuweilen in den Dämmerungsstunden unsere Sehnsucht nach der Heimath auszuhauchen gedenken. Hinter dem Salon eine Küche, welche für ein Regiment geräumig genug

sein könnte. Madame G. läßt uns bemerken, daß alles Küchengeräthe vollständig vorhanden sei, so daß wir, wenn wir wollten, unsere Mahlzeiten selbst bereiten könnten, ein Vorschlag, auf den wir großmüthiger Weise verzichten. Es wird uns diese Küche außerordentlich bequem sein, um unsere kleinen Menagerieen in derselben aufzustellen. Endlich das Hauptstück unserer Wohnung ist das hintere Zimmer mit der Aussicht nach dem Meere, welches wir sogleich zum Arbeitszimmer bestimmen. Es liegt gerade nach Westen; die Sonne sinkt unserem Arbeitstische gegenüber in das Meer hinab. Eine Treppe führt aus dem Zimmer nach dem Strande und bei hoher Fluth, wie sie eben ist, bespült das Meer sogar unmittelbar die Fundamente des Hauses. Du kannst Dir denken, welche Bequemlichkeit uns auf diese Weise gewährt ist. Bei der Ebbe wird von unserem Hause eine große Strecke sandigen Landes abgedeckt, aus welchem hie und da abgerundete Felsen hervorragen, die von einer Menge Meerespflanzen überdeckt, eine reichliche Ausbeute an kleineren Thieren gewähren müssen. An denselben Orten, wo wir bei der Ebbe jagen, werden wir bei der Fluth unsere Bäder nehmen, wobei wir die Bequemlichkeit haben,

daß wir unsere Toilette vor und nach dem Bade in unserem Zimmer verrichten können.

Unsere Gefäße und Instrumente sind vollkommen glücklich angelangt. Du weißt, daß Milne-Edwards die Güte hatte uns eine ziemliche Anzahl großer Glasgefäße, so wie eine kleine tragbare Austernschleppe anzuvertrauen, mit welcher wir den Meeresgrund abzukratzen gedenken. Wir hatten schon so viel Uebergewicht, daß wir beschlossen, die eisernen Stäbe unserer Austernschleppe gleich Stöcken oder Regenschirmen unter den Sitz der Imperiale zu schieben, welche wir der freieren Aussicht wegen gewählt hatten. Der Conducteur hatte sehr wohl gemerkt, daß die Stöckchen, welche ich beim Aufladen nicht ihm, sondern nur Freund Roß anvertraut hatte, ein ziemlich bedeutendes Gewicht besäßen, allein in Berücksichtigung der guten Cigarren, der deutschen Sprache und der später geschlossenen Freundschaft hatte er unsere Austernschleppe durchschlüpfen lassen, und uns nur beim Abladen in St. Malo mit einer Art spitzfindigen Lächelns bemerkt, unsere Regenschirme müßten wohl von einer neuen deutschen Erfindung sein, denn sie schienen gewaltig schwer und unbequem zu handhaben.

Den 2. September.

Wir haben uns nun schon völlig eingewohnt und so vollauf zu thun gefunden, daß wir kaum wissen, wohin unsere Aufmerksamkeit zuerst wenden. Ein Paar Excursionen in der Nähe, so wie ein Ausflug auf eine etwas entferntere Felsengruppe, der **jardin** genannt, haben uns eine überreiche Ausbeute von Thieren aller Art geliefert. Unsere großen Glasgefäße bieten einen herrlichen Anblick dar. Wir haben sie mit grünen, weißen und rothen Tangarten ausgefüllt, deren zarte Farben einen herrlichen Grund bilden für all das Gethier, welches auf ihnen herumklettert. Zu genauerem Ansehen sind wir noch nicht gekommen. Ich hatte geglaubt, mir eine ziemliche Uebersicht der verschiedenen Formen verschafft zu haben, welche die Thierwelt an den westlichsten Küsten Frankreichs darbietet; ich hatte zu diesem Endzwecke sowohl die Bibliothek, als auch einige Thierklassen in der Sammlung des Pflanzengartens zu Paris durchmustert; — jeder neue Fund aber überrascht mich in meiner Unkenntniß, und oft erst nach langem Hin- und Hersinnen finde ich, daß das vor mir liegende räthselhafte Thier aus Büchern und Abhandlungen ein alter Bekannter ist, zu dessen

Erkennung freilich oft eine nicht geringe Divinationsgabe gehört, da die Abbildungen von Seethieren, welche wir besitzen, meist nur verzerrte Carrikaturen sind.

Mit jeder Ebbe rücken wir hinaus, dem zurückweichenden Wasser nach, welches stundenweite Strecken vor uns abdeckt. Ein äußerst feiner, aber dennoch fester Granitsand bildet den Boden und bietet uns eine reiche Ausbeute von Würmern, die in tiefen Röhren innerhalb des beweglichen Elementes hausen. Ueberall zeigen sich kleine Löchlein, etwa wie Löcher der Regenwürmer, in unserm Gartenlande, aus denen bei der Annäherung helles Wasser hervorzuquillen scheint. Beim Nachgraben entdeckt man, daß alle diese Löcher von Kiemenwürmern bewohnt sind, welche während der Ebbe sich zurückziehen, und von den Fischern eifrig als Köder gesucht werden. Der sogenannte Pierer (Carenicola piscatorem Linné's), der Dir ohne Zweifel von der Nordsee her bekannt ist, findet sich hier in ungeheuerer Menge. Es ist ein häßlicher Wurm von dunkelbrauner, nach hinten mehr grünlich gelb schillernder Farbe, dessen Kopfende bedeutend dicker, als das ziemlich zerbrechliche Hinterende ist. Mit den kurzen Borsten, welche in Doppel-

reihen auf beweglichen Höckern längs des Leibes stehen, vermag das Thier sich mit großer Schnelligkeit in dem Sande hinabzuarbeiten, so daß es ziemlich schnellen Grabens bedarf, um vollständige Exemplare herauszubefördern. Einen wunderschönen Anblick gewähren die büschelartigen Kiemen, welche paarweise in der Mitte des Leibes stehen, und abwechselnd sich strotzend mit hellrothem Blute anfüllen und dann wieder farblos zusammenfallen. Wir haben mehre Exemplare dieser Thiere tagelang in unseren Glasgefäßen lebendig erhalten und uns des Anblickens dieser Kiemen erfreut, die als ganz unscheinbare Quästchen schlaff herabhängen, sobald man den Wurm aus dem Wasser zieht oder ihn in Weingeist aufbewahrt.

Wissen möchte ich, wovon das Thier eigentlich lebt. Es hat, wie du wohl weißt, einen vollkommen geraden cylindrischen Darm, der beständig mit Sand und Granitfragmenten angefüllt ist und es scheint ein wahres Wunder, daß die feinen Häute des Darmes nicht beständig von diesen eckigen Fragmenten verwundet und zerrissen werden. Das Gewicht dieses Darminhaltes ist so bedeutend, daß das hintere Ende des Wurmes meistens abreißt, sobald man den Wurm an dem

vorderen Ende packt und frei in die Höhe hebt. Eine solche Verstümmelung scheint indessen nur von geringem Einflusse auf das Leben der Bestie zu sein, wenigstens haben die verstümmelten Exemplare eben so lange in unseren Gefäßen gelebt, als die vollkommen unversehrten.

Ebbe und Fluth sind hier in St. Malo mit am bedeutendsten auf dem ganzen Erdenrunde. Der Umfang derselben wechselt ebensowohl, wie die Stunde ihres Eintrittes, von Tag zu Tag, und die stete Veränderung, welche die Landschaft unter dem beständigen Wechsel darbietet, könnte allein schon hinreichen, uns Tage lang zu beschäftigen. Die Bucht, an deren Ufer St. Servan ausgebreitet liegt, beschreibt einen weiten nach Westen geöffneten Halbkreis, der einerseits von der umwallten Häusergruppe St. Malo's, andrerseits von einem weit vorspringenden Felsen geschlossen wird, auf welchem das Fort von St. Servan die Einmündung der Rance, eines kleinen Flusses, bestreicht. Der verwitterte Granit bildet eine Unzahl von Klippen, die meistens bei hoher Fluth von dem Meere überdeckt werden, bei Ebbe hingegen einen wahren Archipelagus kleiner Inselchen bilden, an denen die Wellen schäumend branden. In weiterer Entfernung streckt sich unserem Fenster

gegenüber die Küste der Bretagne in das Meer hinein, die man zu Schiffe in einigen Stunden erreichen kann. Gerade vor uns liegt, auf einer von allen Seiten vom Meere umspülten Insel, die feste Harbourg, auf deren Zinnen die dreifarbige Fahne flattert. Hinter dem Hafendamme von St. Malo erheben sich in unmittelbarer Nähe des Landes einige Felsenriffe, welche ebenfalls theilweise von Festungswerken gekrönt sind. Bei der Ebbe kann man sich trockenen Fußes von dem festen Lande aus auf diese Felsen begeben, während bei der Fluth die Dampfschiffe zwischen ihnen und dem festen Lande durchsteuern mit eben so großer Sicherheit, als seie nie etwas anderes, denn Wasser an dieser Stelle gewesen.

Der Eine dieser Felsen heißt der Grand Bé, und auf diesem hat Chateaubriand, der in St. Malo geboren wurde, sich einstweilen sein Grabmal anlegen lassen. Die badende Welt pilgert, wie Du Dir leicht denken kannst, bei jeder Ebbe in Schaaren nach der niedrigen Mauer, die einst die Reste des berühmten Schriftstellers umschließen soll, für dessen Ruf es vielleicht besser gewesen wäre wenn er sich hineingelegt hätte, ehe das Leben des

Trappisten Rancé geschrieben war. Uns interessirte weit weniger die Grabesstätte da oben, als das lebendige Treiben der zahlreichen Thiere, welche in den Felsenspalten an dem Fuße des Grand Bé während der Ebbe sich einnisten.

Vorgestern machten wir die erste Excursion zu Schiffe nach der Felsengruppe des Jardin, den uns die Pariser Freunde als besonders reich empfohlen hatten. Da wir den ganzen Tag draußen bleiben wollen, so hat uns Frau Herwegh ein reichliches Frühstück in die Barke eingepackt, und sich sogar ohne Mühe entschlossen, uns auf der Fahrt zu begleiten. Man hat uns vor den Fischern von Profession gewarnt, dagegen gerathen, uns an Leute zu wenden, welche in den Ueberfahrtsbarken des Hafens ihre bescheidene Nahrung verdienen und nachgiebiger sein sollen, als die Fischer, bei welchen Arroganz und Unwissenheit in gleichem Verhältniß stehen soll. Der Patron unserer Barke ist schon ein ältlicher Mann mit ziemlich verwittertem Gesichte, aber gutmüthigem Ausdrucke. Er sitzt ebenso, wie sein Matrose, mit bloßen Füßen in der Barke, und nachdem er Madame dieser Unschicklichkeit wegen um Verzeihung gebeten, gibt er uns den

guten Rath, seinem Beispiele zu folgen, da wir leicht einige Wellen über Bord bekommen könnten und das Schuhwerk von dem Seewasser ganz außerordentlich angegriffen werde.

Nach einer stundelangen Fahrt etwa langen wir auf den niedrigen Felsen an, welche nur eben kaum von dem Meere entblößt sind, das sie während der Fluth überspült. Das Gestein ist überdeckt von einem wahren Walde von Meergewächsen, unter denen sich an dem Rande des Wassers namentlich die handbreiten Blätter der Laminarien auszeichnen. Unter jedem Tritte knirschen die Balanen, welche alle leeren Stellen überziehen. Die Barke wird in einem sicheren Einschnitte des Felsens unter dem Schutze des Matrosen zurückgelassen und wir zerstreuen uns auf der Oberfläche dieses Gartens mit Gläsern, Blechbüchsen und Fangnetzen bewaffnet. Durch das Anschlagen der Meereswellen sind die Felsen überall abgerundet und die leichter verwitterbaren Stellen ausgewaschen. Ueberall sind kleine Tümpel mit kristallhellem Wasser angefüllt zurückgeblieben, in welchen zahlreiche Thiere aller Art sich umhertreiben. Die losen Steine und die größeren Felsblöcke sind auf ihrer Oberfläche mit

Balanen bedeckt, während unten, wo sie in dem Wasser stehen, sich eine Unzahl fest sitzender Meerthiere angesiedelt hat. Es ist unmöglich, eine reichere Farbenpracht, eine größere Mannichfaltigkeit von Formen und Gestalten aller Art zu erfinden, als die Unterflächen der Steine bieten, die wir umkehren und ablesen.

Die einfachen und zusammengesetzten Seescheiden (Ascidien) sind es besonders, welche zuerst unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Ueberall sitzen größere oder kleinere Massen dieser gelatinösen Wesen, die aus hunderten von Individuen zusammengesetzt sind und auf deren bunter Oberfläche meist sternartige Figuren in glänzenden Farben sich auszeichnen. Zwischen ihnen zeigen sich kleinere isolirte Seescheiden, deren kristallhelle Körper mit der größten Leichtigkeit sämmtliche Organe wahrnehmen lassen, welche sich im Innern der Leibeshöhle finden. Mit dem flach gehaltenen Messer werden diese Körper so vorsichtig als möglich abgehoben, um die Unterfläche, mit welcher sie auf den Steinen festsitzen, nicht zu verletzen. Einige kleinere mit besonders hübschen Formen besetzte Steine schleppt der Schiffspatron in den Zuber an Bord

Anfangs lächelt der gute Mann über unser scheinbar thörichtes Beginnen und begreift nicht, wie wir ihm einen Thaler bezahlen können, nur um uns so gemeines Zeug zu verschaffen, dessen man an allen Felsen im Ueberflusse finden könne; später aber findet er selbst Interesse daran und bezeugt eine große Freude über jede neue Art, die er entdeckt.

Eine Anzahl räthselhafter Gebilde, welche zwischen den Ascidien an den Steinen festgewachsen sind, erregt eine lebhafte Discussion, deren Schlichtung mit den vereinigten Kenntnissen des suchenden Kleeblattes unmöglich wird. Kleine, weißgelbe spindelförmige Körper, Reiskörnern nicht unähnlich, sitzen dichtgedrängt an den Felsen und lassen sich nur mit Mühe von denselben lostrennen. Die meisten dieser Körner sind an dem freien Ende verschlossen, einige indessen durch ein kleines rundliches Loch geöffnet. In den verschlossenen Kapseln, die eine lederartige Consistenz haben, zeigen sich einzelne Körper von weißlich gelber Farbe, die etwa die Größe eines kleinen Stecknadelkopfes haben. Wir geben uns viele Mühe, die Natur dieser eigenthümlichen Körper zu enträthseln, die der Eine für Ascidien, der Andere für Polypenkapseln, der Dritte

vielleicht gar für vegetabilische Organismen zu halten geneigt ist. Erst eine aufmerksamere, mikroskopische Untersuchung, die wir zu Hause anstellen, belehrt uns, daß die Reiskörner nichts anderes sind, als Eierkapseln, und die in ihnen enthaltenen weißen Körperchen Embryonen irgend einer Schnecke, von welchen mannigfaltige Arten auf dem Boden der kleinen Tümpel umherkriechen.

Doch mit diesen verschiedenen Wesen ist die Fauna der Geschöpfe, welche wir auf der Unterfläche der Steine finden, noch bei Weitem nicht beendet. Hie und da zeigt sich ein schön schwefelgelber Gallerthaufen, etwa von der Größe einer halben Wallnuß, auf dessen Oberfläche sich zierliche Zeichnungen befinden, die etwa wie die Sparren eines Gebälkes in einander greifen. Das Thier sitzt mit einer breiten Sohlenfläche auf den Steinen auf, und läßt beim Umdrehen an der vorderen Hälfte zwei cylinderische Fühlhörner gewahren, an deren Basis ein Paar kleine punktförmige Augen sitzen. Offenbar ist es eine Schnecke. Bei näherer Untersuchung finden wir auch rechts in einem Schlitze zwischen dem schwefelgelben Mantel und dem breiten Fuße einen Büschel freier Kiemen und auf dem

Rücken in den Mantel selbst eingeschlossen eine äußerst durchsichtige dünne Schale, die nur ein zartes ovales Blättchen darstellt. Wir erkennen einen Pleurobranchus, und Roß, den die zarte Färbung und die gallertartige Durchsichtigkeit unserer Schnecke anziehen, beschließt, sich intensiv mit ihrem Studium zu beschäftigen.

Es fällt uns auf, daß wir so wenig Thiere aus der Classe der Echinodermen oder Stachelhäuter finden. Kein Seeigel, kein Seestern, die doch weiter nördlich an der normanischen Küste in so großen Quantitäten vorkommen sollen, daß man sie als Dünger auf den Feldern benutzt. Nur eine ganz kleine Art kurzarmiger Seesterne, die fast ein reguläres Fünfeck darstellen und höchstens den Umfang eines Guldenstückes erreichen, findet sich hie und da festgesogen auf den glatten Steinen. Sie lassen sich nicht leicht von denselben lößen, ohne einige der zahllosen gestielten Saugnäpfe zurückzulassen, durch deren Hülfe sie sich anheften und weiter ziehen. Wir haben uns manchmal an der Art und Weise ergötzt, wie sie an den glatten Wänden unserer Glasgefäße in die Höhe kriechen. Die Ambulakren, wie diese gestielten Saugnäpfe in der zoologischen Kunstsprache

genannt werden, verlängern sich so ungemein, daß sie dünnen Zwirnfäden gleichen. In dieser Gestalt tasten sie wurmartig umher, bis das kleine Scheibchen, welches an dem vorderen Ende befestigt ist, einen geeigneten Anhaltspunkt gefunden hat. Es heftet sich an. Eine Menge anderer Ambulakren, die sich in der Nachbarschaft hervorschieben, folgen seinem Beispiel. Sobald eine hinlängliche Anzahl dieser Organe sich festgesogen hat, lassen die übrigen los, die festgehefteten ziehen sich zusammen und so wird, wie durch Taue, der ganze scheibenförmige Körper heraufgewunden, festgestellt und durch die Wiederholung desselben Manövres auf's Neue eine Strecke weiter gezogen.

Auch einigen Ophiuren oder Schlangensternen begegnen wir in den Ritzen der Steine. Du weißt, daß sie sich von den gewöhnlichen Seesternen dadurch unterscheiden, daß sie eine fast runde Scheibe besitzen, an welcher mehre verhältnißmäßig sehr lange Arme befestigt sind, welche eine bedeutende Beweglichkeit besitzen und nicht, wie bei den Seesternen, Fortsetzungen des Magens und der Eierstöcke in sich aufnehmen. Der Name „Ophiure", „Schlangenstern" ist in der That recht glücklich gewählt; denn diese

Arme schlängeln und winden sich beständig nach allen Richtungen hin, und brechen eben so leicht wie unsere Blindschleichen bei dem geringsten Anfassen in Stücken. An einigen Ophiuren, die wir finden, bemerken wir grüne Säcke, die fest an der Basis des Armes hängen, und die ich in meiner Leidenschaft für Eier und Embryonen, sogleich als Eiersäcke reclamire. Ich kann kaum die Nachhausekunft erwarten, um diesen wichtigen Fund genauer zu untersuchen. Mit welcher gespannten Erwartung ich an das Werk gehe! Die nothdürftigen Notizen von Sars über die Entwickelung der Seesterne sind das einzige, was wir von der Embryologie der ganzen so wichtigen Classe der Echinodermen besitzen. Jetzt habe ich ein reiches Material in Händen, denn drei oder vier Exemplare solcher Ophiuren mit Eiersäcken sind schon gefunden und es läßt sich erwarten, daß noch mehrere werden in unsere Hände fallen. Wir besprechen uns schon über Art und Weise der Publication einer grandiosen Abhandlung, welche die Entwicklungsgeschichte der Ophiuren bebetreffen wird. All unsere Kunst soll aufgewendet werden, die Zeichnung so glänzend als möglich auszustatten; die Akademie wird uns ohne Zweifel das

zum Stiche der Tafeln nöthige Geld bewilligen und den Druck des Werkes übernehmen.

Alles dies wird beim Frühstücke verhandelt, das wir auf der Spitze der Klippe, rund um unsere freundliche Wirthin gelagert, einnehmen. Der Himmel ist hell und klar, und die Sonne so warm, als wären wir im Anfange des August und nicht in den ersten Tagen des September. Zu unseren Füßen spielen die Wellen, in denen ein unbestimmtes Schwanken der Oberfläche sich kund gibt, da es gerade die Zeit der höchsten Ebbe ist. Weit von uns, draußen über den letzten Felsen, welche aus der blauen Fläche hervorstarren, hinter dem **Fort de la Conchée**, dem letzten Vorposten des festen Landes, schaukeln sich einige Schiffe, welche die Fluth erwarten, um mit ihr in den Hafen einzulaufen. In unserer Nähe stehen, halb in Wasser getaucht, die zahlreichen Glasgefäße, denen wir unseren Fang anvertraut haben. Schon während unseres Umhersuchens haben wir einigermaßen sortirt, und jetzt wird, während einer dem andern seine Beute zeigt, mit dieser Trennung fortgefahren, die schon um deßwillen nothwendig ist, weil viele dieser Thiere selbst in der Gefangenschaft die andern anfallen und verzehren.

Das eine Glas nimmt die Würmer auf. Wir haben deren eine große Anzahl unter den Steinen gefunden und können uns nun schon mit den einzelnen Typen dieser Thierklasse vertrauter machen. Die Einen sind Röhrenbewohner, sie bauen sich in den Ritzen der Steine, in dem Sande, welcher hie und da den Boden der kleinen Tümpel bildet, vielfach gewundene Röhren, die aus verklebten Muschelstückchen, Sandkörnern, Steinchen und anderem Material dieser Art bestehen. Der Wurm, welcher diese zarten, leicht gebrechlichen Röhren bewohnt, wird zuweilen fingerdick, und im Zustande der Ausdehnung bis über eine Elle lang. Er hat, wie alle übrigen röhrenbewohnenden Würmer, keinen deutlich gesonderten Kopf, und keine anderen Sinnesorgane in der Nähe des Mundes, als nur einen Kranz außerordentlich contractiler Fangfäden. Wir haben oft Stunden lang in unseren Gefäßen dem Spiele dieser Fangfäden zugeschaut. Sie scheinen wahrlich ein fast unabhängiges Leben zu besitzen, da sie selbst mehre Tage lang nach der Trennung von dem Thiere sich ebenso bewegen, zusammenziehen und ausdehnen, wie wenn sie noch mit demselben zusammenhingen. Hat man das Thier aus seiner

Röhre genommen, so bedient es sich vorzüglich dieser Fangfäden, um sich von einer Stelle zur andern zu bewegen und schwimmt sogar mittelst derselben langsam an der Oberfläche des Wassers hin. Zu diesem Endzwecke breitet es die ganze Büschelkrone der Fangfäden an der Oberfläche des Wassers aus, und während diese vorzugsweise nach einer bestimmten Richtung hin angelnd sich ausdehnen und zusammenziehen, wird der spiralförmig aufgewundene und möglichst zusammengezogene Leib schwebend an der Oberfläche des Wassers hingeschleppt. Die Weichheit dieser Würmer ist außerordentlich. Ihr Körper zerreißt bei der leisesten Berührung und ihre Fangfäden sind so schwach, daß sie fast bei jedem Versuche, sie zu brauchen, einige dieser Fäden verlieren. Lange haben wir die Thiere niemals in unsern Gefäßen erhalten können. Es fehlte ihnen, wie es schien, an der gehörigen Nahrung und nach wenigen Tagen zerflossen die weichen Leiber und steckten durch ihre Fäulniß noch obenein das Wasser des ganzen Gefäßes an.

In weit geringerer Menge fanden sich diejenigen Würmer, welche frei unter Steinen umherschweifen und im Gegensatze zu den Röhrenbewohnern eine große Beweglichkeit zeigen. Alle diese Thiere winden sich

mit überraschender Behendigkeit zwischen Steinen und Pflanzen durch, wobei ihnen die kurzen Borsten, welche zu beiden Seiten ihrer Leibesringe stehen, vortrefflich zu Statten kommen. Es waren besonders die kleineren Arten solcher Würmer, die sich in den Tümpeln des Jardin ziemlich häufig fanden. Wir haben bis jetzt noch nicht daran denken können, sie genauer zu studieren, da uns andere Dinge mehr angezogen haben, und uns auch fast alle Hülfsmittel abgehen, um diese kleineren Thiere genauer zu bestimmen.

Den krebsartigen Geschöpfen ist ein anderes Glas angewiesen worden. Die Krabben, die Garneelen, welche von den hiesigen Einwohnern „Crevetten" genannt werden, und die schmarotzenden Eremitenkrebse zeichnen sich besonders durch ihre Menge aus. Hummer und andere große Seekrebse habe ich noch nicht zu sehen bekommen, wie man denn überhaupt in St. Malo nicht hoffen darf, diejenigen Seethiere auf dem Markte zu erhalten, welche in Paris käuflich sind. Die Gourmands wissen recht wohl, daß man die schönsten Seefische nicht in Havre, sondern in Paris ißt, und zu den Fischen gehören ja bekanntlich, der kirchlichen Zoo-

logie zufolge, nicht nur die Ottern und die Wasservögel, sondern auch die Krebse. Doch das nur im Vorbeigehen! Den Fang der Garneelen und anderer kleiner Krebse, die zu dieser Familie gehören, können wir füglich den Bewohnern von St. Malo und St. Servan überlassen, welche in diesem Geschäfte eine große Gewandtheit besitzen und schaarenweise der Ebbe nachziehen, um in den Gräben und Vertiefungen des Strandes diese behenden Schwimmer aufzufischen. Es haben uns diese Thiere mannichfach hintergangen. Wie der Blitz schießen sie durch das Wasser von einer Stelle zu der andern, so daß man kleine Fische vor sich zu sehen glaubt. Zu dieser Täuschung trägt noch die lange gestreckte Gestalt und die, Milchglas ähnliche Durchsichtigkeit nicht wenig bei. Nach dem Tode werden sie roth, ebenso wie durch's Kochen, und da wir bis jetzt nur rothe Garneelen gesehen und gegessen hatten, so waren wir nicht wenig überrascht, am andern Tage in den gestorbenen Exemplaren alte Bekannte wiederzufinden, welche wir in dem Kleide des Lebens durchaus nicht wieder erkannt hätten. Diese Unähnlichkeit zwischen einer lebendigen und todten Garneele ist sogar so auffallend, daß sie uns gestern einen nicht geringen Spaß bereitete. Freund

Bakunin, welcher uns ebenfalls hierher gefolgt ist, und unendliche Thaten morgens beim Frühstücke an den Crevetten thut, die er außerordentlich gern ißt, kam gestern athemlos mit der Nachricht, er habe beim Baden ein höchst merkwürdiges Thier gefangen, das etwa eine Gestalt habe wie ein Krokodill, aber mit ganz langen Hörnern versehen sei, die ihm aus dem Kopfe hervorstünden, und mit denen es ganz seltsam um sich fahre. Er verlangte, daß wir sogleich einen neuen Genus-Namen für dasselbe ausdenken und die Art ihm widmen sollten. Nach langem Beschreiben der außerordentlichen Merkmale, welche dieses Thier besitzen sollte, läßt er sich endlich bewegen, es aus seiner Wohnung herüberzuholen, wo er es in einem Gefäße mit Wasser aufbewahrt hat. Welch unauslöschliches Gelächter ergriff uns, als er eine lebende Crevette beibrachte! Erst nachdem wir das Krebslein in siedendes Wasser geworfen, erkannte er die Richtigkeit unserer Diagnose an, und verspeiste sein Krokodill en miniature mit nicht geringem Appetite.

Die Bernhardinerkrebse, die sich zu hunderten in jeder Lache finden, beschäftigen unsern Freund Bakunin ebenfalls sehr. Er hat sich eine ganze

Sammlung von verschiedenen Muschelarten, die alle von solchen Schmarotzerkrebsen bewohnt sind, in einigen Schüsseln auf seiner Stube angelegt, und studirt nun mit großem Eifer die Sitten und Gebräuche dieser kuriosen Geschöpfe, die sich in ihren geborgten Gehäusen eben so wohl befinden, als andere Schnecken in der selbstgebauten Wohnung. Bakunin hat daraus den Schluß gezogen, daß der Communismus in der natürlichen Ordnung der Dinge vollkommen begründet sei, und daß diejenigen Menschen, deren Anlagen mit den Bernhardinerkrebsen einige Analogie hätten, auch vollkommen berechtigt seien, die Häuser Anderer, als die ihrigen anzusprechen. Nun sei aber gerade der Neid eine der wesentlichsten Grundeigenschaften des menschlichen Gemüthes, das stets dasjenige zu besitzen wünsche, was schon Anderen angehöre und aus diesem Grunde müsse man denn auch anerkennen, daß der Communismus nothwendig dem Menschengeschlechte im Ganzen vindicirt werden müsse. Um aber bei den Bernhardinerkrebsen stehen zu bleiben, so könne man doch wahrlich nicht verlangen, daß Geschöpfe mit so weichem Hinterleibe, wie diese Eremiten, sich ohne eine Hülle ihres Hinterleibes

allen Gefahren des Meeres preisgeben sollten, und auch aus dieser Nothwendigkeit fließe demnach ihre Berechtigung, die Muscheln ihrer Schale zu berauben, und sich selbst dafür hineinzusetzen. Indeß darf ich nicht übergehen, daß die psychologischen Studien Bakunins über die Bernhardinerkrebse schon zu dem Resultate geführt haben, daß diese Herrn Nachts ihre Gehäuse verlassen und frei draußen herumspazieren.

Vorgestern ist nun einigen dieser nächtlichen Spaziergänger ein fataler Streich begegnet. Während ihrer Abwesenheit von dem Gehäuse hatten sich einige jüngere Genossen in die verlassenen geräumigeren Schalen geräuschlos eingemiethet, und als die Besitzer dieselben beim Anbruche des Tages wieder beziehen wollten, vertheidigten sich die Usurpatoren so mannhaft gegen die rechtmäßigen Besitzer, daß die Belagerer unverrichteter Sache abziehen mußten. Bakunin hatte während der Nacht einen gräulichen Rumor in der Schüssel gehört und fand nun am Morgen die zwei Ausgetriebenen nackt und blos vor den Gehäusen sitzen, welche man ihnen zurückgelassen hatte, die aber zu enge waren, als daß sie hätten bezogen werden können. Baku-

nin versicherte, daß die Unglücklichen ihn ganz melancholisch aus ihren dunkelgrünen Augen angesehen hätten und daß er manchmal im Begriffe gewesen sei, sie in den legitimen Besitz ihrer alten Gehäuse wiedereinzusetzen. Doch hatte er auf der anderen Seite wieder einige und auch scheinbar sehr gegründete Zweifel an dieser supponirten Legitimität der Vertriebenen, und so verhielt er sich ganz wie Louis Philipp und Metternich; er betrachtete die Sache als ein **fait accompli** und erhielt den **status quo**. Das ging dann aber den Vertriebenen so zu Herzen, daß sie noch desselbigen Tages das Zeitliche segneten, wodurch ihm auf's Neue ein schwerer Stein vom Herzen fiel, indem er nun nicht mehr für die vertriebenen Legitimen zu sorgen hatte.

Von den Krabben werde ich Dir noch Vieles erzählen müssen. Die übrigen Krebse gehen alle rückwärts und zwar in plumper Weise geradezu rückwärts, weßhalb sie auch zum Gespötte der Welt geworden sind. Die Krabben sind bei weitem klüger, sie haben zwar ebenfalls die Tendenz rückwärts zu gehen, lassen sich's aber nicht gerne merken, und laufen deßhalb mit spitz nach unten gekrümmten

Beinen auf die Seite, und dann wieder auf die andere, bis sie endlich in mehren Zickzacklinien doch um ein Erkleckliches rückwärts gekommen sind. Nichts Lächerlicheres als so ein Taschenkrebs, der mit seinen zehn Beinen ebenso gelenk auf die Seite traversirt, als der geübteste Tänzer im chassé croisé. Die langen Augenstiele werden dabei gerade nach vornen ausgestreckt und da man dieser seitlich schnellen Bewegung gar nicht gewärtig ist, so entwischt die Krabbe mit großer Leichtigkeit und ist im Nu unter dem Sande oder in einer Felsenritze verschwunden.

Von den Molluskken, Schnecken und Muscheln und den herrlichen Polypen, die wir gefischt haben, erzähle ich dir ein andermal, zumal da ich einige kleine Thierchen aus der Familie der Nacktkiemer gefunden habe, die mich vielleicht noch längere Zeit beschäftigen werden, wenn anders die Ophiureneier mir die Zeit dazu übrig lassen. Die Heimfahrt von dem Jardin nach St. Malo war entzückend schön. Die Wellen der heranbrausenden Fluth trugen uns fast ohne Ruderschlag an der Insel Césambre vorüber schaukelnd dem festen Lande entgegen, und wir waren so reich an neuen Eindrücken, daß wir

trotz unserer Müdigkeit noch bis spät in die Nacht hinein bei einem Glase Grog von all den schönen Dingen plauderten, die wir erfahren hatten.

Den 13. September.

Die Zeit des Sammelns scheint für mich schon beinahe vorüber. Den ganzen Tag sitze ich wie angekettet hinter Mikroskop und Zeichenbrett so angestrengt und fleißig, daß ich mir kaum die Zeit zum Seebade nehme und Roß behauptet, die Augen stünden mir Abends vollkommen quer im Kopfe. Herwegh geht freilich alle Tage regelmäßig hinüber nach St. Malo, wo die Wellen der andringenden Fluth weit stärker und heftiger sind, als in der stillen Bucht von St. Servan, die durch den Felsendamm St. Malo's gegen den unmittelbaren Anstoß der Fluthwellen geschützt ist. Zum Ersatz für die fehlenden Wellen haben aber Roß und ich die Satisfaction, daß das halbe Städtchen am Strande zusammenläuft, um unsere Schwimmkünste zu bewun-

dern, die für St. Servan ganz außerordentlich sind. Unsere Hauswirthin hat uns erzählt, daß ihr Mann fast der einzige Eingeborne von St. Servan sei, welcher schwimmen könne, während alle Uebrigen, Matrosen und Fischer nicht ausgenommen, dieser edlen Kunst vollkommen baar und blos seien. Es ist das kaum glaublich, aber doch vollkommen wahr und an den Schweizerseen habe ich ganz analoge Erfahrungen gemacht. Sämmtliche Bootsführer von Neufchatel z. B., die doch ihr ganzes Leben auf dem Wasser zubringen, und scheinbar durch ihre Beschäftigung darauf angewiesen sind, können durchaus nicht schwimmen, eine Indolenz, die in der That unbegreiflich erscheint.

Doch um auf meine Beschäftigung zurückzukommen. Du glaubst wohl, ich säße hinter den Eiern der Ophiuren, und beobachtete deren Entwicklung mit so unverwüstlichem Eifer; ich muß Dir beschämt meine Täuschung eingestehen. Die vermeintlichen Eiersäcke waren nichts anderes, als schmarotzende kleine Krebschen, die sich an den Armen der Ophiuren festgehackt hatten, und zu der Familie jener ungestalteten Lernäen gehören, deren Krebsnatur erst in neuerer Zeit festgestellt worden ist.

Dahin sind unsere schönen Träume von außerordentlichen Entdeckungen; ich war so zornig über mich selbst, daß ich Ophiuren und Lernäen zum Fenster hinauswarf, und mich gar nicht mehr damit abgeben mochte.

Doch Du wirst mich fragen, worin denn eigentlich nach dem Verluste der Ophiureneier meine Arbeit bestehe. Wir haben auf Steinen, die mit einem ganz eigenthümlichen feinfaserigen Ueberzuge grüner Algen bedeckt sind, ein kleines Schneckchen gefunden, das gerade jetzt in Paris mannichfachen Spektakel erregt hat und uns deßhalb doppelt interessant ist. Die größten Exemplare, welche wir besitzen, sind etwa von der Länge eines Nagelgliedes und im Allgemeinen von einer Gestalt, die derjenigen unserer gewöhnlichen nackten Gartenschnecke ähnelt. Das Thier ist vollkommen nackt, es trägt weder auf dem Rücken, noch in der Haut desselben eine Spur von Schale, der vordere Theil des Körpers ist ziemlich cylindrisch, gerade abgestutzt, und an der unteren Fläche mit einer kriechenden Sohle versehen, mittelst deren das Thierchen sich bewegt. So weit gliche Alles etwa unseren gewöhnlichen Gartenschnecken. Die Fühlhörner aber sind in ganz anderer

Weise gestaltet. Unser Thierchen besitzt deren nur zwei, die zu beiden Seiten des Kopfes schief nach Außen gerichtet stehen und aus einer eingerollten Lamelle gebildet sind. Sie können wohl ein wenig verkürzt und verlängert, aber nicht in der Weise eingezogen werden, wie die Fühlhörner unserer Gartenschnecken. In ziemlicher Entfernung hinter den Fühlhörnern sitzen in der Haut des Rückens zwei schwarze glänzende Punkte, die Augen. Nach hinten zu läuft der Mitteltheil des Körpers scheinbar in einen Sack aus, an den sich ein breites blattartiges Gebilde setzt, welches sich in Lanzettform nach hinten zu verschmälert, und mit einer feinen braunen Spitze aufhört. Diese blattartige Verlängerung des Körpers, welche um das Dreifache breiter ist, als der Kopf, wird von dem Thierchen meistens nach oben zusammengeschlagen, so daß es beim Kriechen gleichmäßig von vornen nach hinten verschmälert erscheint. Eine lebhaft blaßgrüne Farbe, welche hie und da durch hellblaue und weiße Flecken erhöht ist, läßt das Thierchen unter den grünen Algen sehr leicht übersehen. Herwegh war besonders glücklich in Auffindung desselben, da er den für feinere naturwissenschaftliche Untersuchungen unschätz-

baren Vorzug der Kurzsichtigkeit im hohen Grade besitzt. Mit seiner Hülfe hatten wir bald eine ganze Menagerie von Actaeons, so heißt das Thierchen, zusammengebracht, und da sie gerade in der Fortpflanzungszeit sich befanden, so erhielten wir allnächtlich von den Gefangenen ziemlich große Quantitäten von Eiern, die denn, wie Du leicht denken kannst, mich wesentlich in den letzten Zeiten beschäftigten.

Der Actaeon gehört zu derjenigen Gruppe von Mollusken mit freien Kiemen oder auch ohne sichtbare Respirationsorgane, welche in der neuesten Zeit namentlich den lebhaftesten Streit erregt hat. Du weißt, daß zwei jüngere Vorkämpfer der naturforschenden Parteien in Paris, die Herrn Quatrefages und Souleyet, seit einiger Zeit wegen der Anatomie der Mollusken mit nackten Kiemen einander in den Haaren liegen. Der ganze Streit ist viel zu heftig, wird mit zu viel Erbitterung geführt, als daß man glauben könnte, die Persönlichkeiten dieser Herrn seien allein dabei betheiligt.

Die wissenschaftlichen Streitigkeiten der Hauptstadt unterscheiden sich gerade dadurch von den Kämpfen der homerischen Helden, daß bei diesen

letzteren die Hauptthelden im Vordertreffen kämpften, während die Untergebenen und das gemeine Volk hinter ihnen sich in weniger activer Weise an dem Kampfe betheiligten, aber desto mehr schimpften und schrieen. In Paris aber werden die Vorpostengefechte von den geringeren Adepten der streitenden Parteien geführt, und die Streiche gelten vorzüglich den Matadoren, welche im Hintertreffen commandiren, aber nur höchst selten in eigner Person hervortreten. So geht es denn auch hier. Aendere die beiden oben genannten Namen um in diejenigen von Milne-Edwards und Blainville, und die ganze Bedeutung des Streites, seine hartnäckige Führung wird Dir mit einem Blicke klar werden.

Blainville ist der Repräsentant einer veralteten Ansicht in der Zoologie. Er behauptet, die Thiere bildeten eine einzige Stufenleiter, welche sich von dem niedrigsten Infusorium bis zu dem höchsten Geschöpfe, dem Menschen, hinanziehe. In dieser Stufenleiter sei keine Unterbechung, nicht einmal ein gewisser Parallelismus einzelner Bildungen zu finden. Von einer jeden Art könne man unbedingt nachweisen, in wiefern sie immer andern untergeordnet oder vorgezogen werden müsse. In dieser

Weise construirt er auch wirklich in seinen Vorlesungen die thierische Welt. Daß er dabei mit ungemeiner Willkührlichkeit zu Werke geht, ist von vornherein ersichtlich. Doch dies ist nicht die einzige Seite, welche Herrn Blainville von jeher die manichfachsten Gegner zugezogen hat. Die Persönlichkeit dieses Mannes hat ebenfalls mächtig dazu beigetragen, seiner Schule, die er selbst die „finalistische“ nennt, mehr Gegner als Schüler zu gewinnen. Blainville ist jetzt der finstre Geist, der, das jesuitische Glaubensbekenntniß in der Hand, in den naturwissenschaftlichen Bestrebungen Frankreichs den verderblichsten Einfluß ausübt. Ausgerüstet mit großem Scharfsinne und umfassenden Kenntnissen, die er sich durch eine eiserne Beharrlichkeit erwarb, benutzt er diese Hülfsmittel nur um Alles zu begeifern, was seiner Alleinherrschaft in der Zoologie hindernd in den Weg treten könnte, und wenn Andere in Frankreich ihren Weg dadurch machen, daß sie sich den Männern anschließen, durch deren Einfluß sie vorwärts zu kommen suchen, so hat Blainville sich dadurch emporgearbeitet, daß er seine Wohlthäter an ihre Feinde verrieth, und auf diese Weise den Haß zu benutzen wußte, den

er oft selbst erregte. Im vorigen Jahre hat Blainville ein Buch geschrieben, das mir als Zeichen der Zeit zu merkwürdig erschien, als daß ich es in der Allg. Zeitung hätte unerwähnt lassen können. Früher vollkommner Atheist aus dem einzigen Grunde, weil Cuvier Deist war, hat er sich jetzt der jesuitischen Richtung angeschlossen, und das erwähnte Buch mit einem glatzköpfigen Pfaffen herausgegeben, der in seinen Vorlesungen stets vornenan sitzt. Man staunt wirklich bei dem Lesen dieses dicken dreibändigen Werkes über den Unsinn, den man in unserer Zeit noch zu Tage fördern darf. „Das Studium der Thatsachen sei jetzt vollkommen beendigt" erklärt Herr Blainville in dürren Worten, und durch die katholische These, die er, Herr Blainville, in die Wissenschaft eingeführt, sei auch die Philosophie derselben vollkommen abgeschlossen, so daß den Nachfolgern nichts mehr zu thun übrig bleibe.

Mit diesem einen Satze hast Du das ganze Princip der s. g. finalistischen Schule. Materiell wie geistig ist nach den Principien ihres Meisters kein Fortschritt mehr möglich, und somit auch die ganze Schule zu ewiger Sterilität verdammt.

Wenn du nun bedenkst, daß der Mann, welcher zu solchen Principien sich bekennt, durch seine Stellung in der wissenschaftlichen Hierarchie einen bedeutenden Rang einnimmt, daß er in der Akademie sich durch seinen beißenden Witz eine Partei gemacht hat, die ihn zu sehr fürchtet, um es wagen zu dürfen, anderer Meinung zu sein, daß er eine gewisse Anzahl von Journalen an der Hand hat, die ihn aus Intresse für seine legitimistische und religiöse Parteistellung vertheidigen, so wirst Du einsehen, daß es schon der Mühe werth ist, sich gegen einen solchen Gegner mit allen Stücken zu wappnen und bis zum letzten Ende gegen ihn anzukämpfen. Diese Rolle der Opposition hat Milne-Edwards, vielleicht mehr nothgedrungen als absichtlich übernommen, und bis jetzt auch meines Erachtens siegreich durchgeführt. Von allen Mitgliedern der Akademie ist Milne-Edwards wirklich der Einzige, dem es um den Fortschritt in der Zoologie Ernst ist, und der auch jüngere Talente an sich heranzuziehen und in jeder Weise zu unterstützen sucht. Er erkennt in der Schöpfung, ganz in ähnlicher Weise wie Cuvier, mehrfache verschiedene Typen der Organisation, welche nicht absolut einander untergeordnet werden

können, und verwirft aus diesem Grunde die Blainville'sche Sufenleiter. Den neueren Ideen über den Einfluß der Entwickelungsgeschichte auf die systematische Zoologie hat er besondern Vorschub geleistet und gewiß ist es seine Schuld nicht, wenn die sog. physiologische Schule, wie die Franzosen seine Richtung nennen, nicht schnellere Fortschritte unter seinen Landsleuten macht.

Bei einem Kampfe, welcher scheinbar nur in den wissenschaftlichen Regionen ausgekämpft wird, gilt es doch in Paris wesentlich noch ganz andere Dinge, die mit der wissenschaftlichen Stellung in engster Beziehung stehen; es gilt um den ganzen Einfluß, welchen ein Mann in der Administration, in der Besetzung der Stellen, in den öffentlichen Angelegenheiten ausüben kann. Der Sieger in dem wissenschaftlichen Streite, der die öffentliche Meinung für sich gewinnt, wird dadurch zugleich eine einflußreiche Person im Staate, und wenn er auch weiter gar keine officielle Stellung hätte. Man befragt ihn über die Persönlichkeit der Bewerber um Stellen, die in sein Fach einschlagen, seiner Verwendung gelingt es leicht, Schüler und Freunde durch Empfehlung nach allen Richtungen hin unterzubringen,

und so seine Ansichten in weiteren Kreisen zu verbreiten. In der Akademie, in den Ministerien, in der Kammer finden seine Ansichten Geltung und Anerkennung.

Der Vorpostenkampf, welcher zwischen den beiden oben characterisirten Parteien sich entsponnen hat, dreht sich mit um das kleine Schneckchen, das ich Dir im Anfange dieses Briefes beschrieb. Quatrefages, der sich zu wiederholtenmalen an der französischen Seeküste aufhielt, behauptete, daß bei einer ganzen Gruppe von Mollusken der Blutumlauf mehr oder minder unvollkommen sei, indem statt wirklicher Gefäße mehr oder minder große hohle Räume zwischen den Organen existirten, innerhalb welcher das Blut circulire. Diese Unvollkommenheit, behauptete er, stehe in gerader Beziehung zu der Verästelung, welche der Darmkanal darbiete; bei einigen Arten fänden sich an dem sonst wohl ausgebildeten Darme hie und da einzelne Blindsäcke, in welche der Nahrungsstoff eindringe. Bei den Thieren, wo diese Verästelung des Darmes Statt finde, fehlten dann meistens die rückführenden Venen, an deren Stelle der Raum der Leibeshöhle fungire. In diesen Raum ergösse sich das

Blut, welches auf diese Weise alle Organe umspüle, und dann durch eigene trichterförmige Gefäße in das Herz eindringe. Je weiter nun die Verästelung des Darmkanales gehe, desto mehr trete in demselben Verhältnisse die Vollkommenheit des Blutumlaufes zurück, so daß bei Einigen dieser Mollusken nur noch ein Herz existire, welches das in die Höhlenräume des Körpers frei ergossene Blut in eine unbestimmte Bewegung versetze; bei einigen Mollusken fehle sogar das Herz durchaus, und zu diesen zählte er namentlich den Actaeon, den er ebenfalls an den Küsten der Manche in reichlicher Anzahl getroffen hatte.

Quatrefages hatte bei seinen Beobachtungen fast einzig das Mikroskop benutzt, und, man darf dies jetzt wohl sagen, wirklichen Mißbrauch mit demselben getrieben. Er suchte die kleinsten Exemplare solcher Schnecken heraus, quetschte dieselben zwischen den zwei Glasplatten eines Compressoriums so lange, bis sie durchsichtig genug erschienen, und suchte dann an diesem gequetschten Präparate die Structur der inneren Theile zu erforschen. Allein ich kann Dich jetzt aus eigner Erfahrung versichern, daß diese Methode gewiß höchst ungeeignet ist zur Untersuchung

von solch kleineren Molluskeu. Die Haut, welche diese Thiere einhüllt, ist zu dick, zu undurchsichtig, und zu sehr mit Pigmenten aller Art durchsäet, als daß es möglich wäre, sich eine klare Anschauung der innern Theile zu verschaffen. Man bekommt nur verworrene, unklare oder durch die starke Quetschung dergestalt verzerrte Bilder, daß es bei einziger Anwendung dieser Untersuchungsmethode unmöglich ist, keine Fehler zu begehen. Die Franzosen sind in mancher Beziehung merkwürdige Leute, und stets wahre Sklaven einer einzigen Untersuchungsmethode. Quatrefages, der ein recht genauer Mikroskopiker ist, wendet sein Mikroskop überall an, wo es gar nicht am Platze ist und sein Gegner Souleyet will nur mit Skalpell und Lupe untersuchen und nirgends das Mikroskop anwenden. Du hast dasselbe Verhältniß in dem Streite der beiden Botaniker Mirbel und Gaudichaut. Der Eine untersucht die Structur der Stämme nur durch Maceration, der Andere nur mittelst des Mikroskopes, indem er Längs- und Querschnitte der frischen Stämme untersucht, und so laufen Beide auf demselben Felde der Untersuchung stets neben einander her, ohne daran zu denken, daß für ein jedes Object die Methode der Unter-

suchung eine andere sein müsse. Einer meiner jüngeren Freunde hat durch Injectionen von Mollusken und Würmern sehr schöne Resultate zu Tage gefördert. Er meint nun, diese Methode überall anwenden zu müssen, und quält sich schon seit längerer Zeit damit ab, Instrumente zu erfinden, die fein genug wären, um auch die größern Räderthiere und polygastrischen Infusorien zu injiciren, wenn sie gleich nur höchstens einen Durchmesser von einem Zehntel einer Linie besitzen. Er ist eben Sklave seiner Methode.

Doch um auf meine Mollusken wieder zurück zu kommen, so war es natürlich, daß Souleyet, welcher Jahre lang sich mit der Anatomie der Mollusken abgegeben hat, eine Menge von Fehlern nachweisen konnte, die Quatrefages bei seiner beschränkten Untersuchungsmethode begangen hatte. Jetzt, wo ich den Actäon selbst zu untersuchen Gelegenheit habe, überzeuge ich mich mehr und mehr von der Genauigkeit der Beobachtung des Letzteren. Der Darmkanal dieses Thieres verästelt sich überall hin in den ganzen Körper mit einer unendlichen Menge feiner Verzweigungen, welche ringsum mit grünen Körnern besetzt sind, die eben durch die zarte Körperhaut

durchschimmern und auf diese Weise dem Thierchen die grüne Farbe verleihen. Allein trotz dieser Verästelung des Darmkanales hat der Actäon ein Herz, welches unmittelbar unter der Haut des Rückens liegt, und sogar eine so ansehnliche Größe besitzt, daß man es mit bloßem Auge pulsiren sehen kann. Allein gerade aus diesem Grunde, weil es so unmittelbar unter der Haut des Rückens über allen anderen Eingeweiden liegt, mußte Quatrefages dieses zarthäutige Herz übersehen, welches bei dem ersten Drucke der Glasplatten zusammengequetscht, und fernerer Contractionen dadurch unfähig wurde.

Ich sagte Dir vorhin, daß die Actäons, welche wir in ziemlicher Anzahl in unseren Gefäßen versammelt haben, allnächtlich Eier legen, und daß diese Eier mir jetzt so vollauf zu thun geben, daß ich an weitere Arbeit nicht wohl denken kann. Jedes Thier legt auf einmal eine ungemeine Anzahl kleiner mikroskopischer Eierchen, welche durch einen gallertartigen Ueberzug zu einer langen Schnur vereinigt sind, die in Spiralform an die Unterfläche der Steine und Blätter oder auch an die Wände unserer Glasgefäße abgesetzt wird. Eine solche Eierspirale hat etwa den Umfang eines Kreuzers, und die Dicke

eines mäßigen Zwirnfadens; sie ist vollkommen klar durchsichtig und farblos, und aus diesem Grunde ziemlich schwierig zu unterscheiden. Unsere Augen sind indessen schon so geübt, daß uns nicht leicht eine solche Eierspirale auf einem Steine entgeht, und da wir einzelne bestimmte Tümpel an dem Felsen kennen, wo sich Actäons aufhalten, so können wir diese als Reservemagazine betrachten, im Falle durch einen unglücklichen Zufall die in unseren Gefäßen gehaltenen zu Grunde gehen sollten.

Den 19. September.

Heute Morgen war großer Aufruhr unter der ganzen wissenschaftlichen Colonie, die in St. Servan versammelt ist. Noch war der Kaffee nicht gebraut, um dessen Herstellung sich Roß täglich die glänzendsten Verdienste erwirbt, als auch schon Herweghs dienender Geist mit einem Zettel eintritt, der uns zu einer höchst wichtigen Beobachtung einladet. Wir eilen mit beflügelten Sohlen zu ihm und finden

ihn mit großer Andacht über ein Wasserglas gebeugt, in welchem einige Actäons sich umhertreiben. Zwei derselben sind im Begriffe ihr Geschlecht fortzupflanzen, und da die Mollusken hierin sowohl wie in allen andern Dingen sich durch eine löbliche Langsamkeit auszeichnen, so haben wir noch immer vollständige Muse, um uns bei der Beobachtung dieses Actes zu betheiligen. Unsere Schneckchen sind vollständige Zwitter, ganz wie unsere gewöhnlichen Landschnecken, und die Begattung ist eben so wechselseitig, wie bei diesen. Die männliche Geschlechtsöffnung, welche man bei gewöhnlichem Zustande von Außen wohl schwerlich entdecken könnte, befindet sich unmittelbar hinter dem rechten Fühlhorne, die weibliche viel weiter hinten, an dem Orte, wo die blattartige Verlängerung des Körpers beginnt. Die beiden Thiere sind spiralisch zusammengewickelt und ihre Vorderleiber so gegeneinandergekehrt, daß die betreffenden Geschlechtsöffnungen sich berühren. Sie schwimmen, wie sie dies oft thun, an der Oberfläche des Wassers mittelst eines schleimigen Fadens, der von der hintersten Spitze ihres Leibes ausgeht. Nach Verlauf einer Stunde etwa trennen sich die beiden Thiere, deren

Vergnügen wir ohne Zweifel durch öfteres Hin- und Herwenden abgekürzt haben, und wir können uns nun überzeugen, daß beide Thiere sowohl die Rolle des Männchens, als die des Weibchens gespielt haben, wie dies überhaupt bei unseren Schnecken der gewöhnliche Fall ist. Nach der Anatomie der inneren Geschlechtstheile sollte man sogar glauben, daß die Begattung bei den in Rede stehenden Thieren zum Legen befruchteter Eier durchaus nicht nöthig sei, da die Canäle von den Eierstöcken wie von den Hoden an einem gewissen Punkte zusammentreffen, und während einiger Zeit gemeinschaftlich mit einander verlaufen, so daß demnach eine Befruchtung der Eier innerhalb des Individuums, ohne Dazwischenkunft eines Andern wohl möglich ist.

Durch diese Beobachtungen ist nun der Kreis meiner Untersuchungen über die Entwicklungsgeschichte des Actaeons so ziemlich vervollständigt, und bis zu einem gewissen Punkte glaube ich schon abschließen zu können. Schon jetzt tritt aus meinen Untersuchungen wenigstens das Resultat mit überzeugender Sicherheit hervor, daß diese Schnecken eine vollständige Metamorphose durchmachen, welche

nicht minder merkwürdige Stufen durchläuft, als diejenige eines Schmetterlings, oder irgend eines andern Insectes. In neun Tagen etwa ist die Ausbildung dieser Larven vollendet, und da ich stets Eierschnüre von verschiedenem Alter zur Disposition habe, so ist es mir möglich gewesen, bis jetzt schon eine fast vollständige Reihe von Beobachtungen zusammenzubringen, welche die einzelnen Phasen dieser Ausbildung ziemlich vollständig darstellt. Du kannst Dir nicht denken, welch eigenthümlichen Anblick diese Larven gewähren, die in allen Stücken gerade das Gegentheil von ihren Eltern sind. Das ausgebildete Mollusk ist ein träges, langsames Vieh, das auf dem Boden des Gewässers zwischen Steinen und Pflanzen umherkriecht, unfähig sich in weiteren Strecken fortzubewegen. Stumpfheit scheint der wesentliche Charakter seiner Lebensäußerungen, und es ist wahrlich nicht ohne Grund, daß das Wort „mollusque" in die neuere französische Volkssprache zur Bezeichnung eines trägen, saumseligen Menschen übergegangen ist. Nichts Beweglicheres kannst Du im Gegentheile sehen, als die Larven derselben Thiere nachdem sie ihre Eihüllen verlassen haben und frei in dem Wasser umherschwärmen. Unsere sämmtlichen Be-

kannten sowohl, als auch meine Hauswirthin mit ihren Freundinnen kommen jetzt fast täglich, um sich unter dem Mikroskope an den Evolutionen dieser niedlichen Thierchen zu ergötzen. So wenig als durch ihr Betragen gleichen sie auch durch ihre Form ihren Eltern. Sie besitzen nämlich eine Schale von einer Form, die etwa derjenigen des Nautilus oder Schiffsbootes ähnlich ist, obgleich sich keine Spur von spiralförmiger Umrollung zeigt. Ich kann die Schale am Ende mit nichts besserem vergleichen, als mit den Häubchen unserer Bäuerinnen aus dem sogenannten Hinterlande, welche ebenfalls nach hinten zu rund, beutelförmig ausgeschweift sind, und mit ihrer weiten vorderen Oeffnung gerade den Scheitel bedecken. Eine solche Schale nun besitzen auch unsere Larven, und zwar können sie sich ganz vollständig in dieselbe zurückziehen, und sogar die Oeffnung des Gehäuses mit einem Deckel verschließen, welcher an der unteren Fläche einer zungenförmigen Verlängerung ihres Körpers angebracht ist. Der mützenförmig zugerundete Theil der Schale ist angefüllt mit den Eingeweiden, unter welchen sich besonders eine große rundliche, aus hellen Zellen bestehende Leber und ein weiter birnförmiger Magen bemerklich

machen. Die merkwürdigsten Organe unserer Thierchen bestehen aber in zwei großen Rädern, welche oben auf dem Kopfe zu beiden Seiten des Mundes sich befinden und in vieler Beziehung denjenigen Organen gleichen, welche bei den Räderthieren Grund des Namens der ganzen Classe geworden sind. Es sind diese Räder aus zwei großen Lappen gebildet, welche halb kreisförmig gegen einander gekrümmt und mit einem dick gesäumten Rande versehen sind, auf welchem in dichter Reihe lange Flimmerborsten stehen, die nach der Willkür des Thieres ausgestreckt oder eingezogen werden können. — Mittelst dieser Räder nun schwimmt das Thierchen mit äußerster Behendigkeit im Wasser umher, schwenkt und dreht sich nach allen Richtungen je nach Belieben und tummelt sich im Glase herum, daß man wohl sieht, es seie jetzt darauf angewiesen, in solch frischer Bewegung während dieses Stadiums seines Lebens zu verharren. Bei der kleinsten Erschütterung ziehen die Thierchen ihre Räder in die Schale zurück, klappen den Deckel vor, mit dem sie die Oeffnung schließen und lassen sich so langsam auf den Grund des Glases hinabsinken. Nach einiger Zeit wird leise und langsam der Deckel ein wenig gesenkt, die

Fäden der Räder verlängern sich tastend und spielend aus der klaffenden Spalte hervor, welche zwischen Deckel und Schale jetzt offen gelassen ist. Plötzlich, wenn Alles ungefährlich erscheint, klappt sich der Deckel vollständig auf, die Räder werden hervorgeschnellt, die Schwimmborsten entwickelt, und nun hebt sich das Thierchen von Neuem in schnellen Kreisen nach der Oberfläche des Wassers, an der es, besonders wie es scheint, seine aus Infusorien bestehende Nahrung aufsucht.

Wir kennen schon eine Menge ähnlicher Beobachtungen, besonders über die nackten Schnecken, welche auf das Ueberzeugendste darthun, daß alle diese Thiere analoge Metamorphosen durchmachen, und daß namentlich alle während ihres Larvenzustandes ein Paar solcher Räder und eine Schale besitzen, mögen sie nun auch in der späteren Zeit die abweichendsten Formen haben, die man sich nur denken kann. Ich erinnerte mich nur ziemlich dunkel, eine Abhandlung von Sars gesehen zu haben, worin dieser emsige Naturforscher ähnliche Larven von Seehasen (aplysia), von Doris, Eolidia und andern nackten Mollusken dieser Art beschreibt. Milne-Edwards, dem ich vor einigen Tagen eine

Skizze meiner Larven zuschickte, benachrichtigt mich, daß er selbst schon ähnliche Wesen beobachtet habe und auch Quatrefages Zeichnungen analoger Larven aus Sicilien besitze. Es kann demnach wohl jetzt schon keinem Zweifel unterworfen sein, daß diese Larvenmetamorphose der Mollusken und namentlich der kopftragenden Mollusken ein allgemeines Gesetz sei, und daß alle diese so trägen und an einen geringen Raum gebannten Thiere in ihrer Jugend eine ungemein große Beweglichkeit besitzen, welche sie fähig macht, größere Reisen zu unternehmen.

Dieß scheint mir aber ein höchst wichtiges Moment in dem Haushalte dieser Thiere, welche in so großer Anzahl die Ufer des Meeres bevölkern. Meine Larven bilden innerhalb der ihnen angewiesenen Gefäße ganze Schwärme, welche etwa wie Bienenschwärme nach gewissen Richtungen hin zu wandern suchen. Es bleibt mir kein Zweifel, daß sie im Freien ähnliche Auswanderungsversuche vornehmen. Es gibt dies vielleicht den Schlüssel zu einer Erscheinung, welcher die Fischer schon mehr Aufmerksamkeit zugewendet haben, als die Naturforscher, die aber wohl einer weitern Berücksichtigung von Seiten dieser Letzteren werth wäre.

Ich meine die Ansiedlung solcher Molluskenschwäme an bestimmten Gegenden, wo sie später s. g. Bänke bilden, und ebenso das s. g. Verschlagen solcher Thiere an Standorte, welche ihnen früher fremd waren. Man muß nur einmal das Betragen der Meerschnecken beobachtet haben, um sich zu überzeugen, daß keine Woge im Stande ist, dieselben wegzuspülen und auf weite Strecken hin fortzuführen. Selbst wenn sie kriechen, sitzen sie so fest mit ihrem breiten Fuße an der Oberfläche der Felsen, daß man nur mittelst eines untergeschobenen Messers sie losreißen kann, und wenn dies gelingt, so fallen sie gleich einem Stücke Stein auf den Grund, an welchen sie sich auf's Neue festsaugen. Viele Muscheln nun gar sind förmlich auf den Boden festgewachsen und können von demselben nur durch Anwendung großer Gewalt losgerissen werden. Die Austern z. B. sind in diesem Falle. Man hat freilich ihre Entwickelungsgeschichte noch nicht beobachtet, und sogar vernachlässigt, Untersuchungen dieser Art über andere Muschelthiere des Meeres zu machen, so daß wir nur von den Schnecken auf dieselben zurückschließen können. Allein die ökonomische Wichtigkeit der Austernbänke hat Beobachtungen im

Großen anstellen lassen, welche uns erlauben, anzunehmen, daß auch die Austern einen Larvenzustand durchmachen, während dessen sie mehr oder minder beschränkte Wanderungen vornehmen können. Die Fischer wissen sehr wohl, daß die Austernbänke ihren Platz verändern und glauben deßhalb, die erwachsenen Austern rissen sich von Zeit zu Zeit los, um nach andern Orten hin auszuwandern. Das ist nun freilich unmöglich, aber die Fischer können auch die mikroskopischen Embryonen und Larven der Austern nicht kennen, und sie müssen deßhalb die festgestellte Thatsache der Wanderung auf ihnen bekannte Objecte übertragen. Die Bucht von Cancale ist nur wenige Stunden von hier und vor unserem Fenster wird ebenfalls die Austernfischerei ziemlich ins Große getrieben. Ich habe demnach einige Nachrichten über diesen Punkt einziehen können, und alle bestätigen sich darin, daß sie die Lokalitäten der Austernbänke als sehr wechselnd darstellen, und das Wandern der Austern als eine unbestrittene Thatsache annehmen.

Die Austernfischerei belebt überhaupt die Aussicht vor unserem Fenster außerordentlich. Wir sehen oft 60 und mehr Barken, welche mit geschwellten

Segeln vor unserem Fenster hin diesen Fang betreiben, und wir haben neulich bei einer Excursion mehre dieser Barken angesprochen und uns die Einrichtung derselben angesehen. Unsere Hoffnung, andere Thiere als Austern von ihnen zu erlangen, ging freilich nicht in Erfüllung und aus diesem Grunde haben wir auch das Projekt fallen lassen, einmal einen Tag über einen solchen Fischfang mitzumachen. Die Barken benutzen außer dem Winde noch stets die Ebbe und Fluth, welche mit einer gewissen Kraft das Schifflein vorwärts treiben. Auf der einen Seite befindet sich eine sehr einfach gebaute Winde, mittelst welcher die Schleppkratze (drague) in die Tiefe gelassen und wieder herauf geleiert werden kann. An der untern Seite dieses Schleppnetzes, welches stark mit Blei beschwert ist befindet sich eine dicke eiserne Klinge, die horizontal über den Meeresboden geschleift wird. Alles was diese Klinge abkratzt, fällt in den Beutel des Schleppnetzes und wird dann in die Höhe gewunden. Allein, wie gesagt, die Ausbeute an anderen Thieren als Austern soll sehr gering sein, und nur zuweilen ein Seestern oder ein größerer Krebs mit zu Tage gefördert werden.

Den 21. September.

Ich habe Dir in meinem letzten Briefe von der Wanderung der Mollusken während ihres Larvenzustandes gesprochen und knüpfe daran einige Bemerkungen, welche Dir vielleicht, wenn Du selbst einmal die Meeresufer besuchst, von Interesse sein können.

St. Malo ist der ungemeinen Ausdehnung der Ebbe und Fluth wegen vielleicht einer der geeignetsten Orte, um Beobachtungen über die Zonenvertheilung der Meeresbewohner anzustellen. Es geht hier ganz, wie auf dem festen Lande, wo ebenfalls, abgesehen von den Einflüssen des Bodens, die Vertheilung der Thiere von der Höhe der Localitäten über dem Meere abhängt. Die Gemse geht nicht über eine gewisse Höhe der Alpen herab und das Reh nicht über eine gewisse Grenze hinauf. In ähnlicher Weise zeigen sich sehr bestimmte Unterschiede in der Thierwelt des Meeres, je nachdem man mehr oder minder tief unter den Spiegel der Gewässer hinabgeht, und man kann sicher sein, daß man diese oder jene Species nur in einer bestimmten Höhenzone findet, deren Kenntniß dem

Naturforscher begreiflicher Weise von der höchsten Wichtigkeit sein muß. In St. Malo, wo der Unterschied zwischen der höchsten Fluth und der tiefsten Ebbe in senkrechter Richtung etwa 40 Fuß beträgt, hält es weit leichter, sich einen Ueberblick dieser Zonen zu verschaffen, als in anderen Meeren, wo der Wechsel in dem Niveau weit geringer ist. Die Stärke der Fluth wechselt bekanntlich mit dem Stande des Mondes und nur in den Syzygien treten diese bedeutenden Unterschiede ein. Allein in St. Malo findet selbst dann ein Unterschied von 5—6 Fuß statt (die gewöhnliche Fluth in der Nordsee), wenn die Bewohner von St. Servan sagen, es sei „todtes Wasser" (mer morte) eingetreten.

Die äußerste Höhengrenze der Fluth wird von unzähligen Balanen bezeichnet, welche dicht an einander gereiht die Felsen bedecken. Die größten, welche in der hiesigen Gegend vorkommen, mögen etwa den Umfang einer Haselnuß haben, meistens sind sie, zumal gegen die obere Grenze hin, weit kleiner und scheinbar verkümmert. Ich muß gestehen, daß ich mir eigentlich nicht klar machen kann, wie diese Thiere, welche die größte Zeit ihres Lebens über

vom Wasser unbedeckt sind, athmen und sich ernähren können Du weißt, daß diese Balanen wahre Krebsthiere sind, welche in ihrem späteren Alter sich festsetzen und nun eine eigenthümliche Schale erhalten, die eine tulpenförmige Gestalt hat und aus sechs einzelnen mit einander verwachsenen Stücken zusammengesetzt ist. Die Schale kann durch einen Deckel geschlossen werden, der aus vier dreieckigen, beweglichen Stücken zusammengesetzt ist, welche eine Art von Pyramiden bilden, und bei der Oeffnung der Schale auseinander geklappt werden. Während der ganzen Zeit der Ebbe schließt das Thier die Schale hermetisch zu, und öffnet erst dann, wenn das Wasser wieder darüber hinrauscht. Auch ist das Thier nur zur Wasserathmung geschaffen, und seine ganze Organisation ist auf das Leben im flüssigen Elemente berechnet. Der Mund befindet sich tief im Grunde der Schale, aus deren oberem Ende die gegliederten Rankenfüße, der After und die Eiröhre hervorgestreckt werden können. In dieser Weise entfaltet sich das Thier auch wirklich in dem Wasser, während es trocken gelegt stets die Schale hermetisch geschlossen hält. Nun habe ich aber Stellen gesehen an allen Felsen in der Um-

gebung von St. Malo, welche dicht bedeckt mit Balanen sind und gewiß nur zwei oder dreimal im Jahre bei der höchsten Springfluth während wenigen Stunden vom Wasser bedeckt sind. Zu meinem größten Erstaunen waren diese Thiere lebendig und entfalteten sich, sobald sie losgesprengt und in das Wasser getaucht wurden. Wie leben diese Geschöpfe, welche vielleicht nur im Ganzen genommen während eines einzigen Tages des Jahres in dem ihnen angewiesenen Elemente sich befinden?

In der unteren Region der Balanen findet man hie und da kleine Tümpel, welche bei der hohen Fluth sich mit Wasser füllen und meist während der Ebbe angefüllt bleiben. Dort finden sich denn in großer Anzahl kleine Schneckchen, besonders Littorinen und Aurikulen, die man zu Hunderten aus den Ritzen der Felsen auflesen kann. Zu ihnen gesellt sich eine dunkelrothe Art von Seeanemonen (Actinien), deren tiefrothe ins Braune schillernde Farbe lebhaft absticht gegen den grauen Ton, welche der Balanenüberzug dem Granite verleiht. Die Fangfäden dieser braunrothen Seeanemone sind an ihrem Grunde hochblau gefärbt und der Mund selbst mehr fleischroth durchsichtig. Die äußere Haut ist

im Gegensatze zu anderen Anemonen, welche sich in tieferen Zonen finden, ziemlich weich und durchsichtig, so daß man bei vielen Exemplaren die hochrothen Jungen durch die Haut hindurch in der Bauchhöhle gewahren kann. Wir haben oft versucht, Exemplare dieser Actinien in unseren Gefäßen aufzubewahren, allein sie sterben ziemlich leicht und faulen ausserordentlich schnell, wodurch sie dann das Verderbniß der ganzen Wassermasse nach sich ziehen. Zu diesen Actinien gesellen sich Haufen von Miesmuscheln (Mytilus) die man leicht an der dreieckigen Form und der violettblauen Farbe der Schale kennt. Sie sind mittelst eines faserigen Bartes, der neben dem spitzen Ende der Schale aus dem Inneren zwischen den beiden Klappen hervortritt, an die Felsen angeheftet und finden sich meist nur da, wo Tümpel zurückbleiben. Man sucht sie eifrigst, da sie ganz gewöhnlich als Nahrungsmittel benutzt werden.

Etwa an der Grenze des mittleren Wasserstandes zieht sich eine Zone von Tangen (Varec) hin, welche täglich mehre Stunden hindurch entblößt und von den Bewohnern von St. Servan in großer Menge als Dünger ausgebeutet wird. Die zackigen Blätter und Zweige mit den knopfartigen

Anschwellungen daran sind außerordentlich schlüpfrig und haben uns manchen Fall, manchen Burzelbaum gekostet. Dem Unerfahrnen begegnet dies um so o leichter, als die Balanen einen äußerst sichern Halt für den Fuß gewähren und man mit großer Leichtigkeit selbst sehr steile Klippen hinanklettern kann, welche von diesen Thieren überzogen sind. In der Region der erwähnten Tange nun vervielfältigt sich die Thierwelt außerordentlich. Vor allem gibt es eine große Anzahl kleiner verästelter Polypen, Sertularinen aller Art, welche zwischen und auf den Tangen sich angesiedelt haben, und nur dem aufmerksamen Beobachter kenntlich sind. Die Schnecken finden sich in reicher Fülle, besonders kleine Kreiselschnecken, Purpurschnecken, Littorinen, und unter den größeren Arten die Napfschnecken oder Patellen, welche letztere besonders den ärmeren Bewohnern St. Malo's als Speise dienen. Die Schale der Patellen bildet einen niedrigen, spitzen Kegel, der das Thier von allen Seiten deckt. Mit dem breiten Fuße, welcher die ganze untere Oeffnung der Schale ausfüllt, saugt sich das Thier, sobald die Ebbe eintritt, an den Felsen fest, und erwartet so die Rückkehr der Fluth. Es sitzt so

ganz wie ein grauer Schröpfkopf auf der Oberfläche des Felsens fest, und man könnte eher die Schale zertrümmern, als es losreißen. Die armen Kinder, welche sich mit dem Sammeln der Patellen beschäftigen, sind mit einem kurzen Eisen bewaffnet, das unten im rechten Winkel umgebogen und an der äußern Seite messerartig zugeschärft ist. Diese Schneide setzen sie in den Winkel, welchen die Schale der Schnecke mit dem Felsen bildet, und indem sie nun mit einem kurzen Stoße die Klinge vorwärts treiben, lößen sie die Schnecke von dem Felsen ab. Sie sammeln in dieser Weise bei jeder Ebbe ganze Säcke voll von Patellen, die freilich eine sehr geschmacklose Speise darbieten, selbst wenn man sie röstet, wie dies die Wohlhabenderen thun, während die Aermeren sie roh verzehren.

In den Tümpeln, welche in dieser Zone der Tange zurückbleiben, finden sich besonders die kleineren Nacktkiemer, Doris, Eolidia, Actäon u. a. Die Letzteren sind, wie ich Dir schon oben bemerkte, besonders in solchen Tümpeln zu finden, wo sich eine grasartige grüne Alge oder auch die einer Hemdekrause ähnlichen grünen Ulven angesetzt haben. Diese grüne Pflanze (ulva crispa) empfehle ich

besonders deiner geneigten Berücksichtigung; — sie ist das vortrefflichste Mittel zur Erhaltung des Seewassers, das so leicht fault, und wir haben in allen unseren Gefäßen große Quantitäten dieses Gewächses, mit dessen Hülfe ich mir auch in Paris einige künstliche Zuchtstätten von Seethieren anzulegen gedenke. Ich habe bei Quatrefages Gefäße mit Seewasser gesehen, in welchem kleine Thiere seit 3 Jahren lebten, und ich denke mir so die Gelegenheit zu verschaffen, in Paris meine Beobachtungen fortzusetzen.

In denselben Tümpeln, in welchen Du die erwähnten Schnecken antriffst, findest Du auch einzelne Garneelen und kleine Krabben, welche die besonderen Feinde der Nacktkiemer zu sein scheinen. Auch Actinien finden sich in reichlicher Zahl; allein andere Arten, als die oben erwähnte Purpuraktinie, welche die Balanenzone bewohnt. Eine wunderschöne Art, namentlich mit langen grünen Fangarmen, die stark nesseln, findet sich hier in großer Anzahl, so wie tief in den Ritzen der Steine eine sehr feste Art mit grau marmorirter Lederhaut, deren kurze Fangwarzen auf eigenthümlichen lappenartigen Verlängerungen des Mundrandes ruhen.

In gleicher Höhe mit den genannten Thieren, aber auf anderem Boden, finden sich wieder andere Bewohner. Die Balanen sowohl, wie die Zone der Tange, mit den ihr angehörigen Geschöpfen finden sich nur auf felsigem Boden. Im Sande ist es aber nicht minder belebt. Zahllose Löchlein zeigen die Anwesenheit röhrenbewohnender Würmer oder Anneliden an. Die Arenicole oder der Pierer, von denen ich Dir neulich schrieb, die ihm ähnlichen, aber mit Fangfäden versehenen Würmer, die man Hermellen und Sabellen nennt und die in lederartigen Gehäusen wohnen, überziehen ganze Strecken des sandigen Meergrundes und werden eifrigst mit Hacke und Grabscheit zu Tage gefördert, um bei dem Fischfange als Köder benutzt zu werden. Kleine Krabben, besonders zu den breitschaligen gehörig, laufen in Menge über den feuchten Sand und graben sich mit großer Schnelligkeit durch seitliche Bewegung ihrer Füße in den Sand ein. Auch jene höchst merkwürdige Art von Synagten, welche Quatrefages an der Westküste von Frankreich entdeckt hat, findet sich unter den Arenicolen und wird zuweilen von der Schaufel zu Tage gefördert. Ueber dieses merkwürdige Thier, das zwar zu den Echino-

dermen gehört, aber dennoch höchst eigenthümlich in seinem ganzen Wesen dasteht, werde ich Dir in einem späteren Briefe noch einiges mittheilen.

Mitten unter den Röhrenwürmern finden sich auch noch im Sande eingegraben eine ziemliche Anzahl von Muscheln, die ihre langen Athemröhren bis an die Oberfläche des Sandes strecken, während sie selbst Kopf über in mehr oder minder bedeutenden Tiefen verborgen sind. Die Wasserscheiden (Solen), die Venusmuscheln und andere Thiere aus benachbarten Familien finden sich zwar nicht allzuhäufig, doch immer noch oft genug an den sandigen Stellen des Strandes. Auch von den eigenthümlichen Dentalien haben wir mehre Exemplare gefunden. Du kennst diese kurzen konisch zugespitzten, an beiden Enden offenen und etwas gebogenen Röhren, welche in ihrer ganzen Form dem Stoßzahne eines Elephanten nicht unähnlich sehen. Man hielt sie früher für Gehäuße von Würmern, wurde aber in neuerer Zeit von Deshayes überzeugt, daß wirklich höchst eigenthümliche Mollusken in diesen Röhren wohnen. Diejenigen, welche wir bei St. Malo gefunden haben, waren alle bis auf eine entleert. In dieser letzteren aber steckte ein ganz eigenthümliches Thier mit einem

ausstülpbaren Rüssel und einer sonderbaren inneren Structur, welche gewiß nicht diejenige einer Molluskenart ist. Der Rüssel ist rundum mit Hacken besetzt die etwa aussehen, wie die Hacken an dem Rüssel der Eingeweidewürmer, welche man gemeiniglich Kratzer — Echinorhynchus — nennt. Ich weiß noch gar nicht was ich aus der Bestie machen soll, einen Wurm jedenfalls, allein was für einen, wäre wahrlich schwierig zu sagen. Wenn ich nur mehre Exemplare gefunden hätte, um sagen zu können, ob das Thier wirklich ein Bewohner der Dentaliumröhren ist, oder ob es nur durch einen Zufall hineingerieth. Sollte es wirklich Röhren ganz ähnlicher Form geben, von welchen die einen von Würmern, die andern von Molluskeu bewohnt werden? Oder wäre meine Bestie gar ein wirklicher Kratzer, der sich eine Zeit lang als Partikulier draußen im Freien herumtreibt, um später wieder als Eingeweidewurm eine Wohnung in irgend einem Fisch zu beziehen? Alle diese Fragen muß ich vor der Hand unbeantwortet lassen, und der günstigen Gelegenheit harren, die mir hoffentlich noch einige Exemplare zuführen wird.

Die Zonen, von welchen ich Dir bis jetzt schrieb,

werden fast regelmäßig bei jeder Ebbe abgedeckt. Unter ihnen aber findet sich eine andere Region, welche meist nur in den Syzygien und den Tagen, welche um dieselben herumliegen, entblößt wird, und die an interessanten Thieren noch weit reicher ist, als die vorher betrachteten. Man kann sie die Region der Laminarien nennen; denn hier finden sich jene Wälder von Tangen mit ellenlangen und handbreiten Blättern, welche zu dem eben genannten Genus gezählt werden.

In dieser Region finden sich die meisten Mollusken, besonders einschalige Schnecken. Die Patellen beginnen seltener zu werden, und sind großentheils ersetzt durch die Seeohren (Haliotis) mit ihren platten, innen Perlmutterglänzenden Schalen. Man sammelt sie auf dieselbe Weise, wie die Patellen, und verkauft sie auf dem Markte von St. Malo zu sehr geringen Preisen. Allein ich kann Dich versichern, daß sie auch diesen Preis nicht werth sind, so zähe und geschmacklos ist das Kautschuck, welches die Leute aus ihnen zusammenkochen. Hier finden sich ferner die nackten Schnecken in großer Anzahl. Wir selbst sehen zwar keine Seehasen; allein Milne-Edwards versicherte uns, er habe einmal in der Mitte des

Sommers so viele dieser Thiere auf dem Jardin angetroffen, daß man buchstäblich auf ihnen herumgetreten sei. Die größeren Arten der Kreiselschnecken, der Purpurschnecken, der Lacunen, Rissoen, und der Spindelschnecken finden sich in dieser Region in den Ritzen der Felsen. Eine Menge schöner Polypen, welche biegsame Sträucher bilden, sind zwischen diesen Laminarien und den ihnen vergesellschafteten Tangarten angesiedelt. Nicht selten haben wir auch hier die kurzen warzenartigen Stöcke der Alcyonien gefunden, deren kalkiges Skelett gerade weich genug ist, um mit dem Messer geschnitten werden zu können. Es eignen sich diese Polypen deßhalb vortrefflich zu genaueren Untersuchungen, die wir leider aus Mangel an Zeit nicht anstellen konnten. In anderen Meeren finden sich unter diesen zahlreichen Mollusken der Laminarien-Region noch eine Menge Repräsentanten der Echinodermen, Seesterne, Seeigel, Holothurien, und anderes Volk; allein St. Malo ist, wie ich Dir schon bemerkte, äußerst arm an Thieren solcher Art, die durch Polypen und Mollusken ersetzt scheinen. Die größeren Krabben und andere krebsartige Thiere ziehen sich ebenfalls in diese Region zurück und die benachbarten nor-

mannischen Inseln Jersey und Guernesey sind bekannt wegen der ungemein großen Taschenkrebse, die an ihren felsigen Ufern gefunden werden.

Weiter hinab erstreckten sich unsere Forschungen nicht und nur nach den Erzählungen der Fischer können wir uns eine Idee bilden über die Regionen, welche unter dem tiefsten Stande der Ebbe stets vom Wasser bedeckt, sich vorfinden. Freilich sind diese Kenntnisse nur mangelhaft, da die Austernfischer sich wohl hüten, ihr Schleppnetz an felsigen Orten zu gebrauchen, wo sie sich der Gefahr aussetzen, dasselbe zu verlieren. Das kleine Schleppnetz, welches uns Milne-Edwards anvertraute, wurde nach dem einstimmigen Urtheile der Fischer und Bootsführer zu schwach befunden, und wir haben bis jetzt auch nicht den Versuch gemacht, uns desselben zu bedienen, da wir mit der Beute, welche uns das Suchen an den von der Ebbe entblößten Stellen verschaffte, vollkommen hinreichend beschäftigt waren. Die Region der Austernbänke ist indeß noch eine sehr belebte Region, die namentlich an Muscheln aller Art ungemein reich ist. Die Jakobsmuscheln, welche man auf dem Markte von St. Malo verkauft, sind alle mit der Austernschleppe

zu Tage gefördert, und außer ihnen finden sich noch eine Menge von Repräsentanten aus der Familie der Kammmuscheln, der Austern, der Herzmuscheln, so wie eine große Anzahl von Seeschnecken, die vorzüglich zu den Schnecken mit kanalartig ausgezogenem Mundrande gehören. Außerdem bieten die Austernbänke einen willkommenen Aufenthalt für schmarotzende Thiere aller Art. Du kannst ja kaum eine Austernschale finden, auf welcher nicht Colonieen jener polypenartigen Geschöpfe sich fänden, die man in neuester Zeit mit dem Namen Bryozoen (Moosthiere) belegt, und eher den Molluskeu, als den Polypen anreiht. Ihre Organisation bietet in der That die größten Verschiedenheiten von derjenigen der Polypen dar, und namentlich nähern sie sich durch den schlauchförmig umgebogenen Darmkanal, welchen sie besitzen, den Seescheiden oder Ascidien. Leider sind die kalkartigen Krusten, welche diese Colonieen bilden, so hart, und die Zellen, in welchen die einzelnen Thiere sitzen, so klein, daß die Untersuchung dieser Bryozoen mit vieler Schwierigkeit verknüpft ist.

Nicht minder zahlreich sind die Röhrenbewohnenden Würmer, welche sich auf den Austern

und in ihren Zwischenräumen ansiedeln. Hier ist der wahre Standort der vielfachen Arten von Serpula, deren gewundene Kalkröhren sich allen Unebenheiten der Felsen und der Muscheln, auf denen sie sitzen, anschließen. Hier giebt es auch jene Hermellen, welche für die gefährlichsten Feinde der Austernbänke gelten, indem sie mit ihren ledernen Röhren alle freien Plätze besetzen, die Austern selbst überwuchern, die junge Brut verzehren, und so allmählig das Absterben der Austernbänke herbeiführen. Es findet in dieser Weise eine wahre Art von Wechselwirthschaft auf dem Boden des Meeres statt; denn sobald eine solche Austernbank gänzlich von den Hermellen überwuchert ist, sterben auch diese allmählig ab, und nach einiger Zeit können dann wieder auf den vermoderten Resten neue Austernbänke sich ansiedeln. Die Hummer und Langusten finden sich ebenfalls etwa in der Tiefe der Austernbänke, von wo sie zwar nicht mit dem Schleppnetze, sondern mittelst Grundangeln und Stellnetzen gefischt werden. In St. Malo freilich sieht man von diesen Thieren nur sehr wenig, und nur einigemal ist uns gelungen, solch einen schmackhaften Krebs zu unserem ersten Frühstücke zu er-

halten. Man schickt sie meist ganz frisch nach Cancale, von wo sie mit der Austernpost meist noch lebendig in Paris anlagen.

Ich schließe diese lange Schilderung der Meeresregion mit einer gastronomischen Bemerkung über die Austern, die Dir vielleicht nicht unwillkommen sein mag. Man unterscheidet hier ganz allgemein die gewöhnlichen Austern, welche von den Bänken mittelst des Schleppnetzes gewonnen werden, und die Felsenaustern (**huitres de roche**), welche vereinzelt in der Region der Laminarien an den Felsen sitzen. Die Schalen der letzteren sind meist außerordentlich unregelmäßig, was sicher von dem Anheftungsorte herrührt, da die untere große Schale in alle Unebenheiten des Felsens hineinwächst, und diesen gleichsam abklatscht. Sonst läßt sich durchaus kein Unterschied zwischen diesen beiden Arten finden, wenn gleich die Leute hier behaupten, daß die Felsenaustern bei weitem schmackhafter seien. Unser Schiffspatron hat eine besondere Geschicklichkeit im Auffinden derselben, und bei jeder Excursion haben wir einige Dutzend verspeisen können, die uns gerade nicht besser, aber auch nicht schlechter schmeckten, als die gewöhnlichen Austern, deren

wir eine ziemliche Quantität vertilgt haben. Du weißt, daß man gewöhnlich in den Sommermonaten keine Austern genießt, und die Pariser glauben, es geschehe dieß aus dem Grunde, weil sie in der Hitze zu schnell verderben. Allein auch die Anwohner der See, welche die Austern unmittelbar aus dem Wasser erhalten können, verschmähen sie während der Sommermonate und haben vollkommen recht daran, wie ich mich noch im Anfange unseres Hierseins überzeugen konnte. Die Perlmutterglänzende Schicht nämlich, welche die innere Fläche der Austernschale auskleidet, wird besonders in den Sommermonaten abgesetzt, und ist während dieser Zeit ganz weich und breiicht. Selbst im September findet man noch viele Muscheln, bei welchen diese innere Schicht noch nicht gehörig consolidirt ist. Mir scheinen diese Austern auch einen weit faderen Geschmack zu haben, was freilich Freund Roß nicht zugeben will, da er sich über den Geschmack der Austern eine gänzlich abweichende Theorie gebildet hat. Er behauptet nämlich, dieser Geschmack rühre einzig von der feinen Vertheilung des Seewassers in dem Gewebe der Austern her, und da es genüge auf, irgend eine

Weise diese Vertheilung zu bewirken, so könne man sich sehr leicht und auf sehr ökonomische Weise ein Austernfrühstück verschaffen, wenn man nur das Glück habe, einen Schnurrbart zu tragen und Seebäder zu brauchen. Das Wasser, welches beim Untertauchen am Bart hängen bleibe, sei gerade in dem hinreichenden Zustande der Vertheilung, und ich bemerke in der That, daß er seit der Auffindung dieser Theorie ein passionirter Taucher geworden ist, und regelmäßig nach jedem Tauchversuche mit großer Behaglichkeit seinen blonden Schnurrbart ausschlürft.

Den 23. September.

Man feiert heute, ich weiß nicht welchen katholischen Feiertag und des Gebimmels der Glocken ist kein Ende. Es ist ein prächtiger, sonniger Tag und das Meer glatt wie ein Spiegel. Freund Bakunin, der seit einigen Tagen leidenschaftlicher Angler geworden ist, kommt von seiner Ausfahrt ganz erstaunt zurück und versichert uns, sogar die

Natur sei ebenfalls christlich geworden; das Meer halte heute auch seinen Sonntag, und amusire sich mit lebhaftem Glockenspiel. Er habe bei seiner Fahrt nach Grand Bé eine Unzahl von Glocken gesehen, die in den herrlichsten Farben geschillert hätten, und beständig aus der Tiefe wie Seifenblasen nach der Oberfläche gestiegen seien. Einige dieser Glocken habe er mit den Händen greifen wollen, sie seien ihm aber fast wie Gallerte zwischen den Fingern zerronnen, und jetzt brennen ihm die Hände, wie wenn er Nesseln angegriffen hätte. Wir ahnen sogleich, daß er einem Zuge von Medusen begegnet sei, und da wir noch keine dieser Thiere zu beobachten Gelegenheit hatten, so eilen wir mit grösseren Gefäßen an den Strand, wo wir einige ausgeworfene Exemplare zu finden hoffen. Unsere Erwartung wird auch nicht getäuscht und nach kurzem Suchen kehren wir mit reicher Ausbeute nach Hause zurück.

Trotzdem daß die meisten Exemplare während mehrer Stunden der Sonne ausgesetzt am Strande gelegen haben müssen, beginnen sie dennoch in einem Zuber mit Seewasser ganz lustig umherzuschwimmen. Die Thiere haben in der That einen Körper in

Form einer Glocke, unter welcher an einem gemeinschaftlichen Stiele vier ziemlich dicke nach unten verästelte Arme hängen, die, wie es scheint, keiner eigenthümlichen Bewegung fähig sind. Die Glocken sind nicht vollkommen durchsichtig, sondern zeigen eine bläulich weiße, zuweilen auch ins Röthliche spielende Farbe, die etwa einem hellen, opalisirenden Milchglase ähnlich ist. An dem Rande der glockenförmigen Scheibe finden sich zahlreiche, violetblau gefärbte Lappen, zwischen denen in genau abgemessenen Zwischenräumen acht hell zinoberrothe Punkte glänzen. Die Thiere schwimmen offenbar durch ruckweise Zusammenziehung der Scheibe, deren ganzer Rand mit den blauen Lappen lebhaft nach Innen einklappt. Je nachdem diese Contractionen auf der einen oder der andern Seite stärker sind, kann sich auch das Thier nach verschiedenen Richtungen hinbewegen und nach Willkür tauchen oder an die Oberfläche kommen.

Ein eigentliches Maul können wir nicht finden, dagegen sind die 8 Arme von zahlreichen feinen Kanälen durchzogen, welche sich allmählig vereinigen und in eine große vierseitige Magenhöhle einmünden, die in der Masse der Scheibe ausgehöhlt ist. Du

siehst aus dieser Beschreibung, daß unsere Medusen Rhizostomen sind, die sich eben durch diese zahlreichen Saugröhren an der Stelle eines Maules vor allen andern Thieren ähnlicher Art auszeichnen. Es sind freilich kleine Exemplare, da die Scheibe der meisten nur etwa die Größe einer Hand erreicht. Wenn die Actäonlarven, mit welchen wir noch immer eifrig beschäftigt sind, uns Zeit übrig lassen, so werden wir der genaueren Untersuchung dieser prächtigen Thiere einige Zeit obliegen.

Den 26. September.

Fast wäre es nöthig, daß wir uns Feuer anmachen ließen, so kalt und unfreundlich ist das Wetter geworden. Unsere täglichen Seebäder haben wir freilich noch bis gestern fortgesetzt, obgleich wir jedes Mal vor Kälte schlotternd herauf kamen, und nicht genug Pelzröcke und Decken an uns verschwenden konnten, um die Temperatur unseres Körpers wieder in erträglicher Weise herzustellen. Mein

Hausgenosse, dessen Haarschmuck einen gelinden Stich ins Röthliche zeigt, hat so großen Gefallen an dem Leben in Frankreich gewonnen, daß er nicht umhin konnte, nach jedem Bade die französischen Nationalfarben anzulegen, indem er am ganzen Körper kreideweiß, blau an den Händen, und roth an dem Kopfe sich zeigte. Heute wird wohl das Seebaden sein Ende erreicht haben. Es stürmt draußen mit fürchterlicher Macht, und wir haben fast den ganzen Tag an dem Strande zugebracht, um uns das Spiel der Wellen an den Felsen und an dem Hafendamme von St. Malo zu betrachten. Die Schiffe sind alle in den innersten Hafen zurückgezogen, und die gewöhnliche Communikation zwischen St. Servan und St. Malo gänzlich unterbrochen worden, so daß wir heute morgen genöthigt waren, den Umweg über Land zu nehmen, um nach unserer Behausung zurückkehren zu können. Ich hatte geglaubt, daß die Stürme der Schweizerseeen wenigstens einigermaßen ein Bild geben könnten von der Ansicht, welche der Ocean in seiner Wuth bietet; allein ich muß gestehen, daß ich mich gewaltig getäuscht habe. Der ganze Felsengrund in der Umgegend der Bucht zittert unter dem

Anstürmen der Wellen, deren weißer Gischt gleich Nebelwolken über die brausende Fläche wegstiebt. Die Wälle von St. Malo mögen etwa 6 Stockwerke hoch sein, und ihre Basis reicht noch um ein Erkleckliches über das Niveau des Meeres hervor. Nichts destoweniger wurden wir, während wir von dieser hohen Warte aus den Anprall der Wogen betrachteten, vollständig durchnäßt von dem Schaume der Wellen, der an dem Walle in die Höhe wirbelte. Ueber den Hafendamm stürzten die Wogen, wie wenn er nur einige Fuß hoch aus dem Wasser hervorragte, und jeden Augenblick glaubten wir, den Leuchtthurm zusammenstürzen zu sehen, dessen schlanke Gestalt durchaus unfähig schien, dem Andrange zu widerstehn.

Ich kann jetzt recht wohl begreifen, warum das ganze Ufer bis ziemlich weit vom Lande weg so entblößt von Vegetation ist, und namentlich kein Baum sich weithin erblicken läßt. Der Sturm köpft förmlich die Wögen in dem Augenblicke, wo dieselben überstürzend aufschäumen. Der ganze obere Theil einer Welle wird auf diese Weise mitfortgerissen und landeinwärts geführt. In den Straßen von St. Servan wird man jetzt so naß,



als ob ein starker Regen vom Himmel fiele und die wenigen Sträucher, die man auf dem Wege von St. Malo hierher sieht, erscheinen überall wie mit einer Salzkruste bedeckt. Man kann auf diese Weise wirklich sein Seebad im Freien nehmen.

Es ist unmöglich, etwas zu arbeiten; denn das Haus zittert so bedeutend, daß ich nicht im Stande bin, das Microscop aufzustellen, oder einen festen Strich zu zeichnen. Ich ziehe es daher vor, jetzt wo ich meine Augen an dem furchtbar schönen Schauspiele hinlänglich geweidet habe, die Antwort auf einige Fragen zu geben, welche Du in Deinem letzten Briefe an mich richtetest.

Du machst mir Vorwürfe, daß ich mich nicht hinlänglich umgesehen und mich allzusehr mit einem einzigen Gegenstande, den Actäonlarven, beschäftige. Von Deinem Standpunkte magst Du recht haben. Ich würde mich, wäre ich an Deiner Stelle, ebenfalls mehr in meinen Untersuchungen ausgedehnt und nicht auf einen einzigen Punkt concentrirt haben; allein Du vergißt, daß meine Stellung in Paris und meine Zukunft dort nicht von dem abhängt, was ich lerne, sondern im Gegentheile davon, daß ich etwas Neues mitbringe, was den Leuten bewei-

sen mag, daß ich im Stande sei, selbständige Untersuchungen zu machen. Du vergißt, daß mein Name bis jetzt mit demjenigen eines Meisters in der Wissenschaft eng verkettet war, und daß Alles, was ich gethan, zu den Leistungen dieses Namens in gewisser Beziehung steht. Meine Stellung in Paris ist freilich die freieste und unabhängigste, die ein junger Mann haben kann. Ich bedarf der Pariser nicht, um unter ihnen leben zu können, und der Deutschen nicht so viel, um in meinem Vaterlande wohnen zu müssen. Ich darf wohl sagen, daß ich mir einen Wirkungskreis geschaffen habe, in dem ich vollkommen frei bin, wie der Vogel in der Luft, und der mir ein besseres Auskommen gewährt, als das manchen deutschen Professors, der in Amt und Würden steht; allein trotz dieser Freiheit bin ich doch in so fern gebunden, als ich suchen muß, diese meine Wirksamkeit auch ferner zu behaupten. Schreien sie doch jetzt schon über den Ton meiner Akademieberichte, der aller Ehrfurcht entbehre und den deutschen Namen in Mißcredit bringe. Habe ich doch jetzt schon eine Menge von Klagen gehört, als sei ich ungerecht gegen die älteren Männer, deren frühere Verdienste um die Wissenschaft man aner-

kennen müsse, wenn sie auch jetzt nicht mehr gleichen Schritt mit den jüngeren hielten. Es ist umsonst, daß ich diesen ängstlichen Gemüthern begreiflich zu machen suche, daß das was den deutschen Namen in Mißcredit bringt, gerade jene Geschmeidigkeit sei, welche ruhig zusieht, wie vaterländisches Verdienst von fremder Anmaßung in den Staub getreten wird. Auch Du wirst dies einsehen, wenn Du Dich einmal wirst entschließen können, Deine stille Häuslichkeit für einige Wochen mit dem lärmenden Treiben des Pariser Lebens zu vertauschen. Du wirst dann jene Renegaten sehen, die im Stande sind, auf deutsche Anrede französisch zu antworten, und die nur deshalb ihre Nation verläugnen, um desto leichter von ihrer Errungenschaft leben zu können. Ich brauche Dir die Namen dieser Industrieritter nicht zu nennen, die gleich Blutegeln an unserer deutschen Wissenschaft hängen und sich davon ernähren, daß sie deutsche Arbeiten den Franzosen mundgerecht machen, und in verändertem Kleide als eigene Producte verkaufen. Diese Menschen, deren Zudringlichkeit sie überall einführt, die für jeden einen Bückling und ein verbindliches Lächeln in Bereitschaft haben, die einem jeden bedeutenden

Manne den Speichel lecken, und ihm ins Gesicht Schmeicheleien sagen, während sie hinter seinem Rücken seine **chronique scandaleuse** debütiren. Diese Individuen sind es, welche den deutschen Namen in Paris verächtlich gemacht, und dem guten Klange unserer Namen einen Mißton beigefügt haben. Ein Volk, welches so sehr seine eigene Nationalität über Alles schätzt, wie die Franzosen es thun, wird wahrlich nicht beleidigt, wenn man ihm mit demselben Nationalstolze entgegen tritt, und ich habe nach mancher hitzigen Debatte, wo ich unsere Ansprüche vertheidigte, wenigstens die Anerkennung davon getragen, daß man sagte: ich hätte zwar Unrecht in der Sache, allein vollkommen Recht, wenn ich die Ansprüche unserer Nation nicht fallen ließe.

Doch ich kehre zu meinem Thema zurück. Glaubst Du denn, daß ich den Einfluß, den mir die journalistische Beschäftigung gibt, lange würde behaupten können, wenn ich blos kritisirend aufträte, und nicht durch selbständige Arbeit bewiese, daß ich auch ein Wort mitzureden berechtigt bin? Die haben ganz Recht, welche sagen, ich behandle gar manche berühmte Namen nicht den Verdiensten gemäß, welche sie früher um die Wissenschaft gehabt hätten. Der

Journalist aber ist der Mann der Gegenwart und nicht der Geschichtschreiber der Vergangenheit. Es liegt ihm nicht ob, Früheres abzuwägen, sondern vielmehr das Jetzige ans Licht zu stellen. Der Geschichtschreiber soll den Menschen in seinem ganzen Leben in das Auge fassen und das Resultat dieses Gesammteindruckes geben. Der Journalist soll nur der Spiegel der momentanen Thatsache sein, in welchem sie sich weder vor- noch rückwärts reflectiren. Wenn der Herr A. oder B., der früher eine der ersten Flöten im wissenschaftlichen Orchester spielte, jetzt falsche Töne bläst und im Tacte nachhumpelt, soll ich dann von meinem journalistischen Richterstuhle aus entweder schweigen oder gar sagen, der Mann sei noch der frühere gute Musiker? Die Ehrfurcht vor dem Alter darf doch wahrhaftig nicht so weit gehen, daß wir ihm zu lieb geradezu der übrigen Welt eine Lüge aufbürden. Aber die Welt stellt sich wirklich in ihrer Gesammtheit gerade so an, wie der Domherr des Gilblas. Warum schweigen die Leute nicht, wenn sie alt und schwach geworden sind? Sie könnten sich ruhig verhalten, und die Jungen aufmuntern, welche noch Thatkraft besitzen. Ich kenne keine schönere Rolle als die, welche Einige

dieser Herren spielen, die mit richtigem Takte erkannt haben, daß die Zeit der selbstthätigen Forschung für sie vorüber ist. Sie produciren selbst nichts mehr, nehmen aber mit Wohlwollen Alles auf, was ihnen von Andern geboten wird, unterstützen diese in ihren Bestrebungen, erklären sich für incompetent in wissenschaftlichen Discussionen, deren Tendenzen sie ferne stehen, und werden selbst nicht böse, wenn früher von ihnen verfochtene Ansichten durch neuere Thatsachen in den Grund gebohrt werden. Solchen gemüthlichen Alten tritt gewiß Keiner zu nahe. Man freut sich ihres Wohlwollens, bedauert, daß sie nicht mehr erfolgreich in der Wissenschaft thätig sein wollen, und sucht bei jeder Gelegenheit ihre früheren Verdienste hervorzuheben.

Allein es giebt auch Viele, und diese bilden leider die Mehrzahl, welche geradezu die Rolle des Hemmschuhes in der Wissenschaft spielen; sie weisen die neuen Tendenzen entweder mit Entschiedenheit zurück, oder begreifen nicht, daß man darin etwas Neues finden könne.' Ihrer Meinung nach ist das Alles schon früher gesagt und gethan worden; was sie vor 50 Jahren wußten, ist noch heute wahr geblieben und Alles, was Jüngere gethan, dient höchstens

dazu, neue Materialen zur Bestätigung der alten Theorien zu liefern. Was ihnen entgegensteht, oder ihnen mit ihren verrosteten Ideen unvereinbar erscheint, wird ohne Weiteres als ungenau, schlecht und aller Berücksichtigung unwerth zurückgewiesen. Ja sogar die Berechtigung der Jugend und des jüngeren Mannesalters zu wissenschaftlichen Untersuchungen wird von solchen Individualitäten beansprucht. Man müsse erst reifere Erfahrungen gesammelt, den Blick in die Ferne geübt haben, ehe man es wagen dürfe, über Dinge mitzusprechen, welchen ältere Leute einen Theil ihres Lebens gewidmet. Und während sie solche Behauptungen aufstellen, vergessen sie, daß sie selbst in ihrer Jugend es waren, welche ihren Vorgängern, die doch auch alt geworden, entgegentraten; sie vergessen, daß die Arbeiten, wodurch sie sich auf den höchsten Rang brachten, aus dem Eifer ihrer Jugend hervorgingen und nicht aus der Zähigkeit ihres Alters.

Diese Individuen sind es, welche sich mit der Wissenschaft verkörpern und wie Ludwig XIV. ausrufen möchten: la science, c'est moi. Ihre Ansichten sind so mit ihnen verwachsen, daß sie jeden Widerspruch gegen dieselben, sei er auch noch so

leise formulirt und mit noch so viel Ehrfurcht vorgetragen, als einen directen Angriff gegen ihre Person betrachten, und dieser Ansicht gemäß den Urheber behandeln. Dies, mein Lieber, sind die gefährlichsten Persönlichkeiten in der Wissenschaft, und der Kampf gegen sie um so mißlicher, als eben durch dieses Einmischen ihrer Persönlichkeit man es zugleich mit der ganzen altchristlichen Moral und den Regeln des Telemach zu thun bekommt. Man mag sich drehen, wie man wolle, man verdirbt es immer mit der ganzen Hetze moralisirender Familienväter, welche eine Verletzung der Pietät schon um deswillen nicht hingehen lassen können, weil ihnen von der nachfolgenden Generation Aehnliches begegnen könnte.

Doch dies wären noch die geringsten Nachtheile, welche solche Individuen der Wissenschaft bringen. Es findet sich doch immer Einer, welchen das Verhängniß dazu bestimmt, der Katze die Schelle anzuhängen, und es ist zuletzt ein geringer Nachtheil, wenn man in den Ruf einer bösen Zunge geräth. Man hat doch wenigstens die Satisfaction, hie und da gefürchtet zu sein, und bekommt auch Gelegenheit genug, seine Zähne zu wetzen, daß sie nicht



stumpf werden. Sehr oft aber behaupten diese Männer eine ihrem wissenschaftlichen Rufe entsprechende Stellung in dem öffentlichen Leben. Von ihnen hängt nicht selten das Wohl und Wehe der jungen Leute ab, welche die wissenschaftliche Laufbahn verfolgen, und dann ist die Exclusivität, welcher solche Männer gehorchen, eine wahre Plage und ein fressender Krebs für die Wissenschaft eines ganzen Landes. Dies ist namentlich hier in Frankreich der Fall, wo die Centralisation auf einen so hohen Grad getrieben ist, und die Besetzung aller Stellen eines Faches im ganzen Lande oft nur von einem einzigen hochgestellten Manne abhängig ist. Da wird denn Keiner befördert, der nicht in verba magistri schwört. Jeder selbstständige Geist, welcher sich seinen eigenen Weg bahnen will, wird zurückgestoßen und entweder ignorirt, oder selbst durch das Gewicht seines hochstehenden Gegners erdrückt. Unsere politische Zerrissenheit in Deutschland schützt uns glücklicher Weise vor der allgemeinen Einwirkung solcher verderblichen Einflüsse, die sich meist nur in beschränkterem Kreise geltend machen können. Das ist einer der wenigen Vortheile, welche unsere Zersplitterung darbietet; — aber er ist kein geringer,

wenn man das gegenseitige Verhältniß der beiden Länder in das Auge faßt.

Jegliche Entwicklung hängt in Frankreich von dem persönlichen Einfluße desjenigen ab, der an der Spitze steht. Unsere Politiker sind wahrhaftig im Irrthume, wenn sie behaupten, Frankreich seie mehr zur republikanischen Verfassung geeignet. Es gibt im Gegentheile kein so durch und durch monarchisches Volk, als eben die Franzosen, und keines, in welchem so sehr von Oben herab jeglicher Einfluß bis in die kleinsten Verhältnisse hinabdringt. Du magst die neuere oder ältere Geschichte Frankreichs nehmen, stets wirst Du das Volk so finden, wie diejenigen die an der Spitze standen, feige oder kriegerisch, großmüthig oder niederträchtig, lüderlich oder tugendhaft, und wie sich dieser Monarchismus in den politischen Verhältnissen kund gibt, so zeigt er sich in allen anderen Beziehungen. Sobald ein großer Geist in irgend einer Wissenschaft auftritt und unter ihnen den Diktator spielt, so folgt mit Enthusiasmus ein ganzes Heer von Adepten seiner Fahne. Ein reges Leben entfaltet sich in diesem Zweige, der mit Sturmeseile gefördert wird, und dem alle Kräfte der Nation sich zuwenden. Laß aber diesen Zugführer

sterben, so wirst Du bald den ganzen Schwarm rathlos in der Irre umhertappen sehen, bis irgendwo ein neues Licht sich aufthut, welchem sich die vorhandenen Kräfte unterordnen können.

Aus diesem Grunde siehst Du niemals bei den Franzosen eine gleichmäßige Entfaltung aller Wissenschaften, oder eine ruhige Fortbildung eines einzigen Zweiges. Alles geschieht sprungweise, und wenn nach der einen Seite hin sie um ein Erkleckliches voraneilen, so bleiben sie anderwärts weit hinter dem allgemeinen Niveau der Wissenschaft zurück.

Bei uns in Deutschland ist das Verhältniß gerade umgekehrt. Wir setzen etwas darein, keinem Leitsterne zu folgen, und Jeder von uns, so unbedeutend er im Uebrigen auch sein mag, piquirt sich seine eigene Richtung zu haben. Haben wir irgend einen vorragenden Mann, so suchen wir vor allen Dingen uns unabhängig von dessen Einfluß zu zeigen und wählen lieber eine anerkannt schlechtere Richtung und ein momentan sterileres Feld der Thätigkeit, nur um diese Unabhängigkeit thatsächlich darzuthun. Ich weiß nicht, ob diese Eigenschaft darauf hinweisen dürfte, daß wir eigentlich mehr zur Republik geeignet sind. Jedenfalls sehen wir das Resultat, daß

die Wissenschaften bei uns weit gleichmäßiger vorwärts treiben, daß aber auch stets der organische Zusammenhang in jedem einzelnen Zweige fehlt, und wir deßhalb viel Zeit und Mühe aufwenden müssen, um die leitenden Gesichtspunkte aufzufinden, die bei den wissenschaftlichen Bestrebungen der Franzosen stets von vorne herein gegeben sind.

Den 27. September.

Der Sturm hat den Meeresgrund nicht übel aufgewühlt und den Sand an mehren Gegenden ganz anders zusammengewürfelt. Es ist mir überhaupt aufgefallen, daß nach jeder hohen Fluth der Strand eine andere Neigung bekommt, und daß im Allgemeinen die hohen Fluthwellen ihn steiler machen, während niedere Fluth ihn sanfter abschleift. Trotz seiner Feinheit ist der Sand von St. Malo ausserordentlich schwer und gleichsam zähe in Beibehaltung seiner Form, und dies scheint mir auch der Grund, weßhalb in der Nähe von St. Malo bis St. Michel und weiter hinaus sich durchaus keine Dünen vor-

finden, obgleich im Uebrigen alle Bedingungen zur Bildung derselben gegeben scheinen. Vielleicht auch, daß die krystallinische Beschaffenheit dieses aus zersetztem Granit hervorgegangenen Sandes wesentlich hierzu beitragen mag, und daß nur derjenige Sand, der mehr aus abgerundeten Körnern besteht, fähig ist, Flugsand und Dünen zu bilden. Ich habe in der That, so weit ich es mit meinen hiesigen Hülfsmitteln beurtheilen kann, die Ausdehnung der Dünen nur auf solche Küsten beschränkt gefunden, welche, wie die Küsten der Landes, des südlichen und östlichen Englands, Belgiens, Hollands, Dänemarks, und des ganzen Norddeutschlands, aus mehr oder minder geschichteten Gesteinen, Kalk, Kreide und Alluvialboden bestehen, während an allen granitischen Küsten Frankreichs, Englands, Schwedens und Norwegens die Dünen zu fehlen scheinen. Man müßte alle diese Küstenstriche bereisen können, um über solche Punkte näheren Aufschluß zu erhalten.

Wie dem auch sei, wir haben die Aufwühlung des Sandes benutzt, um nach Würmern und Synapten zu suchen, und es ist uns gelungen, von diesen letzteren Thieren einige Exemplare zu er-

halten. Stelle Dir einen Cylinder von etwas röthlichem Krystallglase vor, der eine Länge von etwa anderthalb Fuße und die Dicke eines Zolles erreicht, und Du hast ein Bild dieses Thieres, welches unter den Arenicolen und anderem Gewürm in dem Sande lebt. So fein und zart auch seine Haut erscheint, so baut es sich doch keine Gallerie, wie viele andere Röhrenwürmer, sondern windet sich nach Gefallen durch den Sand hindurch, der meist hinter ihm zusammenrollt.

An dem vorderen Ende des Körpers befindet sich eine unbestimmte Anzahl, meist 10—12, Tentakeln oder Fangarme, welche ein- und ausgezogen werden können, und ebenso vollkommen krystallhell und durchsichtig sind, wie der ganze übrige Körper. Diese Theile dienen dem Thiere sowohl als Tastorgane wie als Fangfäden und obendrein auch noch als Bewegungsorgan, indem sich auf ihren inneren Flächen kleine Saugnäpfchen befinden, mittelst deren sich das Thier ziemlich fest an andere Körper anheften kann. Die Haut ist trotz ihrer Durchsichtigkeit und scheinbaren Zartheit doch ziemlich fest und unempfindlich. Man kann eine Synapta ziemlich stark drücken und kneipen, ohne daß sie davon im

mindesten Unannehmlichkeiten zu empfinden scheint. Bei der Lebensart des Thieres scheint dies in der That begreiflich. Ein Thier mit zarter und empfindlicher Haut hätte sich wohl inmitten des scharfeckigen Granites eben so wohl befunden, als die preußischen Vaterlandsvertheidiger auf den Latten. Allein diese Haut zeigt noch eine andere Eigenthümlichkeit. Sie fühlt sich ganz vollkommen so rauh an, wie Kletten, und manchmal hängt das ganze Thier an der berührenden Hand fest, ohne daß man sich im ersten Augenblicke Rechenschaft über dieses sonderbare Anheften geben könnte. Untersucht man aber diese Haut genauer, so findet man, daß eine ganze Menge feiner kalkartiger Concretionen in derselben wurzeln, welche vollkommen die Gestalt von Ankern haben, die mit ihrem Ringe in eine breite durchlöcherte Platte eingelassen sind. Ueberall starren diese kleinen Doppelanker aus der Haut hervor, und da ihre Wiederhacken ziemlich scharf sind, so begreift man dieses eigenthümliche Anheften an den berührenden Händen. Eine gelenkartige Verbindung zwischen dem Stiele des Ankers und der Platte, die ihn trägt, sichert auch ersteren so ziemlich gegen das Zerbrechen,

welchem die spröden Stiele in hohem Grade ausgesetzt wären.

Die kleinsten Beobachtungen können oft dazu dienen, wichtige Schlüsse an das Tageslicht zu fördern. So scheinen auch diese Anker zwar ganz interessant als eigenthümliche Hautbewaffnung, allein doch von weiter keiner größeren Bedeutung. Dennoch sind es diese unscheinbaren Organe, durch welche man nachweisen kann, daß die Synapten schon in den Gewässern der Juraformation ziemlich häufig verbreitet waren, vielleicht in ähnlicher Menge wie jetzt in den heißen Meeren der Südsee. Man hat nämlich in den Schiefern von Solenhofen kleine Plättchen gefunden, welche so vollkommen den Ankerplatten der Synapten gleichen, daß an ihrer Identität durchaus nicht zu zweifeln ist, wenn sie gleich als Infusorien in den Katalogen der berliner Zoologie figuriren.

Die innere Structur dieser Thiere ist nicht minder merkwürdig, als ihre äußere Form. Der unbewaffnete Mund findet sich in Gestalt eines runden Loches, in der Mitte des Tentakelkranzes, und führt in eine rundliche Erweiterung, die von starken

durchsichtigen Muskellagen umgeben und mit inneren Längsfalten versehen ist. Diese magenartige Erweiterung führt durch eine enge Oeffnung nach hinten in einen geraden Darmschlauch, welcher ununterbrochen dieselbe Weite beibehaltend, sich bis zu dem hinteren Ende des Körpers fortzieht und dort in einer runden Afteröffnung nach außen zu endet. Der Darm ist eben so durchsichtig, wie die äußere Haut, und stets mit Granitsand voll gepfropft, welcher, wie es scheint, das Vehikel ist, mittelst dessen alle diese Sandbewohnenden Thiere sich ernähren. Es gewährt ein eigenthümliches Schauspiel, in diesem so durchsichtigen und dünnen Schlauche den scharfkantigen Granit hin und her gleiten zu sehen, je nach den verschiedenen Zusammenziehungen, welche der Schlauch macht, dessen dünne Wände jeden Augenblick zerreißen zu müssen scheinen. Außer dem Darmschlauch und den Muskeln, welche man längs der äußeren Haut hinlaufen sieht, findet sich in dem Inneren des Körpers nur noch ein einziges Organsystem vollkommen ausgebildet, nämlich die keimbereitenden Geschlechtstheile. Diese bestehen in einigen Schläuchen, welche in der Nähe des Mundes enden, und die nach der Beschreibung von Quatrefages so=

wohl Eier als Samenthiere in ihrem Inneren bilden sollen. Sie hängen ebenso, wie der Darmkanal, frei in einer geräumigen Leibeshöhle, welche durch Oeffnungen von außen her mit Wasser gefüllt werden kann.

Damit hast Du in kurzen Zügen die ganze Organisation des Thieres. Weder Nervensystem, noch Sinnesorgan, weder Respirationsorgan, noch aussondernde Drüsen lassen sich entdecken. Statt allen Skelettes findet sich ein kalkiger Ring um den Mund, an welchem die Muskeln der Haut und der Fangarme sich festsetzen, und statt eines ausgebildeten Gefäßsystemes ein häutiger Kranz an der inneren Seite des erwähnten Kalkringes, von welchem fünf unverzweigte Längsgefäße abgehen.

Und wie lebt nun dieses Thier, dem Hirn, Augen, Ohren, Lungen, Herz, Leber, Milz und Nieren fehlen? Es fühlt, bewegt sich, frißt, verdaut, wächst und pflanzt sich fort, und sein Leben ist sogar weit weniger von allen äußeren Zufälligkeiten abhängig, als das unsere. Wenn man eine Synapta gefangen hält, erzählt Quatrefages (wir selbst haben noch nicht Zeit gehabt, diese Experimente zu wiederholen) so schwellt sie bald den hinteren Theil ihres

Leibes bedeutend dadurch an, daß sie durch Zusammenziehung des Vordertheiles das Wasser, welches ihre Leibeshöhle erfüllt, nach hinten treibt. Das angeschwollene Ende wird nun durch weitere Zusammenziehung unmittelbar davon förmlich abgeschnürt, und hängt dann wie eine durchsichtige Kugel hinten an dem Leibe an. Die Trennung wird stets deutlicher und schärfer, das abgeschnürte Stück dehnt sich aus, zieht sich zusammen, und krümmt sich hin und her, ganz wie wenn es vollkommen unabhängig von dem Leibe wäre, welcher die Tentakeln trägt. So fahren beide Theile fort, sich unabhängig von einander zu bewegen, bis endlich die Verbindung sich ganz löst und das Stück vollkommen abgestoßen ist; allein dies Stück fährt fort, sich zu bewegen, hin und her zu kriechen, ganz, wie wenn nichts vorgefallen wäre, und nach den Versicherungen von Quatrefages leben diese Stücke ganz eben so lange, wie die vorderen Enden, welche den Tentakelkranz besitzen, und doch wohl das eigentliche Thier darstellen.

Je länger das Thier in Gefangenschaft gehalten wird, und je schwieriger in den eingeschlossenen Gefäßen seine Nahrung wird, desto mehr solcher Stücke stößt es ab, und reducirt sich so allmählig von einem

langen Cylinder auf einen kleinen kugelrunden Körper, welcher hinter dem Tentakelkranze als unbedeutender Anhang hin und her flottirt. Ja selbst solche Stücke, welche durch einen Schnitt mit der Scheere in der Weise abgetrennt waren, daß der Kalkring bloßgelegt erschien, und mithin gar keine Spur von Darmkanal mehr an dem ganzen Wesen vorhanden war, selbst solche Stücke lebten noch Tage lang fort, ehe sie der endlichen Auflösung anheimfielen. Du siehst, daß die Synapta sich mit ihren Körperverhältnissen so ziemlich nach den Zeitumständen zu richten versteht. Geht es ihr gut, draußen im Freien, wo die wechselnde Ebbe und Fluth ihr stets-neue Nahrung zuführt, so dehnt sie sich aus, wächst und schafft sich allmählich einen langen wurmähnlichen Körper an, mit dem sie bequem im Sand umher kriechen kann; wird aber die Nahrung knapp in dem engen Gefängniß, so wirft sie allmählig diesen Körper, den sie nicht mehr ernähren kann, weg, und beschränkt sich auf das Allernothwendigste. Wenn doch das Menschengeschlecht nur auch so eingerichtet wäre! Wenn es uns doch auch gestattet wäre, so je nach Bedürfniß einen Theil unseres Leibes in schlimmen Zeiten abzuwerfen, um

ihn nicht ernähren zu müssen! Erfinde diese Kunst, mein Lieber, und Du wirst den schlesischen Webern in demselben Momente mehr genutzt haben, als der König von Preußen es thun konnte, trotz seines erhabenen Ausspruches: „Den Webern soll und muß geholfen werden.“ Sie werden abwerfen diese lästigen Beine, die ihnen bei dem Sitzen hinter dem Webestuhle doch nichts nützen können, abwerfen diesen Magen, der sie beständig anknurrt, dieses Herz, welches ihr Elend empfinden, und diesen Kopf, der sie über die Mittel, ihm abzuhelfen, brüten läßt. Sie werden nichts behalten, als die Arme, mit denen sie weben, und den Hinteren, auf dem sie sitzen müssen. Braucht es denn mehr, um als Unterthan zu existiren? Dieses Wenige, was ihnen übrig bleibt, werden sie dann allenfalls anständig ernähren können, und vielleicht in besseren Zeiten Muße haben, ein oder das andere verloren gegangene Stück sich je nach Bedürfniß oder zum Luxus wieder zu ersetzen. Die Mägen aber, deß bin ich sicher, werden sie sich zuletzt anschaffen, denn die haben ihnen zu viel Leiden verursacht!

Doch kehren wir zu unserer Synapta zurück. — Wir construiren unsere Begriffe vom Leben und

von der Nothwendigkeit einzelner Organe zu dem Umlaufe dieses Lebens stets unwillkührlich nach den Kenntnissen, von welchen wir ausgehen, und wenn wir über die Functionen der einzelnen Theile Hypothesen aufstellen, so geschieht dies stets, indem wir die höheren Thiere und den Menschen als Grundlage unseres Räsonnements annehmen. Es kommt mir wirklich vor, als müßten unsere Ansichten von der Physiologie ganz andere werden, wenn wir es einmal dahin bringen könnten, von einer andern Grundlage auszugehen. Allein dies ist bis jetzt noch ein frommer Wunsch, der erst dann seine Erledigung finden wird, wenn einige junge Leute ihren Bildungsgang nicht von oben herab, sondern von unten hinauf nehmen, und erst die niederen Thiere der See und des süßen Wassers vollständig kennen lernen, ehe sie dem Studium der höheren Geschöpfe sich zuwenden. In der That, sind wir Zoologen, vergleichende Anatomen, Physiologen und Botaniker nicht alle eigentlich verdorbene Mediciner, denen die Praxis einen Widerwillen eingeflößt hat, und die allmählig durch Neigung oder Verhältnisse sich den naturwissenschaftlichen Studien zugewendet haben? Ist es nicht die menschliche

Anatomie, die menschliche Physiologie, welche die Grundlage alles unseren Wissens, aller unserer Forschungen bilden?

Ich will nicht in Abrede stellen, daß in dieser Richtung Großes geleistet worden ist und auch noch geleistet werden kann. Allein alle diese Leistungen hängen ab von der Vereinigung sämmtlicher Mittel, welche die neuere Wissenschaft uns zu Gebote stellt, ja sogar von der Verbindung mehrer in verschiedenen Zweigen der Wissenschaften thätiger Personen. Anatomie, Chemie und Physik müssen heut zu Tag zusammengenommen werden, um Etwas in der Physiologie leisten zu können, und so wie in dieser einen Wissenschaft geht es in allen übrigen. Unsere Zeit ist die Zeit der Association, und auch die Wissenschaft kann sich diesem allgemeinen Bedürfnisse nicht entziehen.

So wird auch in der Physiologie der niederen Thiere ohne derartigen Associationen nichts Bedeutendes mehr geleistet werden können. Du hast schon aus dem Vorhergehenden ersehen können, welch unerschöpfliche Fundgrube von Material das Meer liefert, wie man hier mit vollen Händen schöpfen kann, während man auf dem Continente mühsam den Stoff sammeln muß. Allein was thun wir,

um diese reiche Fundgrube auszubeuten? Wir durchkreuzen auf schnell segelnden Schiffen den Ocean, und fischen an entlegenen Küsten das seltsame Gethier auf, welches uns unmittelbar in die Hände fällt. Die Zeit zu genaueren Untersuchungen fehlt uns, denn der Capitän hat andere Zwecke als der Naturforscher, und Jenes Commando gehorcht das Schiff. Da wird nun gesammelt, getrocknet und in Weingeist aufbewahrt; Kisten und Gläser werden zur Heimkehr nach Europa gefüllt. Man langt mit unendlichen Schätzen an, setzt Zeichner und Kupferstecher in Bewegung, füllt ein prächtiges Kupferwerk mit genauen Beschreibungen der Bälge und der zusammengeschrumpften Cadaver an, die man mitgebracht hat, und erntet das Lob der wissenschaftlichen Welt durch einige Hundert neue Namen ein, mit welchen man die Kataloge bereichert. Oder wenn man sich auf das näher Gelegene beschränken muß, so packt man Skalpelle, Spritzen und Microscope ein, eilt im Fluge dem Meeresstrande zu, und schätzt sich glücklich, wenn man ein paar Wochen hindurch Fischer und Bettelbuben in Contribution setzen, seciren und microscopiren und mit einer gefüllten Mappe von Notizen und Zeichnungen nach

Hause zurückkehren kann. Dort zehrt man dann Jahre lang von dem mitgebrachten Gute und meint Wunder was man gethan, wenn man ein Paar neue anatomische Thatsachen mitgetheilt hat.

Ich habe niemals mehr die Unmächtigkeit und Erfolglosigkeit dieses unseres Treibens eingesehen, als jetzt, wo unser Aufenthalt seinem Ende naht, und ich die Resultate überblicken kann, die er uns gebracht hat. Der Stoff ist so reich, daß ich Fragen genug gefunden habe, von denen jede die Bemühung eines ganzen Lebens zur Beantwortung erheischen würde. Die meisten dieser Fragen aber können von dem Einzelnen nicht einmal gelöst, und nur durch Mitwirkung Mehrerer ihrer Beantwortung entgegengeführt werden. Wie ist nun zu hoffen, daß dies geschehen könne, wenn nicht der Weg, den man bisher eingeschlagen, verlassen und eine andere Methode befolgt wird, welche näher zum Ziele führen muß? Die französische Regierung ist bis jetzt die einzige, welche auf Antrag einflußreicher Männer bei größeren Expeditionen Naturforscher zugezogen und diesen bedeutende Mittel zur Publication ihrer Arbeiten angewiesen hat. Das Wenige, was Preußen, Oestreich und Baiern in dieser Hinsicht gethan, läßt

sich nicht in Vergleichung setzen mit den Reisewerken, welche auf Kosten der französischen Regierung erschienen sind. Allein, wie gesagt, diese Bemühungen sind fernerhin fruchtlos, und ein anderer Weg muß eingeschlagen werden.

Wie manchmal haben wir nicht Abends im engeren Kreise bei Milne-Edwards um das Kamin herumgesessen, und Pläne geschmiedet für eine wissenschaftliche Expedition an irgend einen Punkt des Südmeeres, welche mit vereinten Kräften durchgeführt werden sollte. Die Regierung sollte uns ein Schiff ausrüsten mit Matrosen, welche des Fischfanges, der Austernfischerei, des Tauchens mit der Glocke kundig wären. Alle Apparate zur Explorirung des Seegrundes, zur Herstellung eines chemischen, physikalischen und anatomischen Laboratoriums sollten vorhanden, und die Direction des Schiffes von den Naturforschern, nicht aber von dem Capitän abhängig sein. Eine wahre Elite von Zoologen, Anatomen, Botanikern, Geologen, Physikern und Chemikern hatten wir zusammengelesen, welche ihre Kräfte auf einige Jahre vereinigen sollten, um nach allen Richtungen hin irgend einen Punkt auf das Genaueste hin zu exploriren. Aber unsere Träume

sind Schäume geworden, und es bleibt uns nur die Erinnerung an die schönen Abende, die sie uns verschafften, und die Hoffnung, daß das Bessere, was wir wollten, einst von Andern durchgeführt werden möge.

Den 28. September.

Wir haben viele Mühe gehabt, den Leuten begreiflich zu machen, daß wir einige Tintenfische zu haben wünschten, und erst einer unserer Tischgenossen, so eine Art verwetterten Piraten, hat aus der Noth geholfen, indem er uns den hier gebräuchlichen, populären Namen „encornets" an die Hand gab. Unsere Tischgesellschaft ist überhaupt täglich eine Quelle neuen Studiums für uns. Man huldigt in der Bretagne noch dem alten Systeme, Mittags um 12 Uhr zu Mittag zu speisen, und weder in St. Malo, noch in St. Servan gibt es table d'hôte um 5 Uhr. Da wir aber in unseren Arbeiten und Excursionen nicht gestört sein wollten, so haben wir uns nothgedrungen dazu verstehen

müssen, die Abendtafel eines Hotels als Hauptmahlzeit anzunehmen, und unsere Wirthin, die täglich freundlicher wird, zu beauftragen, uns für angemessenes Frühstück zu sorgen.

So können wir den ganzen Tag in unserer Klause sitzen, und mit Muse unseren Geschäften nachhängen, um Abends nach einem obligaten Spaziergange uns an der Unterhaltung der Capitäne und Steuerleute zu ergötzen, welche an unserem Mahle theilnehmen. Das Prachtstück von allen war der erwähnte Pirat, der ohne Zweifel als Modell zu den Porträts jener Bukanier gesessen hat, deren Beschreibung wir als halbwüchsige Jungen in verschiedenen Jugendbüchern zu lesen bekamen. Das linke Auge war durch einen Hieb oder Stich vollkommen zerstört, und der entsprechende Fensterladen ausgehängt. Die ganze Gesichtshälfte sah aus, als wäre dem Manne der dreigetheilte Nerve durchschnitten worden. Du hast ja mit mir öfters solchen Operationen bei Kaninchen beigewohnt und weißt, daß den armen Thieren nach einiger Zeit auf der operirten Seite das Auge verschwärt, die Haare ausfallen, und überhaupt die ganze Wange ein Ansehen bekommt, als wäre der Mehlthau hineingefallen.

Gerade so sah auch des Capitäns Gesicht aus, und der Lebenslauf entsprach dem Aussehen. Er sei eigentlich nur noch Capitän aus Liebhaberei, versicherte er uns, und mache von Zeit zu Zeit, wenn ihn der Pfaffe auf seinem Gute zu viel ärgere, eine Reise nach Südamerika, um sich das böse Blut wieder ein wenig zu vertreiben. Früher habe er in Südamerika in verschiedenen Republiken den Säbel umhergeschleift, (j'étais traineur de sabre, sagte er mit einem gewissen verachtenden Ausdrucke). Allein das Metier habe ihm nicht gefallen, weil die Südamerikaner feige Hunde seien, und keine andere Waffe zu brauchen wüßten, als den Dolch des Meuchlers. Da habe er sich denn von einem so jammervollen Leben wieder zurück in sein Vaterland geflüchtet, und von den spanischen Piastern, die er erbeutet, sich bei Dinant ein hübsches Gut gekauft, zu dessen Besuch er uns sehr einlade, zumal da er sehe, daß Roß kein Engländer, und ich kein Viehhändler aus der Bourgogne sei, als wofür er uns anfangs gehalten habe.

Ich erlaube mir hier eine kleine Digression über meine Persönlichkeit, die freilich in sofern deplacirt erscheint, als meine Bescheidenheit dadurch in ein einigermaßen zweifelhaftes Licht gesetzt wird.

Ich werde nämlich hier allgemein für irgend einen reichen Proprietär, Gutsbesitzer, Viehhändler oder Mehlspeculanten angesehen, und kein Mensch will glauben, daß ich ein Deutscher sei. Der Neufschateller Accent, der mir in meiner französischen Aussprache noch etwas nachhängt, läßt mich vielmehr als einen Burgunder betrachten, wofür auch außerdem das wohlgenährte Aeußere nicht wenig spricht. Diese Meinung wird noch unterstützt durch einen weiten, grauen Sommerpaletot, in den ich meine Figur zu hüllen pflege, und der der Versicherung meines Schneiders zufolge, mir jedenfalls das Ansehen eines reichen Gutsbesitzers geben muß. Roß dagegen gilt allgemein für einen Engländer, so viele Mühe er sich auch geben mag, dieses Vorurtheil zu widerlegen. Er hat sich nämlich einige Mal die unschuldige Freude gemacht, unseren Tischgenossen durch einen Frack, und zwar durch einen ganz neuen pariser Frack zu imponiren, was besonders die Aufmerksamkeit eines Kommis bei der Salzregie erregt hat, der uns Anfangs in seinem Bewußtsein, einer der Lions von St. Servan zu sein, höchst geringschätzend behandelte, nun aber aus der Ansicht dieses imposanten Frackes auf die Wichtigkeit unserer Per-

sonen zu schließen beginnt, und deshalb uns jetzt die Schüssel zuerst präsentirt, während er sich früher beeilte, uns zuvorzukommen, um damit die Superiorität seiner socialen Stellung der ganzen übrigen Tischgesellschaft bemerklich zu machen. Außer ihm blühte noch an der Tafel eine Art Kraftgenie, das sich besonders durch höchst kräftige Flüche, rohe Zoten und einen Ueberschwall der Stimme bemerklich machte, bis es bei einer passenden Gelegenheit eine so derbe Erwiederung von meiner Seite erhielt, daß es für gerathener erachtete, sich in die Reserve eines gänzlichen Stillschweigens zurückzuziehen. Unser Jüngling war so etwas, wie Schiffsjunge, oder Cadett auf einem der zahllosen Douanierschiffe, welche in dem Hafen und in der Bucht umherlauern. Der Pirat vollendete seine sociale Niederlage an der Tafel. Er schien das bramarbasirende Heldenkind schon von früher zu kennen, und spöttelte über seinen Muth, über die vielen Duelle, die er ihm andichtete, auf so unbarmherzige Weise, daß unser Großmaul gerathener hielt, sich gänzlich aus der Affäre zu ziehen, und den Abendtisch für so lange zu meiden, als die unangenehme exotische Gesellschaft ihn occupiren wird.

Doch ich kehre zu unseren Seeungeheuern zurück. Die Tintenfische sind jetzt selten geworden, und nur die ächten Sepien werden zuweilen noch beim Rückzuge der Ebbe in dem Hafen gefangen. Nach der Erzählung des Piraten finden sie sich weiter oben in der Mündung der Rance und zwar im Brackwasser oft in ungeheurer Anzahl, während sie jetzt, nachdem ihre Laichzeit vorübergegangen, sich mehr in die Tiefe zurückziehen. Wir haben gestern einem Fischzuge bei Nacht beigewohnt, welcher uns einige dieser Thiere verschafft hat. Der innere Hafen von St. Malo hat einen äußerst schmalen Zugang, der freilich bei hoher Fluth von den größten Schiffen passirt werden kann, bei der Ebbe aber gänzlich trocken gelegt wird, so daß man dann zu Fuße zwischen den beiden Städten circulirt, während man zur Fluthzeit mittelst Booten übergesetzt wird. In diese Oeffnung nun werden beim Beginne der Ebbe Netze gespannt, welche Alles auffangen, was mit dem Rückzuge des Wassers aus dem inneren Bassin zu entfliehen sucht, und dieses nun noch außerdem mit Schleppnetzen ausgefischt. Ein solcher Fang bei Nacht unter Fackelschein bietet ein schönes bewegtes Bild, zumal wenn einiger Wind geht, und dadurch

die Netze in Unordnung gerathen, wo denn des Schreiens und Tobens auf den Booten kein Ende ist. Allein die Ausbeute an interessanten Fischformen ist wahrlich nur gering, zumal an dem Ufer, wohin sich die größeren Rochen und Schollen nur selten verlieren. So sind es denn meistens nur Tintenfische, Meeraale, kleine Haifische mit braun geflecktem Rücken (Roussette) und anderes derartiges nichtswürdiges Zeug, welches bei solchen Fischzügen zu Tage gefördert wird. Wer Fische studiren will, darf gewiß nicht hierher kommen, denn er findet auf dem Markte zu Paris reichlichere Ausbeute und größere Mannigfaltigkeiten als hier an dem Strande der See selbst.

Paris den 5. October.

Wir sind glücklich mit Sack und Pack, arm an Beutel, vielleicht aber reich an Wissenschaft wieder in der Heimath angelangt, ohne daß wir von großer Abenteuern berichten könnten. Du weißt daß ich seit langer Zeit her die fatale Gewohnheit an mir habe, nie eher nach Hause zurückzukehren, als bis der letzte Kreuzer den Weg alles Fleisches gegangen ist, und da ich trotz vieler berühmten Lehrer in der Mathematik und trotz gehörter Zwangscollegien doch nie ein großer Held in der Kunst der edlen Rechnung geworden bin, so habe ich meistens das Vergnügen auf der Rückreise irgendwo einen guten Freund aufsuchen zu müssen, der Zutrauen genug in meine finanziellen Verhältnisse besitzt, um mir für den Rest des Weges das Nöthige anzuvertrauen. Diesmal aber war Holland wirklich in großer Noth, und hätte sich nicht ein gutmüthiger Schweizer gefunden, dessen Namen ich mich dunkel erinnern konnte, so hätten wir wahrscheinlich in Havre unsere Reiseeffecten in öffentlichen Aufstrich geben müssen, um nach Paris gelangen zu können. Allein glücklicher Weise erinnerte ich mich einmal von Agassiz gehört

zu haben, daß unter seinen Subscribenten sich auch ein Kaufmann in Havre befinde, welcher aus reinem Interesse für die schweizerische Wissenschaft sich entschlossen habe, 600 Francs zum Ankaufe eines Exemplars der fossilen Fische zu verwenden. Vielleicht auch hatte ich den Mann einmal in Neufchatel vorübergehend gesehen, und wie man denn in der Bedrängniß sich auch des kleinsten Umstandes erinnert, so entschloß ich mich kurz und gut, ihm einen Besuch zu machen, und ihn um Abhülfe unserer Noth anzugehen.

Ich gelange in ein geräumiges Bureau, in welchem ein halbes Dutzend Commis emsig hinter großen Büchern sitzen. Auf meine Frage nach dem Principal sehen mich alle Augen ziemlich verwundert an und zwar, wie ich jetzt erst bemerke, aus dem einfachen Grunde, weil mein Paletot à la propriétaire unter den Excursionen an dem Meeresstrand ziemlich gelitten hat. Ich muß meine Frage wiederholen, ehe ich in ein Nebenzimmer gewiesen werde, in dem ich endlich meinen Mann finde, der mich mit ziemlich ernsthafter Geschäftsmiene von Kopf bis zu Füßen mustert. Ich muß Dir gestehen, daß ich einigermaßen verlegen ward, wie ich das

Gespräch beginnen sollte; indeß ich faßte mir ein Herz, und begann zuerst ein Präludium, worin natürlich Agassiz der Grundton war. Kaum aber hatte ich diesen Namen genannt, so erheiterte sich meines Mannes Gesicht, und lächelnd sagte er: Sie sind ohne Zweifel Naturforscher, haben eine Excursion nach dem Meeresstrande gemacht, sich dort länger aufgehalten, als Sie beabsichtigten und wissen nun nicht, wie Sie wieder nach Hause kommen sollen? Wie viel soll ich Ihnen auszahlen lassen? Ich stehe ganz zu Ihrer Disposition!" „Sie müssen Lavaters Physiognomik mit außerordentlichem Erfolge studirt haben, erwiederte ich ihm lachend, daß Sie meine Bedürfnisse so auf den ersten Blick errathen haben. Ich danke Ihnen für das Vertrauen, welches Sie in mich setzen. — Es ist nicht das erste Mal, erwiederte er, daß ich solchem Zufalle die Bekanntschaft eines Naturforschers verdanke. Ich bedaure nur, daß Sie nicht vor ein Paar Tagen eintrafen, wo Buckland mit Lesueur und mir ein Paar hübsche Exkursionen in der Umgegend machte. Leider bin ich jetzt zu sehr beschäftigt, um Ihnen den heutigen Tag widmen zu können, allein Morgen stehe ich ganz zu ihren Diensten, und bin gern erbötig, Sie

an einige versteinerungsreiche Localitäten der Umgegend zu führen.

Du kannst Dir denken, mit welchem Jubel ich von meinen ängstlich harrenden Reisegefährten empfangen wurde, als ich mit klirrenden Taschen ihnen entgegenkam. Sie hatten mich unterdeß am Hafen erwartet, dessen reges Gewühl uns während des ganzen Tages auf das Angenehmste unterhielt. Die Stadt ist höchst eigenthümlich gebaut. Der Hafen bildet eigentlich einen langen schneckenartig gewundenen Canal, der gerade breit genug ist, um zwei Reihen von Schiffen aufnehmen zu können, die längs der Quais vor Anker liegen. Die Häuser sind längs dieser Quais hingebaut, so daß die meisten Straßen nur auf der einen Seite von Häusern, auf der andern aber von Schiffen begrenzt sind. Ein englischer Capitän, der sich uns auf der Reise von Caen hierher anschloß, hat die Güte, uns auf einige dieser Schiffe zu begleiten, unter denen besonders die Amerikaner sich durch solide Bauart, zweckmäßige, innere Einrichtung und hohes Mastenwerk vor allen übrigen auszeichnen. Wir werden mit sehr vieler Zuvorkommenheit auf einem Ostindienfahrer empfangen, der eben seine Ladung

einnimmt. Einige niedliche Kajüten für den Capitain und etwa ein Dutzend Passagiere befinden sich unter dem erhöheten Hinterdecke, und es kommt uns vor, als könne man sich in den kleinen engen Stübchen doch ganz wohnlich einrichten. Die Mannschaft besteht großentheils aus Malaiischen Matrosen, unter welchen ein Paar Neger und nur einige gebräunte Europäer sich befinden. Unter eigenthümlichem Gesange, der von einem Vorsänger oben an der Schiffslucke geleitet wird, drehen sie die Winde, mittelst welcher die Kaffeesäcke und Zuckerfässer aus dem Raume herausbefördert werden. Ich habe mir große Mühe gegeben, die Melodie zu behalten, allein sie ist so abweichend von allen Regeln unserer europäischen Tonkunst, daß ich nach einer Stunde vergeblichen Bemühens von meinem Vorhaben abstehen mußte. Es muß irgend eine afrikanische Nationalmelodie sein, die indeß ziemlich stereotyp geworden zu sein scheint, da wir sie von allen Schiffen hören, welche zum Passiren der Linie bestimmt sind.

Zwischen diesen braunen und schwarzen Gesichtern, die in emsiger Rührigkeit sich umhertreiben, begegnen wir einer großen Anzahl blauer Augen und flachsblonder Haare, deren Accente wir nicht

zu hören brauchen, um sie auf den ersten Blick als Landsleute zu erkennen, welche über See sich ein neues Vaterland suchen. Sie sitzen in einzelnen Haufen auf den Quais oder auf den Verdecken der amerikanischen Schiffe, meistens mit Zubereitung ihres Mittagsmahles beschäftigt. Schon beim Einlaufen in den Hafen strichen wir an einem Auswanderungsschiffe vorbei, von dessen Verdecke uns Hunderte von Stimmen mit jubelndem Zurufe begrüßten. Es muß doch so gar hart nicht sein, dem deutschen Vaterlande Valet zu sagen. Die Leute wenigstens, welche wir hier gesehen haben, waren alle munter und gutes Muthes, und schienen mit voller Zuversicht in ein besseres Loos nach Westen zu ziehen.

Gegen Abend, wo die Ebbe eintrat, begegneten wir am Hafeneingange einem Pärchen, welches in einigen Tagen auslaufen sollte, und zwar auf derselben Vesta, deren Verdeck wir heute besucht hatten. Sie betrachteten, wie wir, die sogenannte Chasse, welche man dort angebracht hat, um der Versandung des Hafeneinganges entgegenzuarbeiten. Der Hafeneingang ist nämlich so eingerichtet, daß er, sobald die Fluth ihre größte Höhe erreicht hat, mittelst gewaltiger Schleußen geschlossen werden

kann. Man erwartet nun, während so die ganze Wassermasse, welche den inneren Hafen erfüllt, aufgestaut ist, den Eintritt der Ebbe, und sobald diese den tiefsten Punkt erreicht hat, werden die Schleußen plötzlich geöffnet, und der Hafen in wenig Augenblicken bis auf seinen hintersten Theil, welcher die Dampfschiffe aufnimmt und stets gefüllt bleibt, entleert. Gleich einem wüthenden Bergstrome stürzt bei der Oeffnung der Schleußen die gestaute Wassermasse hervor und reißt den von der Fluth angeschwemmten Sand mit sich fort. Man erspart auf diese Weise das mühsame und bei Weitem nicht so vollständige Ausbaggern des Hafens. „Es ist doch unglaublich, was für Menschenwerke man draußen sieht," sagte der junge Bauer, der sich uns mit abgezogener Mütze näherte, sobald er uns an der Sprache als Landsleute erkannte. Er, wie sein Schätzchen waren ganz erfüllt von all den Wundern, die sie auf der Reise aus Würtemberg bis hierher gesehen hatten, und vor Allem konnten sie nicht genug staunen über die Einrichtung der Ebbe und Fluth, die ihrer Meinung nach einzig zu dem Zwecke vorhanden sei, um eine solche Chaffe anlegen zu können.

Doch Du wirst uns fragen, auf welche Weise

wir nach Havre gelangt sind, das doch eigentlich nicht auf unserem Wege liegt. Es war einerseits die Neugierde, dann aber auch theilweise die Nothwendigkeit, welche uns hierher führte. Die Route der Diligence geht nur von St. Malo bis Caen, wo man einen anderen Wagen zu nehmen gezwungen ist. Beiwägen sind in Frankreich eine völlig unbekannte Einrichtung und wenn die Diligence besetzt ist, wie es bei unsrer Ankunft in Caen der Fall war, so ist man gezwungen, entweder zu warten, oder aber ein anderes Mittel des Fortkommens zu suchen. Dies bot sich uns in dem Dampfschiffe, welches nach Havre geht, und wir wählten diese Gelegenheit trotz des Umweges um so lieber, als die kleine Menagerie, welche wir bei uns führten, uns in dem Wagen mancherlei Unbequemlichkeiten ausgesetzt hat. Ich habe mir nämlich vorgenommen, die Erziehung meiner Larven in Paris fortzusetzen, und zu diesem Endzwecke eine große Anzahl von Eierschnüren und lebenden Larven in einigen Gläsern mitgenommen. Einige lebende Actäon's und verschiedenes kleines Gewürm ist ebenfalls beigepackt worden, und zur Erhaltung des Seewassers sind einige Lappen jener grünen Ulve, von der ich

Dir schon schrieb, bestimmt. Allein es bedarf beim Transporte solcher lebenden Thiere noch mancherlei andere Vorsichtsmaßregeln. Die grünen Algen entwickeln nur dann Sauerstoff, wenn sie dem Lichte ausgesetzt sind, und man muß deßhalb während des Transportes sie stets in solcher Art halten, daß diese Einwirkung nicht aufgehoben ist. Man kann sich also keines Flaschenfutters bedienen, sondern ist genöthigt die Gläser frei in der Hand zu halten, oder irgendwo an einem hellen Orte im Wagen aufzuhängen. Ferner darf man sie nicht verschließen, indem sonst die den Thieren nöthige Luft, welche sich im Seewasser befindet, bald verbraucht ist, und dann dieselben förmlich dem Erstickungstode erliegen. Auch Anhäufung vieler Thiere in einem Glase ist aus demselben Grunde durchaus unthunlich. Du kannst Dir nun wohl denken, daß der Transport offener mit Wasser gefüllter Gläser in einem Wagen mancherlei Unbequemlichkeiten unterworfen ist, welche auf dem Schiffe weit weniger fühlbar sind. Sobald man indeß die eben berührten Vorsichtsmaßregeln befolgt, so kann man darauf rechnen, die Thiere auf weite Strecken hin am Leben zu erhalten. Die meinigen sind wenigstens ganz munter und wohl=

behalten in Paris angelangt, und ich weiß sogar, daß ein bekannter Naturforscher, Alexander v. Nordmann, auf diese Weise Polypen von der Küste des Oceans nach Odessa verpflanzt hat.

Paris den 7. October.

Meine Actäonlarven sind jetzt à l'ordre du jour und ich habe meine liebe Noth, sie all den Neugierigen vorzureiten, welche ihr Interesse für die Wissenschaft dadurch glauben bezeugen zu müssen, daß sie einmal bei mir in das Mikroskop gucken, und einige verwunderte Ah! bei dieser Gelegenheit ausstoßen. Man braucht hier in Paris nur das Geringste zu Markte zu bringen, um gleich eine Menge, gerade nicht Käufer, aber doch Begaffer zu finden. Die Flaneurs fehlen auch in der wissenschaftlichen Welt durchaus nicht, und ich könnte Dir eine ganze Reihe von Leuten nennen, die in dem Rufe gründlicher Gelehrten stehen, und denselben

nur ihrem guten Fußwerke zu verdanken haben. Sie laufen mit unermüdlichem Eifer von einem Haus in das andere, von einer Gesellschaft in die andere, fragen einen jeden aus, hören jedem Berichte aufmerksam zu und vertragen dann die gesammelten Kenntnisse wieder in andere Gesellschaften, wo sie bei dem Unwissenden die Rolle der Eingeweihten spielen. Man kann diese Leute recht gut als Lärmglocken gebrauchen, und wenn man nur höflich gegen sie ist, und sich nicht merken läßt, zu welchem Zwecke man sie direct benutzen will, so sind sie für den gelieferten Zuwachs ihrer Kenntnisse außerordentlich dankbar und durchaus nicht sparsam in Ertheilung excentrischer Lobsprüche und schmeichelhafter Beiwörter. Indeß wird mir doch allmählig des ewigen Wiederholens und Demonstrirens zu viel, und ich werde eine passende Gelegenheit benutzen, um meine Thüre zu schließen und in gehöriger Ruhe das Memoire auszuarbeiten, welches ich der Akademie zu übergeben gedenke.

Der Embryologe Frankreichs, Herr C . . ., hat ebenfalls meine Embryonen betrachtet und sich höchlich verwundert, daß es ihm noch nicht eingefallen sei, eine analoge Arbeit auszuführen. Du

fragtest mich neulich über die Mittel und Wege, welche die Franzosen selbst einschlügen, um zu Aemtern und Würden zu gelangen? Ich kann Dir als Antwort die Geschichte dieses Professors am **Collège de France** erzählen, welche Dir einen hinreichenden Begriff geben wird. Vor allen Dingen ist der Mann ein Provencale oder ein Gaskogner, kurz ein Südfranzose mit einer unendlichen Suada und einem ungemeinen Erfindungstalente. Du kannst überhaupt darauf rechnen, daß von sämmtlichen französischen Volksstämmen nur zwei berufen sind, in Paris ihr Glück zu machen: Die Südländer durch ihre unendliche Geschwätzigkeit, ihre gesellschaftlichen Vorzüge, welche sie zu angenehmen Unterhaltern und Erzählern machen, und durch die edle, an Unverschämtheit grenzende Dreistigkeit, mit der sie sich in allen Gesellschaften eindrängen, Bekanntschaften machen und Jedermann zu Gefallen sprechen; und dann die Normannen durch die ungemeine Zähigkeit, mit welcher sie ihre Zwecke verfolgen, ihnen im Wege stehende Persönlichkeiten unterminiren, und jeden, auch den kleinsten Vortheil zu benutzen wissen, um einem Andern den Rang abzulaufen. Den Provencalen nun gehört

unser Mann an, und Gaskogner könnte er sein, so gut stimmen seine Eigenschaften mit denjenigen überein, welche man gemeiniglich diesem Volksstamme zuschreibt. Früher studirte er in Montpellier, der Pflanzschule aller südlichen naturforschenden oder heilkünstlerischen Genie's, und schloß sich dort an einen berühmten Chirurgen an, dem er auch während eines längeren Winteraufenthaltes in Paris an der Seite blieb. Dort hatte nun unser Pfifficus bald ausgefunden, daß die Embryologie in Frankreich über alle Gebühr vernachlässiget sei, und die nächste Folge dieser Entdeckung war natürlich die, daß er Embryologe wurde. Das Ausbrüten der Hühnereier wurde ins Große betrieben und da man gerade weder Hennen noch Brütemaschienen besaß, so schlug unser Mann den einfachen Weg ein, seine Eier selbst auszubrüten, was er in der Weise bewerkstelligte, daß er sich mitten unter seine Eier in das Bett legte.

Eine solche Aufopferung konnte nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit auf den jungen Mann zu lenken. Die lebendigen Anmeldeglocken, von welchen ich Dir eben sprach, krochen in die kleine Dachstube hinauf, um den brütenden Studiosen zu besuchen

und dessen Eier zu betrachten, und als Herr C. seine Auferstehung feierte, ward er schon als berühmter Mann von Alt und Jung aufgesucht. Er verfehlte natürlich nicht, seine Lage in jeder Weise zu benutzen, und da er gerne und willig tanzte, was unter den jungen Leuten der Hauptstadt gerade nicht so häufig vorkommt, und recht gut zu unterhalten wußte, so war er sehr bald très repandu dans le monde. Daß unser Gaskogner dies zu benutzen und namentlich mit den einflußreichen Männern in der Administration vortheilhafte Bekanntschaften anzuknüpfen verstand, dies versteht sich wohl von selbst. Die Chefs der Bureaux in den Ministerien waren eben so gut seine vertrauten Freunde, als die Präparatoren des Pflanzengartens, und man sah ihn beständig zwischen der Akademie, dem Collège de France, der Fakultät der Medicin, der Sorbonne, dem Pflanzengarten und den Ministerien unterwegs. Er überbrachte zuerst alle Neuigkeiten aus der administrativen Sphäre; — die Ernennung zu Aemtern, die Vertheilung von Decorationen erfuhr er durch seine Freunde in den Bureaux zuerst und beeilte sich den Betreffenden die freudige Botschaft zu bringen. Mein Gott, rief einmal ein Bureau-

chef aus, als in seiner Gegenwart von der Zukunft unseres Mannes die Rede war, „für den braucht Ihr nicht zu sorgen. Ich weiß nicht, ob er etwas im Kopfe hat, allein gute Beine hat er, das kann ich Euch versichern, und damit wird er schon sein Glück machen“.

Und so geschah es auch. Von Stufe zu Stufe drang unser Mann vor, und es gelang ihm endlich, bei Madame Guizot Zutritt zu erhalten, wo er sich bald so einzuschmeicheln wußte, daß er als Hausfreund angesehen wurde. Auch nach dem Tode von Madame Guizot blieb er in Gunst des Ministers. Er verlangte Geld zu wissenschaftlichen Untersuchungen; man stellte ihm 10,000 Francs zur Verfügung. Er wollte eine vor der Welt gesicherte Stellung; man schuf für ihn einen neuen Lehrstuhl am Collège de France. Da die Einkünfte eines solchen wohl für Herrn Michelet oder Quinet, nicht aber für ihn ausreichend waren, so gab man ihm noch ein Tabaksbureau an einem guten Platze, welches er für einige tausend Franken an Unterpächter verleihen kann. Selbst zu diplomatischen Verhandlungen wird unser Professor benutzt und als er neulich Lust hatte, nach Neapel und Sicilien zu

reisen, beauftragte ihn sein Patron Guizot mit einer geheimen Botschaft an die Gesandtschaft in Neapel. Man sprach damals viel von einer beabsichtigten Vermählung der Prinzessin Olga mit einem östreichischen Erzherzoge, ein Ereigniß, was Herr Guizot freilich gerade nicht allzugern gesehen haben würde, und man behauptete, daß er deshalb den Professor des Collège de France nach Neapel gesendet habe, um der dort anwesenden Großfürstin die Gefährlichkeit einer solchen Verbindung vom embryologischen Standpunkte aus recht anschaulich zu machen.

Es geht hier jetzt Alles bunt drüber und drunter, seitdem Herr Orfila, der Decan der medicinischen Facultät, seine neue Schöpfung eines vergleichenden anatomischen Museums dem Publicum geöffnet hat. Ehe wir abreisten, bat er mich in sehr zuvorkommender Weise, ihm ebenfalls einige Präparate für dieses neue Museum zukommen zu lassen; allein nun, seitdem ich diese brillante Schöpfung gesehen habe, bin ich fest entschlossen, auch nicht eine Minute dafür zu opfern. Du kannst Dir keine Vorstellung von dem Unsinn machen, den man dort zusammengewürfelt hat, und wie man Hals über Kopf eine Menge von

Präparaten zusammgestellt hat, die das einzige Verdienst haben gut auszusehen, ohne viel bedeuten zu wollen. Auch einige gutmüthige deutsche Anatomen hat Herr Orfila über den Löffel barbiert, und von ihnen Präparate zusammengebettelt, die er Anfangs zwar bezahlen wollte, später aber um so lieber umsonst genommen hätte, als das Ministerium nicht geneigt scheint, für die contrahirten Schulden einzustehen. Man erzählt mir sogar, daß Einer dieser Gutmüthigen von 4000 Francs, die er Anfangs verlangt habe, allmählig bis zu einem Kreuze der Ehrenlegion herabgehandelt worden sei, und daß er sich endlich entschlossen habe, dieses Letztere zu nehmen, um nur Einiges aus dem Schiffbruche zu retten. Viel hat er damit freilich nicht; denn Louis Philipp hat die Ehrenlegion so abgenutzt, daß die rothen Nelken, welche man früher als Surrogate der Decoration im Knopfloche trug, jetzt ganz im Preise gefallen sind.

So unbedeutend dieses Museum der vergleichenden Anatomie auch ist, so hat es doch genügt, um die Lage der Parteien in der wissenschaftlichen Welt gänzlich zu verändern und lange verhehlte Feindschaften zum offnen Bruche zu bringen. Es ist näm-

lich stark die Rede davon, eine Professur der vergleichenden Anatomie, welche bisher nicht bestand, an der medicinischen Facultät zu gründen, und es beginnt schon ein starkes Wettrennen um diesen Platz, dessen Gründung noch sehr in Aussicht steht. Namentlich hat eine mißtönende Person den Mund recht voll genommen, um ihre Verdienste um die vergleichende Anatomie der staunenden Welt, welche davon noch nichts wußte, mit einem Male kund zu thun.

Du weißt wohl, daß die naturphilosophische Richtung in Frankreich gerade nicht viel Anhänger hat finden können und daß sie nur deßhalb einigermaßen respectirt wurde, weil Geoffroy St. Hilaire, der Vater, eine höchst achtungswerthe Persönlichkeit war, welcher Niemand gerne zu nahe treten mochte. Cuvier selbst hatte aus diesem Grunde und weil er für Geoffroy die größten Verbindlichkeiten hatte, lange geschwiegen, bis er endlich gegen seinen Willen dazu gezwungen, in einer langwierigen Debatte vor der Akademie seinen Gegner auf das Haupt schlug, und ihn bei der öffentlichen Meinung wirklich vernichtete. Man hätte glauben können, daß die Partei mit dem Tode Geoffroy's des Vaters, der indeß seinen Collegen

Cuvier noch überlebte, zu Grabe getragen sei; allein sie fand zwei neue Stützen in dem Sohne und in einem andern Individuum, das durch seine theatralische Redeweise besonders den Rekruten imponirt, welche aus Neugierde in den Vorlesungen am Pflanzengarten umherstolpern. Wenn Du einmal nach Paris kommst, so besuche ja die Vorlesungen des Herrn Serres. Du ersparst Dir die drei Franken für einen Platz im Parterre und besuchst umsonst eine Komödie, welche im Palais royal oder im Vaudeville nicht besser gespielt werden kann. Du mußt den Mann selbst sehen, mit seiner niedrigen Stirn und dem unbegränzten Querschlitz im Gesichte, wenn er Besitz nimmt von dem breiten Lehnsessel und nachlässig die strohgelben Handschuhe von den Fingern streift, während der Bediente vor ihm das himmelblau eingebundene Heft ausbreitet. Er beginnt mit lispelnd hinsterbender Stimme, die sich mehr und mehr erhebt, während die Gestikulationen stets häufiger und lebhafter werden. So geräth er endlich in den Affect des höchsten Prophetenthums. Er springt auf, wirft den Lehnsessel zurück, den Kopf in den Nacken, und indem er endlich gleich Talma beide Arme mit beschwörendem Ausdrucke gen Himmel

hebt, klatscht der Präparateur und das ganze Auditorium fällt mit rauschenden Beifallsbezeugungen ein. In der Akademie spielt er dieselbe Rolle und ergeht sich stets in hochtönenden Phrasen, die Anfangs zwar in einigem Zusammenhange stehen; sobald er aber einige Zeit gesprochen hat, so verwirren sich seine Gedanken, und dann stürzen lange Sätze aus dem weitgeöffneten Munde hervor, die alle schon in Bereitschaft zu liegen schienen, aber niemals in der geringsten Beziehung zu dem verhandelten Gegenstande stehen. Trotz dieser totalen Nullität, die bei jedem Momente klar hervortritt, hat Herr Serres doch einen bedeutenden Einfluß, eben weil ihn Niemand versteht und die Leute ihn deshalb für unendlich erhaben über ihre Sphäre halten. Er selbst ist vollkommen von sich überzeugt, daß er der geistreichste Mensch in Paris, und somit auf dem ganzen Erdenrunde sei, und diese Satisfaction gibt er bei jeder Gelegenheit zu erkennen. Sie ermüden sich zu sehr, sagte ihm neulich ein Bekannter, als er nach einer solchen Rede aus der Akademie trat. „Vous avez raison, antwortete Serres, ces continuelles éjaculations d'esprit fatiguent cruellement.“

Dieser Mann nun hat sich vorgenommen, den Lehrstuhl der vergleichenden Anatomie an der medicinischen Facultät zu erobern, um dort seinen Wahnsinn einem jüngeren und empfänglicheren Auditorium zu predigen, als im Pflanzengarten der Fall ist. Ihm gegenüber stehen eine Menge von Parteien, von denen die eine diesen, die andere jenen Candidaten im Auge hat, und die Akademie ist dadurch in eine Menge kleiner Lager gespalten, die jetzt schon ihre Fehden beginnen, aber dann erst in zwei größere feindliche Heere sich vereinigen werden, wenn die Errichtung der Stelle von den Kammern genehmigt sein wird. Du siehst, daß ich jetzt meiner Pflicht als Correspondent der Allgemeinen mehr als je nachkommen muß, um meine lieben Landsleute draußen im Reiche mit dem Gange der Ereignisse vertraut zu halten, was um so schwieriger sein wird, als bis jetzt noch der Kampf hinter den Coulissen geführt wird. Zudem ist der Winter vor der Thür, wo das wissenschaftliche Leben in Paris überhaupt in viel lebhafteren Umlauf gesetzt wird. Die einzelnen Gesellschaften erstehen wieder aus der Lethargie des Sommerschlafes, in welche sie alljährlich versinken. Die wissenschaft-

lichen Salons öffnen sich auf's Neue und bieten mannichfache Gelegenheit, in das innere Getriebe dieses ewig summenden Bienenschwarmes zu schauen. Ich habe Dir freilich versprochen, von Zeit zu Zeit über diese Gegenstände zu schreiben, allein das Leben ist hier so öffentlich, daß man wirklich eine Sünde an der deutschen Neugierde begeht, wenn man es nicht auch dem größeren Publikum zugänglich macht. Darum vertröste ich Dich mit der Fortsetzung unserer Correspondenz auf nächsten Sommer, wo ich einen längeren Ausflug nach der See beabsichtige. Wohin er gehen wird, wissen die Götter. Vielleicht werden zufällige Umstände weit mehr Einfluß auf den Bestimmungsort der Reise haben, als himmlische Rathschlüsse. Herwegh, der in früheren Jahren Italien als Tourist bereiste, möchte es jetzt auch gerne als Naturforscher kennen lernen. Vielleicht, daß ich mich ihm anschließe! — Ich habe von jeher, sobald es kalt wurde, einen inneren Zug nach dem Süden verspürt, und denke auch jetzt wieder, wo ich für einige Monate still sitzen muß, an frische Reisepläne.

Bern den 1. November 1846.

Endlich sind unsere Vorbereitungen getroffen, und der Tag zur Abreise bestimmt. Du weißt, daß ich mir diesen Sommer einmal Bewegung in freier Luft versprochen hatte, und dieses Versprechen habe ich redlich gehalten. Ich brauche Dir nicht zu erzählen, was für Streifereien in den Vogesen, dem Schwarzwalde, in dem Jura und auf den Alpen ich in diesem Sommer mit oder ohne Geleit vorgenommen habe. Es gehören einige dieser Streifzüge den still vergnüglichen Capiteln an, welche sich in allen Reisebeschreibungen finden, und an die man um so lieber zurückdenkt, je weniger man davon spricht. Mit dem Beginne des Herbstes habe ich mich in meine Winterquartiere zurückgezogen und hier in Bern meine Geologie fertig gemacht, die mich einige Zeit an den Schreibtisch fesselte.

Bern hat eine ganz andere Physiognomie bekommen, seitdem sich die letzte Revolution verwirklicht hat. Es geht Alles lebendiger und rühriger durcheinander, und man kann sich wohl versucht fühlen, auch ein wenig thätig in die Räder der neuen Staatsmaschine einzugreifen, zumal da diese offen

vor Aller Augen liegen werden Vor mehreren Jahren schon, als die Verfolgungen gegen Wilhelm Snell begannen, welcher der rüstigste Vorkämpfer des Radicalismus war und, wie die Herren wohl wußten, nicht nur eine schon vorhandene Partei anführte, sondern auch eine ganz neue unter der jüngeren Generation bildete, vor mehreren Jahren schon, sage ich, mußte es denen, die diese Jüngeren kannten, klar sein, daß hier eine Partei sich bildete, welche unmittelbar nach ihrer Mündigkeit den bestehenden Regierungstendenzen entgegentreten, und deren Umsturz bewirken würde. Allein so klar dies war, so wenig wurde es von denen eingesehen, welche an der Spitze standen. Man glaubte diese jungen Leute hätten keinen Einfluß auf das ruhige, vor Allem langsam reagirende Bernervolk; man achtete keiner Warnung, keiner drohenden Anzeige des Unwetters, das sich allmählig zusammenzog, und ließ der Partei alle Zeit zu erstarken und unter dem Volke selbst Wurzel zu fassen. Indessen wäre auch trotz dieser Unthätigkeit der Regierung dieser jüngeren radikalen Partei der Sieg noch ziemlich erschwert worden, wenn nicht ein glücklicher Zufall sie gestärkt und gekräftiget hätte. Dieser glückliche Zufall aber, welcher

in allen regenerirten Kantonen der radicalen Partei den bedeutendsten Vorschub leistete, und in Bern ihren endlichen Sieg entschied, war der mißlungene Freischaarenzug. Hätten die Freischaaren gesiegt, wären sie in Luzern eingedrungen, um sich dort zu behaupten, so würden dieselben Regierungen, die ihre geheime Begünstigung verläugneten, offen das Resultat des Freischaarenzuges für sich in Anspruch genommen, und dadurch in der Volksmeinung sich auf's Neue befestigt haben. So aber, da er mißlang, und die Regierungen theilweise die gebliebenen oder gefangenen Opfer verläugneten, nahm das Volk Partei für die Schwächeren, die dadurch in dem eigenen Kanton siegten, während sie in dem fremden unterlegen waren. Denn so viel unsere geistliche Herren auch reden mögen von christlicher Liebe und Vergebung, sie werden doch niemals das Rachegefühl weder in dem einzelnen Menschen noch in dem ganzen Volke ausrotten, und dieses Gefühl war es, welches das Volk belebte, als die geschlagenen Trümmer des Freischaarenzuges nach Hause zurückkehrten. Das falsche Spiel, welches namentlich die Regierung von Bern gespielt hatte, empörte um so mehr, je weniger man die Möglichkeit

einsah, unter solchen Verhältnissen die Scharte wieder anszuwetzen und so war es der radicalen Partei leicht, sich der Volksgesinnung zu bemächtigen, und die beabsichtigte Regierungsänderung durchzuführen.

Die Regierung ist noch zu neu, als daß man ihr die Prognose längerer oder kürzerer Dauer stellen könnte, was zumal unter einem Volke schwierig ist, dem ein gewisser gewaltthätiger Sinn von der Natur gegeben ist, welchen es unmöglich verläugnen kann. Dieser gewaltthätige Sinn trat mir so recht entgegen bei einem neulichen Anlasse, wo ich zum ersten Mal als Vaterlandsvertheidiger die Muskete schleppen half. Ich muß Dir diese Episode aus meinem Kriegsleben erzählen, die der drolligen Scenen manche bot, und mich einige Blicke in den Berner Character thun ließ, welche wesentlich zum Verständnisse mancher Vorgänge beitragen.

Weshalb und wie jener Cravall entstand, weiß ich so wenig, als ein Anderer. Es war eben die Zeit der Kartoffeln- und Brodaufstände, und so fand es denn auch in Bern die liebe Straßenjugend, von einigem andern Volke unterstützt, für gerathen, der Stadt einen solchen Auftritt zum Besten zu geben. Da man gerade nichts Besseres fand, so leerte man

einige Wagen mit Obst und Gemüse, welche in den Jura transportirt werden sollten, in die Gosse, prügelte die Besitzer und zog dann lärmend und singend in den Straßen umher, was dem souveränen Volke in einer Republik eigentlich gar nicht verboten werden konnte. Hie und dort bildeten sich kleine Kerne von Volksversammlungen, wo populäre Redner das Wort führten, und über die Theuerung des Brodes und die Marktordnung schimpften. Ein solches Häuflein traf ich Nachmittags an einer Straßenecke, als sie gerade einen mir befreundeten Regierungsrath umzingelten, und diesen aufforderten ihnen Explicationen und Erläuterungen zu geben. Ein Steinmetz und ein Schreiner waren die Hauptredner des Haufens, und Freund Regierungsrath sah sich genöthigt auf seinem Weg nach dem Rathhause mitten auf der Straße Halt zu machen und eine Rede zu halten. Dem Steinmetzen schien diese Rede zu behagen; dem Schreiner aber gefiel sie durchaus nicht, und nach einiger Zeit erklärte er dem Regierungsrathe mit großer Seelenruhe, er habe hier nichts zu sagen und möge auf das Rathhaus gehen, um dort zu reden, wo man ihm den Platz dazu angewiesen habe. Heftig erwiederte der Regierungsrath, als Bürger

der Republik könne er reden, wo er wolle, was der Steinmetz außerordentlich beifällig unterstützte. Der Schreiner widersprach seinem Freunde Steinmetz nur um so heftiger, und es dauerte nicht lange, so hatten sich Beide in den Haaren und prügelten sich weidlich durch über die Frage, ob der Regierungsrath auf der Straße oder auf dem Rathhause zu reden habe. Der Haufe nahm, wie gewöhnlich, für und wider Partei, und es enstand eine allgemeine Katzbalgerei, während welcher Freund Regierungsrath mit einigen Besonneneren, zu denen auch ich gehörte, einen bescheidenen Rückzug wählte.

Nachmittags indeß wurde die Aufregung immer bedenklicher. Es begannen Gewaltmaßregeln gegen die Bäcker. Einer derselben wurde auch richtig in seinem offenen Laden überrascht und nicht übel geprügelt. Ja, er wäre vielleicht größeren Mißhandlungen nicht entgangen, wenn nicht einige entschlossene Studenten ihn der tobenden Menge entrissen hätten, die aus Versehen auch noch einem ganz unschuldigen Knopfmacher eine gehörige Tracht Schläge zukommen ließ. Verkehrte Polizeimaßregeln vermehrten, wie immer in solchen Fällen, die Aufregung nur um so mehr. Es wurden einzelne Arrestationen gemacht,

und dann wieder die von nur zwei Gensd'armen besetzte Hauptwache gestürmt und die Arrestanten befreit. Meine Neugierde führte mich auf die Straße, als ein gewaltiger Haufen gerade zum Sturme des zweiten Bäckerladens zog. Voran ein heller Haufen von Straßenjungen, singend, pfeifend und lärmend, in ungemeinem Jubel des Unfugs sich freuend. Hinter diesen ein kleines Häuflein Studenten, höchstens 20 an der Zahl, welche entschlossen waren, dem Andringen der Menge sich zu widersetzen, und zuletzt ein ganzer Schwarm mehr oder minder zerlumpter Gesellen, welche vorzugsweise das Corps der Rache zu bilden schienen, und von zahlreichen Neugierigen gefolgt waren, denen der bewegte Samstagnachmittag eine interessante Zerstreuung bot.

Nun kennst Du wohl die Bauart der Stadt Bern. Die Straßen sind breit, meist aber durch einen in der Mitte fließenden Bach in zwei Fahrspuren getheilt, die Trottoirs zu beiden Seiten von Säulengängen überwölbt, die sich unter den Häusern hinziehen. Meist sind diese Trottoirs um einige Stufen erhöht über der Straße, und auch bei unserem Bäcker war dies der Fall. Die Studenten hatten sich diese günstige Position der Localität sehr

wohl zu Nutze gemacht, und die Thüre des Hauses dadurch gesperrt, daß sie das Trottoir besetzt hielten, und auf der Treppe Poste gefaßt hatten. Auf der Straße schrie die liebe Jugend, tobte das Gesindel, indem es sich mit Steinen bewaffnete, und so drohte Alles eine äußerst gewaltsame Scene, als ich mit einigen Bekannten herankam. Ein freier Raum für die Vorkämpfer hatte sich schon gebildet, und in diesem stand ein mir befreundeter Arzt, welcher das Volk anredete und ihm das Thörichte seines Beginnens vorzuhalten suchte. Ich unterstützte ihn redlich in diesem Beginnen, und indem wir zugleich die Studenten von allen Demonstrationen zu Feindseligkeiten abhielten, und zu ruhigem Ausharren ermunterten, gelang es uns, den tobenden Haufen, etwa zwei Stunden lang im Schache zu halten. Länger wäre es wohl indessen nicht mehr gegangen, schon flogen Steine, derer Einer mich traf, allein von dem elastischen Polster meines Bäuchleins mit verdoppelter Gewalt auf den Absender zurückprallte; da erschallte plötzlich der Ruf: „Volksversammlung! Draußen auf der Schützenmatte", und durch diese Diversion waren wir ohne Zweifel gerettet. Es waren einige Freunde, welche mit kluger Berechnung

diesen verführerischen Ruf ertönen ließen. Der Haufen schwankte allmählig und nach geringem Zaudern lößte er sich auf und marschirte unter dem jubelnden Vortritte der lieben Jugend zur Stadt hinaus, um dort zu „tagen", und der Regierung die Beschlüsse der Volksversammlung kund zu thun.

Nun erwachte aber auch die Begierde, diese Unruhe mit einem Schlage zu unterdrücken. Die Studenten, welche ein eignes Corps bilden, benutzten den kurzen Augenblick, um sich zu bewaffnen und der Regierung zur Disposition zu stellen. Die der Regierung ergebenen Bürger traten zusammen, und bildeten eine Bürgerwache, welche die Wachposten an den Thoren und den größeren Plätzen der Stadt besetzte. Reitende Eilboten riefen die Milizenbataillone der Umgegend unter die Waffen, und man rüstete sich, den Feind, der sich nirgends zeigen wollte, mit Gewalt niederzuschlagen; denn, wie Alles in der Schweiz, so bekam nun auch die Sache eine politische Bedeutung, und die großartigsten Gerüchte über eine beabsichtigte Reaction der Aristokraten liefen in dem Publikum um. Das Volk war von seiner Versammlung nur um so aufgeregter zurückgekommen, und man sprach von nichts,

als von nächtlichen Angriffen, beabsichtigter Ueberrumpelung und ähnlichen Dingen, an die wahrscheinlich kein Mensch dachte.

Wir träumten indeß auf dem Wachtposten, welchen wir bezogen hatten, von lauter Ueberfällen und Vertheidigungsmaßregeln, die wahrscheinlich zu nichts Großem geführt haben würden, da unser Commandant, eine lustige Haut, nur in Allem 20 Mann unter seinen Befehlen hatte. Das größte Vergnügen machte uns das Patrouilliren, und das Anschreien der Patrotouillen, die mit solchem Gebrülle empfangen wurden, daß die nächsten Anwohner der Straße gewiß kein Auge während der ganzen Nacht zuschließen konnten. Ein Fäßchen Bier und eine ziemliche Quantität Wein, zur Erfrischung des Lebensmuthes, waren begreiflicher Weise nicht vergessen worden, und so sahen wir unter fröhlichen Scherzen und Gesängen Mitternacht vorbeistreichen, als plötzlich ein Eilbote von dem benachbarten Thore herankam mit der Bitte, uns ja bereit zu halten, da bestimmte Nachricht eingegangen sei, die Aristokraten beabsichtigten um 4 Uhr Morgens einen Angriff von unserer Seite her. Die Gewehre wurden besichtigt, allein auf Befehl unseres Comman-

danten noch nicht geladen. Einige Eifrige aber begannen Säbel und Dolche zu wetzen, und sich zum blutigsten Einzelkampfe vorzubereiten. Das Thor wurde geschlossen, jedes Fuhrwerk untersucht, ob es nicht Waffen berge, einige Verdächtige ohne Weiteres arretirt, und wenn man ihres Lamentirens müde war, wieder zur Thüre hinausgeworfen. Endlich mit dem Schalle des verhängnißvollen Glockenschlags hören wir schnell auf einander zwei Schüsse, ein lebhaftes Schreien in einiger Entfernung, und glauben zwei Mann aussenden zu müssen, welche die nahende Gefahr auskundschaften sollen. Ein langer Murtener und ich werden zu diesem Behufe ausersehen, damit, wie unser Commandant sich scherzhaft ausdrückte, leichte Beweglichkeit und imponirende Masse in der ausgesendeten Colonne vereinigt seien. Wir dringen im Sturmschritte vor und finden einen athemlosen Studenten, der emsig sein Gewehr ladet und wie ein Löwe „Wache heraus" brüllt. Auf unser Befragen, wo denn der Feind sei, antwortete er: das wisse er freilich nicht, aber da er oben auf dem Berge einige dunkle Gestalten gesehen habe, worunter auch eine mit einer Laterne, so habe er für räthlich erachtet, Allarm zu schlagen und sich

gegen seinen Wachposten hin zurückzuziehen. Während wir uns noch über den Angriff der Aristokraten unterhalten, rücken zahlreiche Patrouillen im Eilmärschen heran und man beschließt eine starke Recognoscirungscolonne auf den Berg zu senden. Zwar behauptete ein Witzbold, die Laterne beweise schon, daß die Nahenden keine Aristokraten gewesen seien, denn die flöhen vor dem Lichte, statt ihm zu folgen; allein nichts desto weniger wird die Entsendung der Colonne beschlossen, die denn auch oben eine alte Frau mit einer Laterne findet, welche nach ihren Kühen gehen wollte, aber vor Schrecken über das Schießen einen Anfall von Krämpfen bekommen hatte. Unter beständiger Aufregung, denn ähnliche Scenen wiederholen sich noch öfters, bricht der Tag an und mit ihm ein gewaltiger Scandal die Straßen herauf, unserem Thore entgegen. Ein Volkshaufen hat die Wägen einiger Zwischenkäufer entdeckt, welche die Stadt verlassen wollen, und verfolgt diese mit Steinwürfen. Nun ist es an uns, unseren Heldenmuth zu zeigen. Wir stellen uns einige Schritte vor dem Wachthause auf, und während die Wagen vorbeirasseln, laden wir vor den Augen der Tobenden unsere Gewehre, und machen uns fertig,

unserem Befehle zur Ruhe Nachdruck zu geben. Der Haufen zerstreut sich wirklich Angesichts dieser drohenden Anstalten, und wir wünschen uns Glück, nicht weiter auf die Probe gestellt worden zu sein. —

Drinnen in der Stadt aber schien die Aufregung fortzudauern, denn von Zeit zu Zeit schlug entferntes Getöse an unser Ohr. Wir hätten gewünscht, unseren Posten verlassen und dem Mittelpunkte der Stadt zueilen zu können, wo, wie wir erfahren hatten, die unterdeß eingezogenen Truppen aufgestellt waren. Endlich, nach langem Harren, kommt der Befehl uns zum Gefecht bereit zu halten und nach der Hauptwache abzumarschiren. Die Ordonnanz berichtet uns zugleich, man habe alle entfernteren Posten zurückgezogen, und drinnen in der Stadt sehe es so bedenklich aus, daß man jeden Augenblick den Beginn der Thätlichkeiten erwarte. Wir hatten in der That Mühe unser Ziel zu erreichen, denn überall fanden wir starke Volkshaufen, die sich mit Steinen auf den Empfang der Cavallerie rüsteten, welche die Straßen durchzog. Man hatte die Mitte der Stadt quer abgesperrt, und eine imposante Militärmacht entwickelt, die sogar von vier Kanonen unterstützt war. Glaubst Du wohl, es

hätte sich auf all den Gesichtern, die auf dem weiten Platze umherstanden und jeden Augenblick den Befehl zum Dreinschlagen erwarteten, auch nur eine Spur des Mißbehagens erblicken lassen? Jeder brannte vor Begierde, seine Waffen zu gebrauchen, und jeder schimpfte über den Verzug, den die Commandirenden für räthlich erachteten. Indessen es kam nicht dazu. Das Volk zerstreute sich nach und nach, die Circulation wurde frei gegeben, die Truppen zurückgezogen, und am Abende desselbigen Tages konnte man schon die ganze Geschichte als beendigt ansehen.

Allein, welche Gerüchte hatten sich auf dem Lande verbreitet! Die Aristokraten, hieß es, hätten die Regierung gestürzt und theilweise gefangen genommen, die ganze Stadt sei in Aufruhr, und man müsse schleunig nach Bern ziehn, um die Gelegenheit zu benutzen, und das Aristokratennest von Grund aus zu zerstören. Wir begegneten des andern Tages einer Abtheilung des Landsturmes, der aus dem Seelande aufgebrochen war, und sich mit eignen Augen überzeugen wollte, wie es in der Stadt stehe. Die Leute waren auf die bunteste Weise bewaffnet, hatten einen Trommler und einen Pfeiffer an der

Spitze und marschirten im guten Takte in die Stadt, wo ihr Erscheinen allgemeine Sensation erregte, und nicht wenig zur Verhütung fernerer Auftritte beitrug, da man erkannte, welche Stimmung auf dem Lande herrsche.

Der ganze Hang zur Gewaltthätigkeit, von dem ich Dir vorhin sprach, trat in all den eben erzählten Auftritten so überraschend hervor, daß es mir scheint, als müsse derselbe bei Beurtheilung des Ganges der öffentlichen Ereignisse in der Schweiz vor allen Dingen berücksichtigt werden. Die Schweizer hören lange geduldig zu, allein die letzte Entscheidung fehlt ihnen, wenn sie nicht mit materiellen Gründen geleistet worden ist. Das liegt einmal so in der Natur dieses Volkes und die wird man nicht sobald ändern können. Aus diesem Grunde auch findest Du die stete Unruhe, die steten Zwistigkeiten in der Schweiz, die nur momentan ruhen, so lange eine Partei das entschiedene Uebergewicht besitzt. Jede siegende Partei aber, möge sie sein, welche sie wolle, begeht factische Gewaltthätigkeiten, die ihr beim Unterliegen wieder vergolten werden, und so spinnen sich die Reibungen, wie die Blutrache in Corsica, ins Unendliche fort.

Das mag auf der einen Seite ein Fehler sein, allein jedenfalls gefällt es den Leuten so, und ich sehe nicht ein, warum man sich das Recht anmaßen sollte, ihnen diese Freude zu stören. Es giebt Leute genug, denen es nicht wohl ist, wenn sie nicht irgend einen Zwist haben, und die erst dann recht glücklich sind, wenn sie sich nach allen Seiten herumbeißen müssen. Die ruhigen Gemüther, deren Gleichgewicht durch die geringste Streitigkeit auf das Tiefste erschüttert wird, bedauern solche Individualitäten, welche sie für höchst unglücklich halten. Mit den Nationen geht es gerade ebenso. Die Schweizer finden sich erst dann wohl in ihrem eigenen Lande, wenn dasselbe in Parteien zerspalten ist und gegenüberstehende feindliche Lager bezieht. Je toller es hergeht bei diesen Parteien, desto wohler fühlen sie sich. Wir Deutschen im Gegentheile suchen überall die Ruhe, und können deren nicht genug haben. Gibt uns aber diese Disposition unseres Geistes das Recht, anderen diese Sehnsucht nach Ruhe aufzudringen? Sehe Jeder, wie er es treibe! sollte hier der Wahlspruch sein, und hoffentlich wird er auch künftig allgemeiner angenommen werden.

Mir hat es unter diesem rührigen Treiben ganz wohl gefallen, und ich würde gerne noch länger verblieben sein, wenn nicht Italien winkte und der Winter mit allzu rauhem Gesichte herankäme. Ich hoffe eine gehörige Quantität Radikalismus abgeschüttelt zu haben, und dadurch eines längeren Aufenthaltes in Sardinien vollkommen würdig zu sein. Das Gelüste nach Politik hat sich vollkommen abgekühlt, und die Wissenschaft wird wieder in ihre vorigen Rechte eintreten.

Genf den 4. December 1846.

Du weißt, daß bei uns zu Hause, noch mehr aber an dem Rheine unter den älteren weingrünen Herren eine Art fatalistischen Glaubens in Beziehung auf den edlen Nektar herrscht. Die guten Leute sind innig von der Weisheit und Güte Gottes überzeugt, auch ohne die Bridgewater Bücher gelesen zu haben, allwo Herr Buckland, Hochehrwürden, besagte Weisheit und Güte nebst einem großen Zu-

satze von Voraussicht sogar aus den Steinkohlen-flötzen von England deducirt. Unsere Weingrünen glauben nämlich, es wachse eine bestimmte Quantität von Wein speciell für ihre Person, die jährlich, ja sogar alltäglich von ihnen consumirt werden müsse. Je nach der größeren oder geringeren Capacität des Individuums richtet sich auch die allgütige Vorsehung hinsichtlich des Regens und Sonnen-scheines, den sie den Weinbergen angedeihen läßt. Wird der Mann unpaß und kann er Abends „seinen Wein" nicht trinken, so holt er diese Versäumniß in gesunden Tagen wieder nach, und man kann sicher sein, daß am Ende des Jahres der Bilan gewiß zu seinen Gunsten steht, und er im Vertrauen auf die ewige Milde einige Thränen edlen Reben-saftes auf die Rechnung des nächsten Herbstes vorausgenommen hat.

Warum ich Dir dies erzähle? Vielleicht nur um einen Anfang zu dem Briefe zu finden, und dann um Dir zu sagen, daß ich, was Reisen betrifft, einer ähnlichen fatalistischen Ansicht bin. Ich werde schwerlich je Reisender von Profession werden, habe auch gar keine Anlagen zu einem Mungo Park oder einem Humboldt, aber nichts desto weniger

sind wir (unter dem „wir" verstehe ich diesmal nicht nur Höchstmich, sondern auch meine Freunde) schon weidlich in beschränktem Kreise umhergedrillt worden. Wir haben Postwagen, Eisenbahnen, Dampfschiffe und sogar Schusters Rappen zur Genüge genossen, und können jetzt aus Erfahrung behaupten, daß einer jeden Reise ein bestimmtes Quantum von Langerweile zugemessen ist, welches nothwendig dabei verarbeitet werden muß. Die Vertheilung ist freilich bei den einzelnen Reisen sehr verschieden, und es geht da etwa, wie mit dem Regen in den Reiseplänen unseres Freundes Arnold. Du erinnerst Dich wohl noch, wie lange wir uns die Köpfe über seinen Reiseplan zerbrachen, bis endlich eine gewisse freundliche Erinnerung uns den Schlüssel zu den Hieroglyphen gab. Arnold wollte eine Fußtour von mehren] Monaten durch die Alpen machen, er wollte auf allen Pässen Steine klopfen und Felsarten suchen, und seinem Register erstiegener Hörner noch einige neue Namen zufügen. Er sprach uns so lange von seinem wohl ausgearbeiteten Plane, in welchem er allen Zufälligkeiten Rechnung getragen habe, daß wir endlich zu eigner Belehrung uns Einsicht desselben erbaten. Auf je

fünf Reisetage in den Alpen hatte Arnold mit weiser Vorsicht einen ganzen Regentag berechnet, während dessen er im Quartier still liegen mußte. Die Regentage waren mit vielem Geschick auf Hauptstationen vertheilt. Plötzlich aber fand sich ein langer Zug schönen Wetters. Durch das endlose Wallis hinauf über die Grimsel und Furka, über den Gotthard hinweg und das Rheinthal hinab schien beständig die Sonne; vierzehn Tage hindurch zeigte sich kein Wölkchen an dem blauen Himmel des Reiseplanes. Auf dem Albula erst änderte das Wetter; — eine wahre Sündfluth trat ain. Acht Tage lang fiel der Regen in Strömen, was in dem Reiseplane sehr plastisch durch einen dicken schiefen Strich angedeutet war, auf dessen beiden Seiten mit großen Buchstaben „anhaltender Regen" stand. Nach acht Tagen schien die Sonne wieder, doch blieb das Wetter noch eine Zeit lang sehr zweifelhaft, und das Reiseproject wußte viel zu sagen von der Untersuchung des Passes und seiner nächsten Umgebung, von Euphotiden, Melaphyren, Gabbro, Flysch, Lias und anderen exotischen Steinarten, welche Freund Arnold dort aufsuchen wollte. Wie schon gesagt, wir zerbrachen uns lange die Köpfe über die son-

derbare Vertheilung des Regens und des Sonnenscheines. Keiner von uns war jemals auf dem Albula gewesen. Endlich erinnerte sich einer, man habe ihm gesagt, das schönste Mädchen der Schweiz hause auf dem Albula, und es seie schon einzig um dies reizende Gesicht zu sehen der Mühe werth, den langweiligen Paß zum Uebergange nach Italien zu wählen. Nun, wo der Schlüssel einmal entdeckt war, fanden sich bald eine Menge entsprechender Fälle. Die Quantität der atmosphärischen Niederschläge, welche Arnold voraussichtlich bestimmt hatte, stand in geradem Verhältnisse mit der Liebenswürdigkeit der Wirthin. Du kannst Dir denken, daß Arnold viel gefoppt wurde über seinen Regen. Wir bewunderten nichtsdestoweniger seinen Scharfsinn.

Arnold zeichnete die Langeweile nicht auf, er vertheilte sie nicht im Voraus, er überließ dies Geschäft der waltenden Vorsehung, welcher er dagegen zum Ersatze die Sorge für den Regen abnahm. Wir haben die Langeweile ebenfalls nicht in unsern Reiseplan aufgenommen, müssen aber jetzt schon unsern Fehler bitter büßen. Du glaubst uns wohl jetzt auf dem Mont Cenis in Schnee begraben und frierst aus Mitleiden für uns? Tröste Dich, liebe

Seele, wir sitzen noch hier am Kamin und gähnen uns gegenseitig an. Herwegh blättert im Göthe, ich in dem neuen Testamente, das in dem frommen Hôtel de la Balance die einzige officielle Lectüre ist. Welch passende Introduction für eine italienische Reise! Doch laß Dir erzählen.

Am Sonntag frühe sind wir von Montreux abgereist und am Dienstag Abend sind wir noch immer wohlbehalten in dem schweizerischen Paris. Drei Tage haben wir gebraucht, um einen Weg zurückzulegen, den man im Sommer auf dem blauen Spiegel des Sees in wenigen Stunden macht. Mein Lieber! Ich habe heute Morgen gewüthet, wie der Löwe im Garn, allein gegen italienische Kuriere und schwäbische Kellner kann auch der größte Held nichts ausrichten. Denke Dir, daß wir einen ganzen Tag in einem engen Postkasten zubrachten, um von Montreux nach Genf geschleift zu werden; daß wir das Unglück hatten, einem martialisch aussehenden Zahnbrecher in die Hände zu fallen, der einen großen Schnurrbart und einen feuerroth ausgeschlagenen Schafpelz trug, und deßhalb stolz von seiner Höhe auf mich Aermsten herabsah, der ich nur einen kleinen Schnurrbart und einen in bescheidenes Grau

gehüllten Schafpelz besitze. Herwegh fand gar keine Berücksichtigung, weil er, obgleich höchst anständig beschnurrbartet, doch keinen Pelz, sondern nur einen Fußsack, und einen ganz gewöhnlichen Mantel aufzuweisen hatte. Der Zahnbrecher erwies uns Beiden die Ehre, mit uns in Lausanne zu Mittag zu speisen, und regalirte uns während der Mahlzeit mit Erzählungen von der Genfer Revolution. Leider, erzählte er uns, sei er gerade am Tage des Kampfes von seinem Bataillon entfernt gewesen, sonst würde er sein bestes Blut für die gestürzte Regierung geopfert haben, die alle seine Sympathieen besitze, und die auch noch jetzt bei der **nation genevoise** den größten Anklang finde. Es sei nur eine Handvoll Radikaler, welche über die wahre Majorität den Sieg davon getragen habe. Aber dieser Sieg sei ein blutiger gewesen; denn die Milizen hätten eine Tapferkeit, eine Kaltblütigkeit gezeigt, welche über alles Lob erhaben und der Ahnen vollkommen würdig sei. Auf unsere Frage, wie es denn überhaupt möglich gewesen, daß eine Handvoll schlecht bewaffneter Schützen über so ausgezeichnet tapfere Bataillone und Kanonen den Sieg davon getragen habe, zuckte Held Zahnbrecher die Achseln und meinte, man

müsse die Verhältnisse, die speciellen Verhältnisse kennen, dann finde man diese allerdings auffallende Thatsache vollkommen begreiflich.

Nach einigen auf so interessante Weise gewürzten Stunden glückt es uns endlich von Lausanne wegzukommen. Anfangs sitzen wir bequem zu Vieren im Postwagen, jeder in einer Ecke; wir schwatzen vom Wetter und von der Aussicht, von der Occupation Krakau's und von dem Mont Cenis, den wir übermorgen passiren werden. Plötzlich wird in irgend einem waadtländischen Relais, wo der Pferdewechsel stets wenigstens eine halbe Stunde erheischt, nach langem Zanke und Spektakel die Wagenthüre aufgerissen, und uns erst ein altes, nach Fusel duftendes Männchen, später eine nicht minder bejahrte Matrone über die Kniee hinweg in die Mitte geschoben. Welche Unterhaltung haben wir da erdulden müssen! Wir haben Beide verschworen, sowohl Herwegh als ich, je wieder in einem waadtländischen Postwagen zu fahren.

Der Herr. Erlauben Sie, Madame, daß ich mein Bein zur rechten Seite des Ihrigen ausstrecke.

Die Dame (hold verschämt). Monsieur, im Postwagen darf man so etwas nicht allzu genau nehmen.

Der Herr. Sie haben ganz Recht, Madame. Der Postwagen ist eine öffentliche Anstalt, aus der Demokratie hervorgegangen, und zum Besten des Publicums. Das souveräne Volk des Waadtlandes darf sich jetzt desselben bedienen, während in meiner Jugend nur die Herrn Landvögte von Bern fahren konnten. Das heißt, wir Andern hätten wohl auch fahren können, aber man that es nicht, nein, gewiß Madame, man that es nicht. Das lag so im Geiste der Zeit, daß man nicht fuhr. Jetzt will Jedermann fahren.

Die Dame. Das Fahren ist aber auch recht bequem; nur trifft man zuweilen unangenehme Gesellschaft im Postwagen. Ich war bis hierher in der Rotonde, allein es sind einige junge Herrn eingestiegen, so daß ich es für gerathener hielt —

Der Herr, süß lächelnd: Bei uns einzusteigen. Sie haben ohne Zweifel sehr wohl gethan, Madame. Ich bin immer galant gegen die Damen, stets galant und zuvorkommend. Man macht sich durch ein höfliches Betragen in der Welt viele gute Freunde.

Die Dame. Ganz gewiß, mein Herr.

Der Herr. Aber diese Galanterie liegt in unserer Familie, Madame. Mein Vater war durchaus

ebenso, ich bin ganz wie mein Vater, und mein Sohn, hoffe ich, wird ebenfalls stets galant gegen Damen sein. Ich habe dies meinem Sohne hundertmale wiederholt. Henri, sagte ich ihm, die Zuvorkommenheit gegen Damen ist, zumal in unserer Zeit, höchst nothwendig.

Die Dame. Ah, Sie haben einen Sohn?

Der Herr. Ja wohl, Madame, einen großen Bengel. Aber ich kann Sie versichern, ein braver Junge. Er ist Handlungsreisender und man ist sehr mit ihm zufrieden. Man hat mir dies sogar in seiner Gegenwart gesagt, was mir einigermaßen unangenehm war; denn junge Leute, wenn man sie ins Gesicht lobt, werden leicht hochmüthig, und Sie wissen wohl, Madame, wie die Schrift sagt: Hochmuth ist die Wurzel alles Uebels.

Die Dame, mit einem Blicke nach Oben: Sehr gut bemerkt, mein Herr. Indessen zweifle ich nicht, daß Ihr Herr Sohn in guten Principien erzogen ist, und dann kann ihm der kleine Auftritt, den Sie mir so eben erzählen, nur nützen, indem das verdiente Lob seinen Charakter stärken und befestigen wird.

Der Herr. Das denke ich auch. Ich bin auch wirklich mit meinem Sohne recht zufrieden, wenn

er nur etwas mehr Ordnung in seiner Stube halten wollte.

Die Dame. Die Ordnung ist gewiß 'die erste Bedingung zu einem glücklichen Leben. Sie thun sehr wohl, darauf zu halten.

Der Herr. Ich habe mir von jeher die Mühe gegeben, meinen Sohn dazu anzuhalten, aber ich muß leider gestehen, mit nicht sehr großem Erfolge. Ich komme so eben von einem Besuche bei ihm, den ich unerwartet abstattete. Ich war recht erschrocken beim Eintritt in seine Stube. Alles unter einander. Auf einem feinen seidenen Foulard, wie es Handlungsreisende unserer Zeit Anstands halber tragen müssen, lag eine Tabakspfeife. Stellen Sie sich vor, Madame, eine Tabakspfeife! Ich bitte Sie Madame, eine Tabakspfeife!

Die Dame. Wirklich? Das ist schrecklich. Eine Tabakspfeife auf einem Foulard? Aber die Welt ist jetzt so verdorben.

So ging es fort; von Morges nach Rolle, von Rolle nach Nyon, von Nyon nach Genf, und an dem Thore Cornavin hatten die beiden alten Schwätzer richtig herausgebracht, daß sie von mütterlicher Seite her in irgend einem entlegenen Grade mit einander

verwandt seien. Natürlich, der Waadtländer muß erst noch erfunden werden, der mit einem andern Gliede der nation vaudoise nicht verwandt wäre.

Wir kommen endlich um sieben Uhr bei stockfinstrer Nacht, gesägt von den Waadtländern, geschützt von dem Zahnbrecher, in Genf an. Im Vorbeigehn zeigt uns der Letztere das Bureau der Kuriere nach Turin. Wir stürmen an die Thüre, sie ist verschlossen. Der Zahnbrecher sagt uns, es seie heute Sonntag, wo man das Bureau zur Ehre Gottes und zur Heiligung seines Sabathes Abends nicht öffne. Wir beklagen unsere Unfrömmigkeit, die uns am Sonntage reisen läßt, und suchen uns beim Nachtessen zu trösten. Ein ganzer Schwarm schwäbischer Kellner bedient uns. Die einzigen im Hotel gehaltenen Zeitungen sind die „Feuille d'avis de Genève„ und der schwäbische Merkur. Der Turiner Kurier, welcher im Hause wohnt, wird uns vorgestellt, ein blonder Italiener, der uns in zischendem Französisch erzählt, die Plätze für den Montag seien besetzt, für den Dienstag aber wolle er uns von Chambery aus Plätze bestellen. Entschluß, den Montag in Genf todtzuschlagen, den Dienstag aber in einem Zuge, bis nach Turin zu fahren. Sämmt-

liche Schwaben werden beauftragt, uns für Dienstag Plätze zu besorgen. Sämmtliche Schwaben kommen zurück mit der Meldung, wir seien eingeschrieben. Wir lassen uns in Gespräche über die Genfer Revolution ein, und der Eigenthümer des Hotels, selbst ein Schwabe, erzählt uns, er habe vier Kugeln, Sechspfünder, in der Hand gehabt, welche das Zimmer eines Freundes getroffen hätten, und zwar in das Fenster hinein, zur Thüre hinaus, über die Stiege hinab und durch die Hausthüre auf die Gasse geflogen seien.

O langer Tag in Genf! Es ist schändlich kalt, eine scharfe Bise streicht über den See. Wir besuchen das Musée Rath und geben uns alle erdenkliche Mühe, trotz der Kälte die Gemälde so lange als möglich anzuschauen, nur damit der Tag uns desto kürzer werde. Man spricht jetzt viel von der Genfer Schule in der Landschaftsmalerei, allein man darf sie in diesem Museum gerade nicht suchen. Sie haben zwar ein gutes Bild von Calame und ein gutes Bild von Diday, damit ist aber auch die Geschichte fix und fertig. Alle andern Bilder sehen gerade so aus, als habe man sie schon hundertmal gesehen. Die beiden genannten Meister haben für

das Musée Rath den Sturm gemalt. Der Erstere in dem Tannenwalde der Handeck, der Letztere in einem sumpfigen Eichwalde der ebenen Schweiz. Calame's Bild ist eisig kalt, wie die Hochgebirgsgegend, welche er für die Malerei erst entdeckt hat. Die kurzen verkümmerten Tannenzweige beugen sich nur schwer unter der Wucht des Windes, der einige Stämme geknickt hat. Ueber nackte kahle Granitplatten schäumt ein kleiner trüber Bach. An den wilden Felsen des Hintergrundes hängen graue, zerzupfte Nebelwolken, durch deren finstere Massen ein Lichtblick auf die Tannen im Vordergrunde fällt. Keine Staffage, nur die Elemente kämpfen in grimmer Wuth.

Bei Diday derselbe Kampf, aber auf einem Felde das uns bekannter ist. Ein riesiger Eichstamm ist entwurzelt, ein anderer seiner Blätter beraubt, die über die Ebene hinstäuben. In der Ferne fliehen Landleute vor dem Gewitter, dessen Herannahen der Sturm verkündet.

Beide Künstler zeigen sich hier in der Behandlung eines ähnlichen Gegenstandes und somit in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit. Diday hat keinen Schritt über das Gebiet gethan, das Andere vor

ihm, wenn auch oft mit geringerem Talente, bebaut haben. Calame hat mit schöpferischem Genie in die traurigste Gegend des Hochgebirges gegriffen, wo die Tanne stirbt, und die Gemse noch nicht lebt. Das Bild von der Handeck bezeichnet wohl eine neue Epoche in der Landschaftsmalerei, aber es ist eine mißmuthige, düstere Poesie darin, welche kein ferneres Leben in sich trägt. Das haben die Nachfolger Calame's nicht begriffen. Wir werden jetzt wahrhaft überschwemmt mit zwergartig verkrüppelten Gebirgstannen, kahlen Felswänden, polirten Granitplatten, und grauen Himmeln darüber, als ob man in den Alpen nur Stoff zu solchen Elegieen finden könnte. Das wird sehr langweilig. Wir haben auch in der Malerei keine Zeit mehr zu Grabgesängen.

Calame selbst hat neuerdings in dem Hochgebirge Stoff zu weiteren Eroberungen gefunden. Er hat seine Palette in die höchsten Regionen getragen, wo kein Baum, kein Strauch mehr grünt, sondern nur winzige Alpenkräuter nothdürftig den kahlen Boden decken, wo nur nackter Fels und starres Eis in den blauen Himmel hineinragen. Dorthin ist ihm noch Keiner nachgegangen. Denn dort hören die gewöhnlichen Begriffe von Landschaftsmalerei auf; — die

Schönheit liegt nur in der Gewalt der Massen, deren Großartigkeit der Pinsel nicht wiedergeben kann. Auch Calame hat nur einziges großes Bild aus dieser letzten Stufe des Hochgebirges gemalt, den Monte Rosa in der letzten Gluth des scheidenden Sonnenlichtes. Dieses Bild hängt aber nicht in dem Musée Rath.

Wir brachten eines Theil des Abends mit James Fazy zu, dem jetzigen Präsidenten der provisorischen Regierung, der persönlich die Revolution in St. Gervais leitete und nicht den glücklichen Ausgang der Bewegung unter dem Bette erwartete, wie Andere seiner jetzigen Collegen. Fazy ist ganz der Mann dazu, Volksbewegungen anzuregen und zu leiten. Er spricht leicht und gewandt, mit Witz, Feuer und Ausdruck. Er hat sich praktisch in dem politischen Leben seit mehr als zwanzig Jahren umgethan, Journale redigirt, die Feder wie die blanke Waffe geschwungen, gegen die Bourbons im Jahre 1830, wie heuer gegen die Genfer Aristokraten gekämpft, und überall für das demokratische Element mit eigener Gefahr eingestanden. Man discutirt eben die neue Verfassung, die auf rein demokratischen Grundsätzen beruhen soll.

Man darf indessen mit vollem Rechte bezweifeln, ob auch bei der radikalsten Constitution die Demokraten in Genf an dem Ruder bleiben werden, was warlich im Interesse der Entwicklung des schweizerischen Republikanismus sehr zu wünschen wäre. Der ganze Canton ist zu klein, so daß die Stadt kein Gegengewicht in der Bevölkerung des Landes finden kann. Durch den Einfluß des Geldes werden aber die reichen Genfer Aristokraten in der Stadt allmälig die Herrschaft wiedererlangen, welche ihnen durch die letzte Revolution entrissen wurde. Die Bevölkerung, welche die jetzige Revolution gemacht hat und deren noch mehre machen wird, kann dennoch der allmäligen Corruption nicht widerstehen. Das arbeitende Volk — **le peuple travailleur** — ist die Stütze Fazy's. Aber das arbeitende Volk lebt in Genf von aristokratischem Gelde, und nach und nach wird das Sprichwort „weß Brod ich eß, deß Lied ich sing" seine Geltung finden. Von Zeit zu Zeit freilich werden sie aus dem Schlafe erwachen, und dann auf ähnliche Weise, wie in dem letzten Jahre, ihr Erstaunen kund geben.

Die Schwaben sind doch nicht so dumm, als sie aussehen. Ich schelle so eben, um Licht zu erhalten,

weil es vollkommen dunkel geworden, und der Kellner hat merkwürdiger Weise sich gleich gedacht, daß ich aus diesem Grunde geschellt hätte, und das Licht ohne Weiteres mitgebracht.

Herwegh erwacht schon vor sieben Uhr und beklagt sich, Genf sei sogar zu langweilig, um dort gut zu schlafen, eine Bemerkung, welcher ich vollkommen beistimme. Nachdem so die beiden gesetzgebenden Körper, welche die Verfassung unserer Reise zu regeln haben, in die rührendste Uebereinstimmung gebracht sind, beschließen dieselben sich zu erheben, und an den Kurier, die Polizei und die Douane zu denken. Wir wappnen uns gegen die Kälte, die wir, aller Voraussicht nach, auf dem Mont Cenis treffen werden. Wir verschwenden Hemden, Nachtkamisole, Unterhosen und andere verborgene Kleidungsstücke in unserer Toilette, wir bepacken uns mit Silberzeug, welches wir einstweilen durch die sardinische Douane zu schmuggeln gedenken, um später allen Ernstes den französischen Gabeloups eine Nase damit zu drehen, wir ziehen diverse geräucherte Zungen und Würste hervor, welche Gattin und Mutter uns als zartes Denkmal liebender Fürsorge für den langen Weg anvertraut haben, wir

rücken mit Sack und Pack, Koffern, Nachtsäcken, Fußsäcken und Pelzstiefeln aus dem Hotel aus:

> Ein Hausknecht rechts, ein Hausknecht links,
> Die Reisenden in Mitten.

Wir langen auf dem Bureau an und werden — ohne Weiteres abgewiesen. Man habe keine Plätze bestellt; — die Schwaben hätten wohl so etwas gesprochen, der Kurier auch, bestimmtes sei aber nicht gemeldet worden, der Wagen besetzt und kein Mittel vorhanden, heute von Genf nach Chambery zu gelangen; wir mögten uns gefallen lassen, noch einen Tag in dem reizenden Genf zuzubringen. Du kannst Dir denken, wie ich tobte, in welcher stummen Verzweiflung Herwegh war, und mit welchen Gesichtern uns die Schwaben zurückkommen sahen. Ich hielt eine fürchterliche Strafrede, donnerte und wetterte, daß die Kellner zitterten, das ganze Haus zusammenlief und der Wirth sich endlich bittend ins Mittel legen mußte. Alle Wuth aber brachte uns nicht weiter, und wir mußten eben in den sauren Apfel beißen. Wir haben eine unsägliche Quantität Cigaretten gemacht und geraucht, einen wahren Berg von Journalen durchlesen und hoffen nun, wo ich Dir schreibe, allmählig die Stunde des

Mittagessens und des Theaters herannahen zu sehen. Noch ein Tag in Genf und wir morden uns gegenseitig, wie die zwei letzten Teutonen in den teutschen Geschichten, nur um etwas Abwechslung in unseren Zustand zu bringen. Ich bringe die zwei Tage Langeweile einstweilen auf Rechnung des Quantums, das wir auf der Reise durchzumachen haben. Zwei Tage Langeweile! O Arnold, könnten wir doch sagen, wie Du, zwei Tage Regen!

Turin, den 8. Dezember.

Ich sende Dir von hier aus einen Brief, den ich in Chambery begonnen und hier fortgesetzt habe. Ich brauche ihr nun nur noch mit der Einleitung zu versehen, um ihn in das gehörige Geleise der gewöhnlichen Briefpost einzufahren. Die Fahrt bis Chambery haben wir zusammen mit einer Art preußischen Geldgenies gemacht, der irgend einer Prinzessin in Genua, wie es scheint, aus der Klemme helfen soll. Die sardinische Douane, vor welcher wir uns

einigermaßen gefürchtet haben, ist glätter abgegangen, als noch je eine andere, Dank einem Empfehlungsschreiben, welches mir der sardinische Gesandte anvertraut hat. Ich hatte mich an den guten Mann mit der Bitte gewendet, meine Instrumente und Bücher zoll- und censurfrei durchgehen zu lassen. Ich wußte, daß die Regierung Carl Albert's in diesem Stücke durchaus nicht nachsichtig ist und einmal Einem meiner Bekannten Cuvier's „**Discours sur les révolutions du globe**" ohne Weiteres als gefährliches revolutionäres Buch confiscirt hatte. Ich hatte dem Gesandten als Beleg meiner höchst ungefährlichen Absichten meine Abhandlung über den Actaeon, die vor einiger Zeit erschienen ist, und den Titel „**Embryogénie des Mollusques gasteropodes**" trägt, übersendet. In der sehr verbindlichen Antwort, welche ich erhielt, bemerkten mir Se. Excellenz, daß Sie zwar der Douane keine Befehle geben könnten, daß aber die sardinische Regierung sich stets zur Aufgabe gemacht habe, Künste und Wissenschaften zu schützen, und deßhalb mit Vergnügen meine Untersuchungen in Nizza sehen werde. Die Angestellten der Douane sollten daher mit möglichster Schonung gegen mich verfahren, und mich in dem Studium

der Embryologie der Schnecken so wenig als möglich stören. Dies Schreiben wirkte denn auch außerordentlich günstig. Man ließ uns Bücher und Instrumente, verlangte die Oeffnung unserer Koffer nur pro forma und versprach den Curier so lange zu beschäftigen, bis wir ein frugales Mittagessen eingenommen hätten.

In den Thälern von Savoyen lag zwar trotz der vorgerückten Jahreszeit noch kein Schnee, allein die Kälte war nichtsdestoweniger empfindlich. Um so mehr dauerte uns das arme Volk, dessen Kleidung meist nur aus ein Paar zerlumpten Fetzen Leinwand besteht, welche nothdürftig die Blösen decken, und kaum einigen Schutz gegen die Kälte gewähren können. Die Häuschen gleichen eher bewohnbar gemachten Erdlöchern. Welch ein Abstich gegen die benachbarte Schweiz! Ich darf indessen an diesen Unterschied schon gewöhnt sein, da er sich auch auf der ganzen Länge der westlichen Schweizergrenze bemerklich macht. Man mag sich mit verbundenen Augen in dem Jura herumführen lassen, wo man nur will, man wird auf der Stelle beim Oeffnen der Binde sagen können, ob man sich auf republikanischem oder monarchischem Gebiete befinde. Dort be-

waldete Bergkuppen, wohlgepflegte Wiesen, stattliche Häuser mit großen, hellen Fenstern, die selbst im Ueberflusse angebracht scheinen; hier entblößte Bergrücken, kümmerliche Wiesencultur und miserable Baracken, die oft nur eine Thüre, zuweilen auch einige kleine Fensterlöcher erhalten, auf deren Zahl und Größe die Fenstersteuer augenscheinlich den verderblichsten Einfluß geübt hat. Man muß nothwendig diesen bedeutenden Unterschied anerkennen, mag man nun daraus auch Folgerungen ziehen, welche man wolle.

Die Savojarden zeichnen sich alle durch eine eigenthümliche Physiognomie aus, in welcher besonders zwei lichtbraune, stark gewölbte, hellglänzende Augen hervortreten. Hast Du in Menagerien schon Seehunde gesehen? Die eigenthümliche Lebendigkeit und der Glanz der Augen dieser Geschöpfe wird Dir dann gewiß ganz besonders aufgefallen sein. Ganz solche Rabbenaugen haben diese Savojarden. Die Betteljungen tragen allgemein spitze schwarze Hüte und die Mädchen ein vergoldetes Herz an einem schwarzen Bande um den Hals. Eine weitere Landestracht habe ich nicht sehen können, und halte demnach Savoyen gerade nicht für geeignet zu Studien für

Genremaler, die wie Du wohl weißt, stets etwas Besonderes in den Trachten ihrer Personen bedürfen. Das Roth ist aus Savoyen gänzlich verbannt, und findet sich höchstens auf den Backen der frierenden Bettelkinder; ich habe mich vergebens nach rothen Halstüchern, rothen Westen, oder rothen Mützen umgethan.

Etwa eine Stunde vor Rumilly schwingt sich ein Bettelbube an unseren Kutschenschlag, der uns mit einer langen Erzählung über das Elend seiner Mutter und seiner ganzen Familie regalirt, welche mit so viel Lebhaftigkeit vorgetragen wurde, als stünde der Redner vor dem Zuchtpolizeigericht, um einen Diebstahl aus Armuth zu vertheidigen. Seit 16 Jahren sei seine Mutter so contract, daß sie wie ein Knäuel zusammengeballt im Bette liege, und kein Glied rühren könne. In dem Verlaufe seiner Erzählung werfe ich ihm die Frage ein, wie alt er denn sei, und er antwortet mit der größten Gutmüthigkeit, er habe 14 Jahre, wenn er auch klein sei. Die kleine Natur rühre aber daher, daß er niemals ordentlich zu essen bekommen habe, und deßhalb auch nicht gehörig habe wachsen können. Es kommt mir in der That vor, als sei der Grund

dieses kleinen Savojardenjungen ziemlich plausibel, wenn gleich vielleicht nicht die Kleinheit sämmtlicher Angehörigen dieses Stammes daraus erklärt werden dürfte. „Wie kann aber deine Mutter schon seit 16 Jahren contract sein in dem Grade wie du es beschreibst, während du selbst erst 14 hast", fragt Herwegh, und scheint in der That bei unserem Kleinen einige Verwirrung durch diese Frage hervorzubringen. Indeß faßt sich dieser schnell. Als meine Mutter mich gebar, antwortet er, war sie schon seit 2 Jahren in dem beschriebenen Zustande. Diese Naivität entzückte uns so sehr, daß wir ihn reich beschenkt entlassen, und uns überzeugt halten, daß ein Junge, der so vortrefflich lügen kann, sicherlich einmal sein Glück in der Welt machen wird.

In Chambery steht uns eine Trennung bevor. Der Kurier von Genf nach Turin kann zwar in Genf 2 Plätze vergeben; allein den einen hatte unser preußisches Finanzgenie schon vorher in Beschlag genommen, so daß uns nur übrig blieb, den andern zu belegen, und der Hoffnung zu leben, daß in Chambery noch ein Platz unbesetzt sein möge. Allein diese Hoffnung hat sich vereitelt. Man kündigt uns an, daß irgend ein General die Plätze von

Lyon aus genommen habe, und daß von Chambery aus schon längst ein gewisser Herr Peretti eingeschrieben sei. Der Lauf der Diligencen ist natürlich so eingerichtet, daß er mit dem Kurier nicht correspondirt, und die Reisenden eine Nacht in Chambery bleiben müssen. Wir melden uns auf dem Bureau der Diligence. Herr Peretti hat sich für den letzten Platz einschreiben lassen. Bei einer dritten Reisegelegenheit, einer Art Omnibus für Menschen, Waaren und Vieh ist ebenfalls Herr Peretti eingeschrieben. Wir sehnen uns demnach außerordentlich die Bekanntschaft dieses jungen Mannes zu machen, der sich so in umfassendender Weise sein Fortkommen sichert. Es bleibt endlich keine andere Wahl übrig, wir müssen einen Tag in Chambery bleiben, und uns dort mit Kavalerieofficieren und Abbé's (dies sind die einzigen Bewohner von Chambery) zu unterhalten suchen.

Der Tag ist vorüber, und die Stadt in allen Winkeln ausgekrochen. Ein Militär-Narr könnte hier seine vollständige Befriedigung finden. Wo man nur hinblickt, wird exercirt und manövrirt, und den ganzen Tag zieht es mit Militärmusik durch die Straßen und paukt und trompetet in

allen Ecken. Die Gegend selbst muß im Sommer reizend sein. Jetzt wo nur noch dünner Schnee hie und da sich angehäuft hat, ist sie begreiflicher Weise ziemlich kahl und traurig. Die Gebirge umher haben ganz die Gestalt der jurassischen Alpenformation, und die Gruppe der **Dent de Nivolet** im Norden so wie die Gestalt des **Mont Granier** im Süden erinnern auffallend an die Formen der Stockhornkette, oder der freiburgischen Alpen. Chambery selbst liegt in einem Thale, dessen Boden ganz horizontal mit alpinischen Alluvionen ausgefüllt ist. Das ist denn ein rechter Tummelplatz für diese immerwährende Soldatenspielerei, die sich auf dem großen Exereierplatze nach allen Richtungen hin entfalten kann.

In dem Gasthause, an welchem Posten und Kuriere halten, und das wir deßhalb als Standquartier vorgezogen haben, ist eine Officierstafel, an welcher besonders Kavalerieofficiere theilnehmen. Hast Du auch schon draußen in Deutschland die Beobachtung gemacht, die sich in Frankreich durchgehends bestätigt, daß bei den verschiedenen Waffengattungen die blinde Unterwürfigkeit in umgekehrtem Verhältnisse zu der Intelligenz und den Kenntnissen

steht? Auf das Genie kann sich Louis Philipp gar nicht verlassen. Die Officiere dieses Corps sind meistens Socialisten, Fourieristen, oder selbst Communisten, und ihr Gehorsam geht nur so weit, als die engste Interpretation ihrer Dienstpflichten es gestattet. Die Artilleristen sind fast sämmtlich Republikaner, und bei der geringsten Gelegenheit, wenn nicht widerspenstig, doch schwierig. Die Officiere der beiden genannten Waffengattungen tragen in Frankreich wenigstens meist lieber den bürgerlichen Rock, als die rothe Hose, sie beschäftigen sich mit wissenschaftlichen Arbeiten, sind meistens dem Gamaschendienste fremd, und in allen Gesellschaften, welche den militärischen Tick nicht besitzen, ebensowohl gelitten, als jeder andere Civilist. Die Linie ist meistens dem constitutionellem Königthume ergeben, sie zählt zuweilen unter ihren Reihen wohl unterrichtete Männer, begnügt sich aber im Ganzen mit den Vorfallenheiten, welche Kriegsleben und Garnisonsdienst ihnen darbieten. Aber die Cavalerie! Ein unterrichteter Officier ist ein wahres Phänomen. Ihre Rohheit ist in Frankreich wenigstens sprichwörtlich geworden, und ihr Absolutismus eine anerkannte Thatsache.

Ich bin fast geneigt zu glauben, daß diese Unterschiede zwischen den verschiedenen Waffengattungen mit den Beschäftigungen der Menschen selbst in engster Beziehung stehen, und daß der stete innige Umgang mit Pferden und Bestien anderer Art es ist, welcher in dieser Weise seinen Einfluß auf die Menschen äußert. Ist es wohl erst nöthig, auch in Deutschland ähnliche Erscheinungen nachzuweisen? Vielleicht mag die größere Empfänglichkeit der französischen Nation noch grellere Unterschiede hervortreten lassen. Mein Freund Dollfuß hat über diesen Punkt recht eigenthümliche Beobachtungen angestellt, die ihn zu höchst originellen Schlußfolgerungen gebracht haben. Er hat mehrmal hintereinander eine Anzahl gleich befähigter Bauernjungen bei verschiedenen Geschäften untergebracht, die Einen bei der Eisenbahn, Andere bei der Post, wieder Andere bei seinen Pferden und Einige auch bei den Ochsen und Kühen, die er in seiner weitläufigen Oeconomie hält. Alljährlich vereinigt er seine Zöglinge bei einem Mittagsmahle, dem er in eigener Person präsidirt. Die Eisenbahnconducteure sind flink wie der Blitz, der Teller ist im Nu abgegessen, das Glas jedesmal in einem Zuge geleert. Sie sprechen

schnell, in kurzen Sätzen und bestimmten Ausdrücken, errathen die Bedeutung eines jeden Blickes und haben ihre Nachbaren bedient, ehe diese nur ihren Wunsch aussprechen konnten. Ganz das entgegengesetzte Extrem bilden die Ochsenknechte; — sie kauen noch am Rindfleische, während jene schon sich mit dem Dessert beschäftigen, sie sprechen langsam in unendlich breiten, verwickelten Perioden, deren letzte Hälfte gewöhnlich ausbleibt, weil sie den Anfang über die Länge der Periode vergessen haben. Sie schlürfen viertelstundenlang an einem Glase Wein, und begreifen einen Befehl erst, nachdem man ihn dreimal wiederholt hat. Kurz, nach dem Ausdrucke meines Freundes Dollfuß, sie sind Rindvieher geworden, wie die Wiederkäuer, mit welchen sie fahren. Zwischen diese beiden Extreme stellen sich dann die verschiedenen Abstufungen, welche von den übrigen Geschäften erzeugt werden, und deren Beschreibung ich Dir erlasse, da Du Dir selbst aus den vorhandenen Elementen die entsprechenden Bilder zusammenstellen kannst.

Wir genossen in Chambery die Unterhaltung einer Menge von Officieren der Kavalerie, welche mich in meinen in Frankreich gewonnenen Anschau-

ungen nur bestärkten. Ich war herzlich froh, als der Abend herankam, und wenigstens Einem von uns Erlösung brachte. Wir haben brüderlich das Strohhälmchen gezogen, und Herwegh das bessere Theil getroffen. Er wird heute mit dem Kurier nach Turin voraneilen, und ich morgen früh mit der Diligence nachrutschen. Schade, daß wir den Uebergang des Mont Cenis nicht gemeinschaftlich machen können. Er soll nach den eingelaufenen Nachrichten durch Schneegestöber und alles mögliche Ungemach recht interessant geworden sein.

Ich habe mir die Elephanten an dem Springbrunnen des Herrn de Boigne noch einmal während des Morgens von allen Seiten her betrachtet, und habe zu keinem genaueren zoologischen Resultate über dieselben kommen können. Man hat nämlich dem genannten General, welcher sich im vorigen Jahrhunderte bei irgend einem Nabob Ostindiens ungezähltes Geld verdiente, und dieses nachher seiner Vaterstadt Chambery vermachte, ein Monument gesetzt, an dem man vier Elephanten anbringen wollte die nach den vier Weltgegenden Wasser spritzen sollten. Die Thiere haben so hohe Beine, daß man nur aus der Existenz der Rüssel auf eine Elephanten-

natur schließen kann, und ob es asiatische oder afrikanische Elephanten sein sollen, ist ganz unentschieden, da sie hochgewölbte Stirnen und kleine Ohren haben, während der afrikanische Elephant zwar gewölbte Stirn, aber sehr große Ohren, und der asiatische kleine Ohren, aber eine hohle Stirn besitzt. Der Elephant auf dem Bastillenplatze in Paris ist doch wenigstens ein ächter afrikanischer Elephant, und ich weiß nicht, warum er garstiger sein sollte, als diese verstümmelten Undinge, die gar Nichts ähnlich sehen. Damit will ich indeß noch nicht sagen, daß die Pariser in allen Stücken und überall die Natur treulich copirten. An dem Brunnen, den man Cuvier zu Ehren an der Ecke des Jardin des plantes errichtet hat, und wo eine nackte weibliche Figur, welche die Natur vorstellen soll, auf einem Throne über allerhand Gethier sitzt, hat der Künstler ein Crocodil angebracht, welches den Kopf um 180 Grade herumdreht, und nach einem Fische schnappt, der sich auf seinem Rücken befindet. Sogar der Wendehals könnte eine solche Drehung nicht ausführen, und nun gar das Crocodil, dessen steifer Hals sprichwörtlich geworden ist. Ihm gegenüber verzehrt ein Wallroß, das sich nur von Muscheln

nährt, einen gewaltigen Fisch. Anfangs wollte sogar der Künstler dem Crocodil einen hohen Drachenkamm über den ganzen Rücken hinaus aufsetzen, und nur mit Mühe gelang es einigen Professoren des Pflanzengartens, ihn zum Abmeißeln dieses Kammes zu bewegen. Dies war aber auch das einzige, was sie erreichen konnten. Der verdrehte Hals des Crocodils und der Fisch im Rachen des Wallrosses blieben trotz aller Vorstellungen, welche die Herrn Professoren machten.

Von dem Mont Cenis hat man uns nicht zu viel gesagt. Wir langten Abends an dem Fuße desselben an, und wurden in verschiedene kleine Schlitten gepackt, welche der Gefahr des Umwerfens weniger ausgesetzt schienen. Ein furchtbarer Sturm empfing uns etwa auf der halben Höhe des Berges, und nahm mehr und mehr zu, je näher wir dem Gipfel kamen. Ich sitze in einem kleinen Schlittchen mit 2 ältlichen Damen, welche sämmtliche Schnupf- und Halstücher, über die sie disponiren konnten, benutzt haben, um die Ritzen zu stopfen, durch welche uns der feine Schneestaub hereingewirbelt wird. Es ist ein förmlicher Gux, wie wir ihn schon öfter auf dem Aargletscher erlebt haben, und da hier Ergebung das einzige Mittel bleibt, so hülle ich mich

ruhig in meinen Pelz und schlafe der Piemontesischen Ebene entgegen. Plötzlich aber wird die Thüre aufgerissen, und man fragt uns, ob wir denn ewig hier sitzen bleiben wollten. Die übrige Reisegesellschaft habe schon seit einer halben Stunde in einem Zufluchtshäuschen sich untergebracht, da es unmöglich sei, bei so fürchterlichem Wetter weiter zu fahren. Ich strecke unbedachtsamer Weise, da ich der Thüre zunächst sitze, meinen Kopf hinaus, um mich nach dem Zufluchtshäuschen umzusehen, und verliere in demselben Augenblicke meinen Hut, den ein Windstoß mit rasender Schnelligkeit in die Höhe wirbelt. Es wäre unnöthige Mühe gewesen, ihn in der stockfinsteren Nacht unter dem Schneegestöber zu suchen, mit dem er die Bergabhänge hinabrollt. Grüß' mir Italien, Freund!

In dem Zufluchtshause ist eine recht tolle Wirthschaft, die einem Teniers unerschöpflichen Stoff gegeben hätte. Die Reisegesellschaft, in die abentheuerlichsten Kostüme gehüllt, drängt sich um das kleine eiserne Oefchen, auf welchem eine schwärzliche Brühe brodelt, die man uns unter dem schmeichelhaften Titel „Fleischbrühe“ anbietet. Andere Victualien scheinen nicht vorhanden. Doch entdecken wir nach

einigem Suchen in einer Ecke einige Bindfaden mit aufgereihten Knoblauchswürsten, unter denen wir zum großen Mißvergnügen der alten Wirthin eine gräßliche Verheerung anrichten. Um den Tisch sitzen einige Wegemeister, welche sich an einem herben rothen Weine laben, der etwa wie Tinte aussieht und nicht viel besser schmeckt. Sie rauchen aus kurzen Thonpfeifen einen pestilenzialischen Knäller' dessen Dampf das enge Stübchen erfüllt, welches so voll Menschen gepfropft ist, daß man sich weder drehen noch wenden kann. Um die Scene zu vervollständigen, hat sich auch ein Junge mit einer Drehorgel eingefunden, der mit unermüdlichem Eifer uns die Ohren vollbudelt, und gerne einen Platz finden mögte, um ein Murmelthier tanzen zu lassen, das ganz ausgezeichnete Eigenschaften besitzen soll.

Wir halten mehre Stunden in dieser fürchterlichen Atmosphäre aus, und werden nun, da das Ungewitter nachgelassen, eingeladen, unsere Plätze auf's Neue einzunehmen. Mit reißender Schnelligkeit geht's über den hart gewordenen Schnee nach der piemontesischen Ebene hinab, die wir bald erreicht haben; allein wir sehen nichts in dieser herrlichen Ebene, als Schnee. Die Wein und Getreidefelder, die Zone

der Kastanien, der Eichenwaldungen, der Tannen, und der Alpenwiesen an den höchsten Berggipfeln sind alle von demselben uniformen Weiß überdeckt, und ein schneidender Wind streicht über das platte Land, das in eine sibirische Einöde verwandelt erscheint.

Von Turin kann ich Dir auch nicht viel erzählen. Es ist eine schöne Stadt mit breiten Straßen und hohen Pallästen, in welcher dasselbe militärische Schauspiel fortdauert, welches uns schon in Chambery empfing. Wir haben unsere Vereinigung wieder bewerkstelligt, und benutzen die Zeit welche uns bis zum Abgange des Kuriers nach Nizza bleibt, um die Gemäldegallerie ein wenig in Augenschein zu nehmen. Sie hat alle unsere Erwartungen übertroffen, die um so geringer waren, als wir diese Gallerie noch nirgends mit Auszeichnung erwähnt gefunden hatten. Man muß nach Turin gehen, um Rembrandt und Paul Veronese in ihrem Glanze zu sehen. Von Ersterem sind namentlich zwei Porträts vorhanden, die gewiß zu dem Höchsten gehören, was er je geleistet hat. Ein jüdischer Rabbi, in Lebensgröße, das Haupt mit einem morgenländischen Turbane bekleidet, und irgend ein Bürger-

meister von Saardam in schwarzer Amtstracht, ein uralter Mann, dessen Kopf etwa die Größe der hohlen Hand haben mag. Der vergelsterte Ausdruck im Gesichte des Alten, der eben eine höchst wichtige Neuigkeit hört, hat uns Beide den ganzen Tag über verfolgt, und wir konnten nicht umhin, uns gegenseitig mit ähnlichem Ausdrucke anzustarren, sobald Einer den Anderen anrief.

Dem Bürgermeister gegenüber hängt ein Porträt von Titian, das sich auch in Florenz befinden soll, und von dem jede Gallerie behauptet, daß sie das Original besitze. Mir ist völlig einerlei, wer von Beiden Recht hat, aber so viel kann ich sagen, daß mir noch nie eine menschliche Figur einen so abschreckenden Eindruck gemacht hat, als dieses Bild Paul's III. Das magere, von allen Linien des Fanatismus durchfurchte Gesicht schaut wie ein Basiliskenkopf aus dem rothsammetnen Ueberwurfe hervor, und eine knöcherne Hand, an deren langen Spinnenfingern eine Menge von Ringen glänzen, streckt sich über die Lehne des Sessels hinaus, als suche sie heimlich etwas zu erhaschen. Man sieht, daß ein solcher Pfaffe es sein mußte, welcher die Inquisition erfand. Herwegh meint, heut zu Tag könne man zwar ähnliche

Charactere finden, man dürfe sie aber nicht malen, weil die Besitzer solcher Teufelsphysionomieen es nicht erlaubten; deshalb werde das Porträt jetzt so saft- und kraftlos, weil ein Jeder sich von dem Maler so malen lasse, wie er sein mögte, und nicht so, wie er wirklich wäre. Er hat in dieser Beziehung wirklich das Rechte getroffen. Ein modernes Porträt (von den Pfannkuchen, welche zu einigen Louisdors per Stück in allen größeren und kleineren Städten an Bürger und Beamten verzapft werden, rede ich natürlich nicht) ein modernes Porträt kommt mir stets vor, wie eine aus verschiedenen Stücken zusammengeflickte Musterkarte, welche nur einen Abklatsch, nicht aber den Mann, wie er ist, darstellt. Das Gesicht wird nothdürftig in die Proportionen der Schönheit gebracht, welche so ziemlich allgemein angenommen sind; die Farbe nach irgend einem conventionellen Typus behandelt, der in den verschiedenen Schulen verschieden, aber stets für alle Persönlichkeiten über denselben Leisten geschlagen ist. Die Manier des Malers ist dieselbe, mag auch die Individualität, welche er darstellen soll, noch so verschieden sein; die übrigen Stücke, Kleidung, Hemden u. s. w. werden an diesen conventionellen Kopf

nach der Puppe und nach Modellen angefügt. Es gibt in Paris Frauenzimmer, welche nur davon leben, daß sie mit ihren schönen Händen für Männerporträts Modell sitzen, und andere, welche aus der Farbe ihres Gesichtes eine gleiche Erwerbsquelle machen. Daher kommt denn diese trostlose Eintönigkeit des Porträts, aus deren Menge stets hinter einer mehr oder minder verzerrten Maske dasselbe Gesicht uns anschaut. Daß eine jede Persönlichkeit eine andere Manier der Behandlung, einen anderen Pinselstrich erfordere, scheint den van Dyks unserer Zeit nicht in den Sinn zu kommen. Der Eine legt erst die Fleischtöne an, und bringt dann durch Uebermalung die Schatten hinein, weil Raphael auf dem berühmten Porträt Leos X. es so gemacht hat; — der Andere legt erst mit Weiß und Grau die Schatten wie an einer Gypsbüste an und lasirt dann die Fleischfarben darüber. Er kann sich auf Titian berufen, dessen Weiber stets in dieser Art behandelt sind. Ein Dritter endlich setzt geradezu Fleischfarben und Schatten neben einander, und meint, er sei dadurch ein Nachfolger von Rubens geworden. Ein jedes Gesicht will aber seine eigene Behandlung, und derjenige nur kann Anspruch darauf machen, daß seine

Porträts zugleich auch als Kunstwerke gelten, der eben der Individualität des Darzustellenden seine Behandlungsweise unterzuordnen versteht.

Doch ich kehre zurück zu unserer Turiner Gallerie. Ihr Prachtstück ist ein Paul Veronese, der zwar seine 12 Fuß in der Länge halten mag, allein dennoch im Vergleich zu andern Werken dieses Künstlers als klein bezeichnet werden muß. Das Gemälde stellt die Fußwaschung vor. Auf der einen Seite sitzt Freund Judas ganz im Schatten und unterhält sich mit einigen Aposteln über die Marktpreise des Oels, womit die beiden Magdalenen dem Heiland die Füße salben. Die beiden Schwestern sehen einander ziemlich ähnlich. Es sind ächte Venetianerinnen, deren üppige Gestalten aus den seidenen golddurchwirkten Festgewändern hervorzuquellen scheinen und Christus hat eine so weltlich wohlgenährte Wade, und ein so schön geformtes Bein, daß man auf der Stelle begreift, weßhalb er sich in solcher Gesellschaft wohl befinden mogte. Es ist freilich entsetzlich, wie ungemein sich der gute Paul von dem Typus entfernen konnte, den ältere Maler und neuere Nazarener als den einzig christlichen annehmen wollen. Er hat einen prächtigen Mann gemalt im Vollgenusse seiner

Kraft, dem das Wohlbehagen, von so schönen Weibern bedient zu sein, aus jedem Zuge des Gesichtes spricht. Das ist keine ausgemergelte Leichengestalt mit lang gezogenen Händen und Füßen, vorstehenden eckigen Knöcheln und abgezehrten Waden, um welche ein zierlich in Falten gelegter himmelblauer Mantel hängt, wie ein Cachemirshawl um eine Vogelscheuche; das ist kein Armensündergesicht mit grauen Lippen und eingefallenen Wangen, die von gescheiteltem Locken- haar umfaßt sind, welches ganz frisch frisirt und wie der zweizipfelige Bart eben erst mit dem Eisen gebrannt scheint. Es ist im Gegentheil ein Mann, der sich des Lebens noch freuen kann, und in diesem Augenblicke auch gerade in der Stimmung ist, daß er sich des kleinsten Genusses nicht entschlagen mögte. Man sieht's ihm an, daß er gar nicht daran denkt, es werde einst in der Bibel von dieser unbedeutenden Scene gesprochen werden, sondern daß er von seinen Jüngern erwartet, sie werden Discretion genug be- sitzen, um solche Vorfallenheiten, die in den Kreis des allgemein Menschlichen gehören, nicht in alle Welt hinauszuposaunen. Das ist's eben, was mich bei unseren Nazarenern so entsetzlich langweilt, daß ihr Herr Christus überall Modell sitzt, mit einem Aus-

drucke, als habe er zu sich gesagt: du mußt eine Stellung einnehmen, welche das Weltbewegende dieses Momentes hinlänglich ausdrückt. Sie können ihn nicht spazieren gehen, nicht gemüthlich schwatzen lassen, wie einen andern vernünftigen Mann auch, sondern müssen ihn stets hinstellen, als träte er dem Teufel auf den Kopf, oder hielte eine Bergpredigt bei der geringsten Gelegenheit. Bei den älteren Malern fehlt dieses Bewußte, welches in das Kleinliche eine übermenschliche Bedeutung zu legen sucht, und deßhalb sprechen uns auch ihre Gemälde an, selbst wenn wir den Glauben nicht theilen, aus dem sie hervorgegangen sind.

Der Paul Veronese in Turin zieht besonders deßhalb sehr an, weil die wunderbare Behandlung der Farbe durch eine einfache Composition gehoben ist, und man nicht zuerst eine Art Verwirrung bemeistern muß, welche in den größeren Gemälden desselben Künstlers durch die Unzahl von Figuren hervorgebracht wird, die er zusammenzuhäufen pflegt. Ich kann aus diesem Grunde die Hochzeit von Kanaan, die sich in Paris befindet, nicht sehr wohl leiden; hier aber in Turin konnten wir uns gar nicht von unserem Paul trennen, und kehrten zum

großen Aerger unseres Führers, der uns die langweilige piemontesische Malerschule expliciren wollte, immer wieder dahin zurück.

Wir haben unsere Karten genommen, um mit dem Kurier über den Col di Tenda nach Nizza zu gehen. Die Straße scheint nicht sehr befahren, wenigstens machten die Beamten im Bureau ziemlich verwunderte Gesichter, als wir ihnen unsere Absichten zu erkennen gaben.

Nizza den 11. December.

Wir haben nun vollständige Aufklärung über die Verwunderung, welche die Postbeamten in Turin zeigten, als wir uns über den Col di Tenda hierher einschreiben ließen. Wenn Du je einmal in deinem Leben zur Winterszeit nach Nizza gehen wolltest, so wähle lieber jeden anderen Weg, als den, welchen wir zu unserem Unglücke einschlugen. Man hat die Gewohnheit, Schwindsüchtige nach Nizza zu schicken, und ich rathe unseren deutschen Aerzten,

künftig ihre Patienten über den Col di Tenda im December gehen zu lassen. Sie können sicher sein, daß sie nicht länger mehr von ihnen incommodirt werden. Ich brauche Dir meine Verdienste um Alpenreisen nicht weiter auseinander zu setzen, Du wirst mir aber glauben, wenn ich versichere, daß die Ersteigung des ewigen Schneehorns von dem Aargletscher aus ein wahrer Spaziergang gegen diese Postroute des Königreichs Sardinien ist. Wir haben alle mögliche Mittel des Fortkommens auf diesem Wege erschöpft: Wagen, Schlitten, Reitpferde und unsere eigenen Füße, und wundern uns nur, daß man nicht unterwegs irgend einen See ausgegraben hat, um uns auch das Vergnügen der Schifffahrt zu verschaffen.

Ein ganz vortrefflicher Wagen mit einem reich galonirten Conducteure nimmt uns in Turin auf, und wir huschen mit ziemlicher Geschwindigkeit über die schneebedeckte Ebene nach den südlichen Bergen hin. Abends um 10 oder 11 Uhr langen wir in Cuneo, einer ziemlich großen Stadt an, wo uns unser Conducteur in das erste Hotel führt, das Einzige, wie er versichert, welches zu so später Nachtzeit noch offen stehe. Wir treten ein, und finden

vor einem erstorbenen Kaminfeuer einen langen Menschen mit kahlgeschorenem Kopfe, der bei unserer Annäherung erwacht, und mit höchst mürrischer Miene unsere geringe Zahl betrachtet. Der Conducteur sucht ihn etwas zu erheitern, indem er ihm eröffnet, die Kälte seie sehr bedeutend, und wir verlangten eine gute Flasche Wein, um uns gehörig erwärmen zu können. Endlich versteht sich unser Kellner dazu, auch Nachtessen herbeizuschaffen. Um uns aber keiner allzugroßen Verführung auszusetzen, schließt er vor dem Hinausgehen die silbernen Löffel, welche auf dem gedeckten Tische liegen, in einen Wandschrank, dessen Schlüssel er zu sich steckt. Dies war nun freilich eine unnöthige Vorsicht, da wir das Silbergeschier einer ganzen Haushaltung bei uns führten, um es später durch die französische Douane zu schmuggeln; allein Fürsicht ist zu allen Dingen nutz und in Cuneo scheinen andere Sitten zu herrschen, als in der übrigen civilisirten Welt.

Unser Conducteur scheint sich hier häuslich niederlassen zu wollen. Auf unser Befragen erklärt er uns, daß hier der Wagen gewechselt werde, und wir am frühen Morgen nach Limone gingen, wäh-

rend er nach Turin erst später zurückkehre und deßhalb ausschlafen könne. Nach langem Befragen erzählt uns der Kellner, der Wagen nach Limone gehe um 4 Uhr ab, und es verlohne deshalb der Mühe nicht, uns vorher in das Bette zu legen, um so mehr, da keines bereitet sei, und er den Wirth um einer solchen Kleinigkeit willen nicht wecken dürfe. Der Conducteur hat die Güte, uns bis nach Mitternacht bei einem Glühweine, den wir an dem Kamine bereiten, Gesellschaft zu leisten, und wir suchen dann auf einigen Stühlen uns so gut einzurichten, als es eben gehen will, um den Morgen zu erwarten. Der Kellner schnarcht in der Gaststube unter einigen Pferdedecken. Am Morgen um 4 Uhr suche ich ihn zu wecken, um Kaffee, das Lebensprincip des Morgens, zu erhalten. Sobald ich ihm indeß unseren Wunsch kund gethan, dreht er sich mit verachtender Miene auf das andere Ohr, während er mit großer Seelenruhe einige unverständliche Worte in den Bart brummt. Ein erneuter Angriff auf seine Ruhe hat nur das Resultat, daß er mir ganz kurz erklärt, er fürchte sich vor mir durchaus nicht, wenn ich ihn auch noch so grimmig ansähe, Gasthäuser seien nicht da, um Kaffee zu schenken,

und wenn ich solchen wolle, so möge ich in das gegenüberstehende Kaffeehaus gehen, das wahrscheinlich bald geöffnet werde. Es dauert indeß noch zwei peinliche Stunden, bis dieser Zufluchtsort sich öffnet, und unser Conducteur läßt uns auch dort noch eine volle Stunde Zeit, um mit aller Behaglichkeit den trüben Mocca in Gesellschaft einiger Fuhrleute zu schlürfen, die sich von der Kälte, dem vielen Schnee, der erschwerten Communication unterhalten, und uns nebenbei zu unserem großen Troste versichern, daß man jetzt durchaus nicht den Col di Tenda passiren könne. Nach langem Harren wird von 3 Maulthieren ein Kasten vor das Kaffeehaus geschleift, welcher etwa einem jener Menageriekäfige gleicht, in denen man wilde Thiere von einem Orte zum anderen transportirt. Das ganze Ding hat etwa 4 Fuß Höhe auf 10 Fuß Länge, und steht auf 2 Schlittenläufen, die so engspurig sind, daß es jeden Augenblick droht, überzukippen. Vorn ist eine Art Coupé für den Fuhrmann, hinten ein mit Stroh ausgefüllter Raum, an dessen Seite sich zwei schmale Holzbänke hinziehen. Unser Conducteur ladet uns sehr höflich ein, diesen Raum als den unsrigen anzusehen. Es ist unmöglich sich

anders in diesem Raume zu arrangiren als kreuzweise, eine Lagerung, welche auf die Länge höchst unbequem und ermüdend wird. Von Aussicht ist keine Rede, denn in dem ganzen Kasten befindet sich auch nicht eine Lucke, durch die man hinausblicken könnte.

Nach einigen qualvollen Stunden langen wir am Fuße des Gebirges in Limone an, einem kleinen Oertchen, in dem ein äußerst lebendiges Treiben uns empfängt. Die Straßen sind vollgepfropft mit Schlitten, Maulthieren, Douaniers und schimpfenden Maulthiertreibern, deren Gezänke mit dem steten Geklingel der Maulthiere einen unerträglichen Spectakel macht. Limone bildet nämlich die Grenze von Piemont gegen die Grafschaft Nizza, welche in ihrer ganzen Ausdehnung als Freihafen betrachtet wird, und deshalb durch eine strenge Zolllinie von dem übrigen Königreiche geschieden ist. Wir treten zum ersten Male in eine ächt italiänische Osteria, wo Küche, Wohnzimmer, Gastzimmer und Hühnerstall in einem und demselben Raume vereinigt sind. Einem der unglücklichen Vögel wird in unserer Gegenwart der Hals abgeschnitten und in einer Viertelstunde ist er gerupft, ausgenommen und am

Spieße gebraten. Der Conducteur macht uns bemerklich, daß es in jetziger Jahreszeit unmöglich sei, den Paß anders, als auf Maulthieren zu überschreiten, und es bedürfe deshalb einiger Zeit, bis Reitpferde und Lastthiere bereit seien. Nach einigen Augenblicken erscheint er in ganz verändertem Kostüme, einer dicken Wolljacke und langen Gamaschen, die ihm bis an die Hälfte der Schenkel hinanreichen.

Unser Zug setzt sich bei dem herrlichsten Wetter in Bewegung. Voran einige Lastthiere, mit unseren Koffern bepackt, jedes von einem Treiber begleitet, der mit einem langen, spitzigen Stocke bewaffnet ist und in abgemessenen Zwischenräumen mit dem Stachel den Hintertheil seines Thieres bearbeitet; dann der Conducteur auf einem gewaltig hochbeinigen Maulthier, über dessen Hals er die Füße gekreuzt hat, um mit den Absätzen desto bequemer links und rechts hin es lenken zu können; endlich unsere Reitpferde, die zur Auszeichnung mit doppelten Schellenhalsbändern versehen sind. Unsere Glieder waren von dem Schlitten noch so steif, daß wir es vorzogen, einen Theil des Weges zu Fuß zu machen, ehe wir unsere Sättel erkletterten.

Der Schnee ist mehre Fuß hoch und dergestalt in den Thälern zusammengeweht, daß der Berg einen fast gleichmäßigen Abhang darbietet. Der Weg ist so steil, daß wir nur mit Mühe mit den Maulthieren gleichen Schritt halten können und nach kurzem Zufußegehen uns ebenfalls entschließen, die Sättel zu besteigen. Unter beständigem Schreien: **Oh! la grise! En avant la grise!** geht es den Berg hinauf. Alle Maulthiere ohne Unterschied besitzen nämlich diesen Collectivnamen, der bei jedem Stiche in ihre mageren Lenden von dem Treiber mit ganz eigenthümlicher Betonung ausgestoßen wird. Ueberall begegnen wir kleinen Schlitten, die von einem einzigen Manne gelenkt, mit der Schnelle eines Pfeiles über die Schneegehänge hinabschießen, und mit Waaren beladen sind, welche aus der Grafschaft Nizza eingeführt werden. Der Verkehr über den Paß herüber ist namentlich im Winter äußerst lebhaft. Die Waaren werden auf Maulthieren bis auf die Höhe des Passes gebracht, dort auf kleine Schlitten geladen, und dann ohne viele Mühe nach Limone heruntergeleitet. Der Führer des Schlittchens sitzt vornen, und lenkt mit einem langen Stocke und den Füßen, welche er in den Schnee stemmt, sein Fahr-

zeug. Ganz in ähnlicher Weise bringen auch die Schweizer im Winter das Holz hinab in das Thal, und Du hast gewiß schon ein kleines Bildchen gesehen, wenn ich nicht irre von Lory, welches einen solchen Holzfäller auf seinem Schlitten darstellt.

Auf der Höhe des Passes bietet sich eine überraschende Aussicht nach allen Seiten hin dar. Zu den Füßen breitet sich die piemontesische Ebene, bekränzt im Hintergrunde von der Kette des Monte Rosa, dessen schneebedeckte Gipfel scharf gegen den blauen Himmel abstechen. Nach Süden hin überblickt man die stets abnehmenden Hügel der Voralpen, die eine wundersame Farbengradation wahrnehmen lassen, da der Schnee mehr und mehr verschwindet, und das Grün der Wiesen und Wälder nach und nach hervortritt. Man soll das Meer von hieraus erblicken können; uns ist es verdeckt durch einen leichten grauen Nebel, welcher sich an dem fernen Horizonte hinzieht.

Wir sind gezwungen, hier unsere Reitpferde zu verlassen, und den Weg nach Tenda, das etwa 2 Stunden entfernt sein soll, zu Fuße anzutreten. Der Schnee auf dem Südabhange des Berges ist ungleich mächtiger angehäuft, als auf dem Nord-

abhange, eine Eigenthümlichkeit, die wir auch in den Schweizeralpen beobachten können. Aus diesem Grunde hält sich auch der Schnee an den südlichen Abhängen der Alpen weit länger, und die Gletscher gehen meistens weit tiefer herab, als auf der Nordseite. Offenbar beruht diese Erscheinung darauf, daß hauptsächlich die über das Mittelmeer streichenden Südwinde mit Wasserdünsten beladen sind, und diese an den kalten Spitzen der Alpen da zuerst absetzen, wo sie unmittelbar auftreffen. So wird denn die größte Masse wässriger Niederschläge in Gestalt von Schnee und Eis an den südlichen Gehängen der Bergketten abgelagert, und es bedarf einer weit längeren Einwirkung der Sonne, um diese mächtigen Anhäufungen während des Sommers zu schmelzen. Gerade an der südlichsten Kette der Alpen, welcher der Col di Tenda als Uebergangspunkt dient, ist der Unterschied zwischen den beiden Abhängen am grellsten und auffallendsten.

Nicht zwei, sondern nahezu an vier Stunden haben wir gebraucht, um dieses Tenda zu erreichen, wo wir mit sinkender Sonne matt und müde, ausgehungert und ausgefroren anlangten. Du kannst Dir denken, wie wir durchnäßt waren. Wir wünschten,

unsere Fußbekleidung wechseln zu können, allein erst nach einer Stunde langte endlich unser Gepäcke an, und nach einiger Zeit ein erträglicher Wagen, mit dem wir am Morgen früh in Nizza anlangen sollen. Der Conducteur hat sich auf's Neue metamorphosirt und steckt jetzt in einer blauen Uniform mit gold= gesticktem Kragen und Aufschlägen, die ihm ein so verändertes Ansehen gibt, daß wir ihn kaum wieder erkennen, als er an unserem Mittagstische Platz nimmt.

Was in der Nacht geschah, wüßten wir wohl schwerlich zu sagen, da wir müde genug waren, um uns von der Aussenwelt abzuschließen, und uns dem Schlafe zu überlassen. Ich weiß nur so viel, daß wir die ganze Nacht hindurch ohne Laternen fuhren, auf der letzten Station aber, wo es schon heller Tag war, zwei ungeheure Laternen gebracht wurden, mit welchen wir hier triumphirend unseren Einzug hielten.

Nizza den 15. December.

Es ist ein alter Grundsatz, daß der Mensch zwar arbeiten muß, um zu leben, daß er aber auch vor allen Dingen erst leben muß, um arbeiten zu können. Zur Naturforschung aber namentlich, und zwar in dem Sinne, wie wir sie vorhaben, gehört als wesentliches Bedürfniß ein ruhiger Aufenthaltsort, wo man mit Muse seinen Beobachtungen nachhängen und sich heimisch fühlen kann. Ich habe es bis jetzt noch nicht dazu bringen können, in einem Gasthause zu arbeiten, und fürchte sehr, daß ich es auch in meinen späteren Jahren nicht lernen werde. Wir haben die verflossenen Tage mit Hülfe einiger Eingebornen, unter welchen besonders ein gefälliger Abbé uns die größten Dienste geleistet hat, eine zweckmäßig eingerichtete Wohnung gesucht, und glauben endlich gefunden zu haben, was uns Noth thut. Die leidigen Engländer, denen man nirgends entfliehen kann, haben in Nizza Alles verdorben; denn wenn sie auch ihren Sinn für Comfort hierher verpflanzten, so haben sie auf der anderen Seite die ganze Familienlangweile mitgebracht, welche sie aller Orten mit sich herumschleppen. Ein Engländer ohne Frau und Kinder,

ohne Bedienten und Köchin ist im Grunde ein völlig undenkbares Wesen. Der Geist vermag einen solchen Begriff nicht zu fassen. So giebt es denn in dem ganzen neuen Stadtviertel von Nizza, das sich weithin längs des Strandes erstreckt, nur Familienwohnungen, welche für die ganze Saison vermiethet werden, und freilich für Leute, die mit einer ganzen Haushaltung kommen, in jeder Beziehung recht bequem eingerichtet sind. Allein damit ist denn auch die Geschichte am Ende. Lohnbediente, Stiefelwichser und ähnliche Subjecte, die zu den Bedürfnissen der Civilisation gehören, sind hier vollkommen unbekannt. Von monatweisem Vermiethen weiß man auch nichts, und Bedienung im Hause, wie in anderen Städten, ist durchaus unerhört. Im Inneren der Stadt freilich sind die Wohnungen beispiellos wohlfeil und vielleicht auch in dieser Weise eingerichtet zu finden. Es ist aber auch keinem vernünftigen Menschen zuzumuthen, in diesen engen Straßen zu wohnen, in welche kaum ein Strahl der Sonne dringt. Endlich haben wir mit Hülfe unseres Abbé's eine Wohnung gefunden, die unserem Zwecke angemessen erscheint, und von welcher aus ich Dir diese Zeilen zukommen lasse.

Das Haus, welches wir bewohnen, liegt unmittelbar an dem Meere und lehnt sich mit seiner Rückwand an den steilen Felsen des Schlosses, durch welchen die Stadt gleichsam in zwei Theile getheilt ist. Die Sonne begrüßt uns des Morgens mit ihren ersten Strahlen, und sendet uns beim Versinken in das Meer die letzten zu. Nach Westen hin dehnt sich die weite halbkreisförmige Bucht von Nizza aus, die allmälig in das Vorgebirge von Antibes übergeht, dessen Leuchtthürme unmittelbar aus dem Meere aufzusteigen scheinen, so weit streckt sich diese Zunge nach Süden vor. Der Felsen des Schlosses von Nizza selbst bildet einen bedeutenden Vorsprung, so daß wir die ganze Bucht und einen großen Theil der Stadt von unserem Fenster aus erblicken können. Von den Häusern an schleift sich das sandige Ufer allmählig unter die Oberfläche des Meeres hin ab, und bis in mehre Stunden Entfernung hin können wir diese Zone grauen Sandes verfolgen, welche nur durch die schmale Schaumlinie der anprallenden Wogen von der Wasserfläche selbst geschieden erscheint. Die entfernteren Häuser zeigen großentheils nur ihre oberen Stockwerke. Ihr Fuß ist verdeckt von dem

gelblichen Grün der Orangegärten, welche in einem schmalen Gürtel längs des Ufers sich hinziehen. Die Orangebäume hängen voll von reifen Früchten, deren hochgelbe Farbe mit dem saftigen Grün der Blätter in einiger Entfernung sich zu einer ganz eigenthümlichen grünen Tinte verbindet, die einigermaßen der Färbung unserer Wälder im Beginne des Herbstes gleicht, allein weit lebensfrischer und gesättigter aussieht.

Aus dieser Uferzone erhebt sich eine leicht gewellte Hügelreihe, deren sanfte Terassen von einem dunkeln trüben Grün bedeckt sind, das wir ebenfalls in unseren Gegenden vergebens suchen würden. Es ist die melancholische Färbung der Olivenwälder, die ein ziemlich häßliches Element der Landschaft bilden würde, wenn nicht aller Orten glänzend weiße Landhäuser oder hochgelb gefärbte nackte Kalkfelsen aus der dunkeln Umgebung hervorblickten. Diese Zone der Olivenwälder, die bis zu einer ziemlichen Höhe hinangehen, verdeckt die weiteren Vorberge der Alpen, deren höchste Spitzen nur mit ihren weißen Schneekappen über das dunkle Grün hervorragen. Die Formen dieser Hochgebirge erscheinen mir bei weitem nicht so wild, nicht so ausgezackt, wie die Gestalten

unserer schweizerischen Alpen. Die Gehänge sind einförmiger, die Gipfel mehr kegelförmig oder zuckerhutartig.

Dieser schon so reichen Gegend verleiht nun die ewig bewegte Fläche des Meeres einen neuen Reiz. Eine Landschaft ohne Wasser ist, wie Brillat-Savarin sagt, ein Dessert ohne Käse. Aber es gibt auch einen Unterschied zwischen Wasser und Wasser; — und dieselbe Landschaft an dem Ufer eines See's oder dem Ufer des Meeres gelegen würde einen ganz ungemein verschiedenen Anblick geben. Ich weiß noch nicht, wem ich den Preis zuerkennen soll, ob dem Mittelmeere oder dem Oceane, da beide so sehr von einander abweichen, daß es kaum möglich sein dürfte, hierüber ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Die Farbe schon ist eine durchaus verschiedene. Hier ein tiefes Blau, welches fast mit demjenigen des Himmels an Reinheit wetteifern könnte, dort eine mehr grünliche Tinte, die besonders bei der Bewegung stärker hervortritt. In dem Mittelmeere meistens völlige Ruhe, kaum merkliches Anschlagen der Wogen und gar keine Veränderung in der Begrenzung der Strandlinie; an dem Oceane dagegen ein rastloses Drängen und Treiben, das von

Minute zu Minute die Ufer zu verändern, ihre Gestalt unkenntlich zu machen sucht. Man könnte fast sagen, es sei der Unterschied zwischen der Classicität und der Romantik sogar in diesen beiden Meeren ausgesprochen, welche die westlichen und südlichen Ufer unseres Continentes umspülen.

Hinsichtlich der Bedienung ist endlich auch Rath geschafft worden. Unser Abbé, der bei den Unterhandlungen uns mit dem provencalischen Dialekte der Nizzaner wesentlich unterstützt, hat neben unserem Hause einen alten Schuhflicker aufgetrieben, welcher bereit ist, nebst seiner ganzen Familie, d. h. Frau und Tochter für ein Paar Franken monatlich uns zu Gebote zu stehen. Das Aussehen des Paares ist so eigenthümlich, daß wir Beide bei dem ersten Anblicke unwillkürlich in den Ausruf: Philemon und Baucis! ausbrechen, und da die Namen, welche sie führen, für unsere Mundwerkzeuge ganz unaussprechlich sind, so haben wir beschlossen, ihnen auch fortan diese Benennungen zu belassen.

Philemon ist ein kleines Gewächs mit ziemlich gekrümmtem Untergestell, dem man ohne Weiteres 60 Jahre geben würde, so tief sind die Furchen seines grau in grau gemalten Antlitzes. Ich glaubte

anfangs, es sei dies seine natürliche Farbe und rechtfertigte in Gedanken die Düsseldorfer, welche in solch bläulichem Grau die Tiefe der Romantik suchen; allein bei genauerer Betrachtung fand ich, daß hier nur ein fremdartiger Ueberzug sei, den Philemon wahrscheinlich nur alle Charfreitage von der Oberfläche seiner Haut entfernt. Du kannst Dir denken in welchem entsprechenden Zustande das übrige Kostüm sich befindet. Baucis übertrifft, begreiflicher Weise, an Eleganz ihren Gemahl, dem sie auch an Körpergröße weit überlegen ist. Offenbar ist sie die Regentin im Hause, und Philemon einer jener glücklichen Ehemänner, welchen die Frau die Sorge für die Herrschaft abnimmt. Das dritte Glied der Familie, und nicht ein unwesentliches offenbar, ist ein kleines Ding von etwa zehn Jahren, das indeß in seinen hellen Augen mehr Verstand zeigt, als beide Eltern zusammengenommen. Sie ist auch die Einzige, welche französisch spricht, während Philemon zwar behauptet, dessen mächtig zu sein, aber Alles falsch versteht, und Baucis vollkommen unverständlich ist, so daß wir nur durch den Kanal der Kleinen ihr unsere Wünsche zu erkennen geben können. Baucis hatte sich mit einem wahren ba-

bylonischen Thurmbau von Hauben und falschen Locken ausstaffirt, welche ihr offenbar von einer früheren Gebieterin aus dem Beginne unseres Jahrhunderts zurückgelassen worden sind. Auch ihre Knixe, mit denen sie außerordentlich freigebig ist, scheinen aus jener Zeit her zu stammen. Das Paar nebst seinem Sprößlinge ist seit gestern schon in Activität, und heute Morgen hat uns Philemon mit einem Beweise seiner Reinlichkeitsliebe überrascht, der uns wirklich bis zu Thränen rührte. Der Tisch, auf welchem er das Frühstück aufstellen wollte, war nicht ganz sauber. Philemon spukte kurzer Hand durch die Zähne auf die Platte, rieb mit der Serviette den Tisch ab, und deckte dann das Tuch so darüber, daß die rein gebliebene Seite uns als Tischtuch dienen sollte. Nur mit großer Mühe konnten wir ihm begreiflich machen, daß er eine solche Serviette uns nicht über den Tisch breiten dürfe, sondern sie auch fernerhin zum Abputzen benutzen möge. Das weiße Tuch schien ihn zu reuen, und als er nachher unseren Arbeitstisch ebenfalls reinigen sollte, benetzte er ihn zwar auf die oben erwähnte Weise, bediente sich aber dann seines Rockzipfels zum Abtrocknen.

Doch ich sehe, daß ich Dir noch keine Beschreibung unserer Wohnung gegeben habe. Die Hausfrau hat es unter ihrer Würde gehalten, selbst mit uns zu unterhandeln und uns eine alte Bonne auf den Hals geschickt, eine Pariserin, die uns mit einer entsetzlichen Zungengeläufigkeit die Vortheile der Wohnung auseinandersetzte, und uns nicht eher zum Selbstbetrachten kommen ließ, als bis der Abbé durch einige spitzfindige Bemerkungen sie in einen Zank verwickelt hatte, der sie gänzlich absorbirte. Unser Salon mit Kamin und Fußteppich ist geräumig genug, einen langen Tisch aufzupflanzen, der das volle Südlicht von einem großen Fenster erhält, welches auf das weite Meer hinaus schaut. Daneben ist Herweghs Schlafzimmer, dessen Fenster ebenfalls nach dem Meere liegt. Ein kleiner Speisesaal gegenüber ist zu meinem Schlafzimmer metamorphosirt worden, und eine ziemlich große Küche daneben dient wie in St. Malo als Vorrathskammer und Bewahrungslocal. Es ist so warm, daß wir bis jetzt noch kein Bedürfniß gefühlt haben, Feuer in unserem Kamin anzumachen, obgleich nach der Versicherung des Abbé gerade jetzt eine strenge Kälte eingetreten ist.

Ich sagte Dir schon, daß unser Haus sich an den vorspringenden Felsen des Schlosses anlehnt, welcher die Stadt etwa in zwei gleiche Theile theilt, und in der Art in das Meer hineinragt, daß nur eine Fahrstraße, „les Ponchettes" genannt, welche vor einigen Jahren längs des Ufers gesprengt wurde, beide Theile verbindet. Der Hafen liegt hinter diesem Felsen des Schlosses auf der östlichen Seite, ringsum von niederen Häusern umgeben, in welchen alle jene Gewerbe getrieben werden, die in Beziehung zur Schifffahrt stehen. Unser erster Ausgang, nachdem wir uns eingewohnt hatten, galt dem Schlosse, das großentheils nur aus verfallenen Mauern besteht, aber doch noch eine Besatzung hat, welche wahrscheinlich die oben aufgestellten Kanonen bewachen muß, damit dieselben nicht gestohlen werden. Der Fels selbst bildet oben ein Plateau, welches nach dreien Seiten hin steil abfällt, nach dem festen Lande hin aber eine sanftere Abdachung hat, an welche sich hauptsächlich die alte Stadt angelehnt hat. Entzückend ist die Aussicht, welche man von der Höhe dieses Plateaus nach allen Seiten hin genießt. Im Osten taucht der Leuchtthurm von Villa franca über ein zerklüftetes Vorgebirge hervor, welches die Hafen-

bucht von Nizza von dem Golfe von Villa franca trennt. Im Westen wird der Horizont von den entfernteren Gipfeln des Estérel und der Maures begrenzt, jenen südfranzösischen Bergketten, deren Ausläufer die felsige Küste von Antibes und Toulon bilden. Zwischen diesen beiden Endpunkten spannt sich in unermeßlichem Bogen der Horizont des Meeres, an welchem beständig Dampfschiffe und Segel in Menge vorübereilen. Zu Füßen liegt die Stadt in weitem Halbkreise um den Fuß des Berges herumgegossen; — umgeben von ihren Orangenhainen und den Oelwäldern, welche sich an den Gehängen der Berge hinaufziehen. Das Bergthal des Var, welcher die Grenze zwischen Frankreich und Sardinien bildet und kaum mehr als eine Stunde von uns entfernt ist, läßt sich weit in die Alpenkette hinein als eine tiefe Runse erkennen, die zu beiden Seiten von steilen Felswänden eingeschlossen ist. In weiter Ferne glänzen die schneebedeckten Zacken der Alpen zwischen den meist kegelförmigen Gipfeln der Voralpen hervor, unter welchen besonders der **Mont-chauve**, eine nackte kahle Pyramide, in das Auge fällt. Und dieses herrliche Panorama betrachteten wir während eines Decembertages, an

dem die Sonne so warm herabglänzte, daß wir Stunden lang auf dem Rasen liegen konnten, ohne ein anderes Bedürfniß zu fühlen, als dasjenige nach Schatten und Kühle. Unsere trunkenen Augen wandten sich bald nach den scharfen Linien, mit welchen die Gebirge sich gegen den Himmel absetzten, bald nach der weichen verschwimmenden Grenze, wo Meer und Luft in einander überzugehen schienen und gar manchmal gedachten wir der Freunde im fernen Norden, die jetzt unter nebeligem Himmel der eisigen Kälte in geheitzten Zimmern zu trotzen suchten.

Würden die Pläne, welche wir Beide dort oben schmiedeten, Wirklichkeit, wahrlich ich glaube der Winter würde uns nicht oft mehr in unseren kalten Klimaten überraschen, sondern uns jedes Mal im Süden antreffen, wo er seine Macht verliert. Wir beneideten jene Unabhängigen, die, gleich den Schwalben, der Sonne nachziehen können, und in stetem Kreislaufe zwischen Paris, der Schweiz und Italien ihr Leben zubringen können.

Die Wege, auf welchen man von dem Schlosse nach dem Hafen hinabsteigt, sind meistens statt mit Schlehen und Dornsträuchern, mit Hecken von Aloes

(Agaven) und afrikanischen Feigen eingefaßt. An dem untersten Sockel des Berges erblickten wir einige Bäume, deren seltsame Gestalt sich unseren botanischen Kenntnissen nicht fügen wollte. Es waren haushohe Stämme, von der Dicke eines Schenkels etwa, gerade aufgeschossen wie Tannen, die oben eine Menge horizontaler Aeste trugen, welche leicht ∽förmig gebogen schienen. Beim Nähertreten erkannten wir zu unserem Erstaunen in diesen vermeintlichen Bäumen Blüthenstengel der Agaven, die hier im Freien zu solcher Höhe herangeschossen waren. Auch einige Dattelpalmen von ziemlich bedeutender Größe ragen hier und da über die Orangenbäume der Gärten hervor, und unser Abbé erzählt uns, daß in der Nähe von Monaco, wenige Stunden von hier, ein Dorf sich befinde, welches ganz von Palmengärten umgeben sei, und das Privilegium habe, am Palmsonntage die Blätter nach Rom zur Ausschmückung der Kirchen zu liefern. — Ich weiß noch nicht, ob wir morgen schon unsere beabsichtigten Beschäftigungen werden beginnen können. Der Eindruck, welchen diese herrliche Natur auf mich namentlich gemacht hat, der sie zum ersten Mal sieht, ist so gewaltig, daß ich mir einige Tage gönnen

muß, mich daran zu gewöhnen. Ich wüßte nicht, wo die zum Studium nöthige Ruhe hernehmen! Jeder Sonnenstrahl würde mich vom Tische hinweg in das Freie locken, und mir die Arbeit als eine Tortur erscheinen lassen. Dazu aber bin ich nicht hierhergekommen. Morgen müssen wir nach Villa franca, dessen Bucht der wesentlichste Schauplatz unserer Thätigkeit sein wird, wenn ich anders den Berichten trauen darf, die mir von den Freunden in Paris und in der Schweiz mitgetheilt worden sind. In der Bucht von Nizza selbst ist gar nichts für den Naturforscher zu holen. Ich habe bei unserem Hin- und Herlaufen an dem Strande auch nicht ein Stückchen einer Muschel und überhaupt keine Spur eines lebenden Wesens antreffen können. Der Kies, welcher längs des Strandes angehäuft ist, ist aus groben Geröllen zusammengesetzt, welche auch für Röhrenbewohner kein passender Aufenhalt scheinen.

Nizza, den 20. December.

Wenn Du die Karte der Küste von Nizza etwas genauer betrachtest, so findest Du unmittelbar auf der östlichen Seite des Hafens eine Landspitze, hinter welcher ein tief eingeschnittener schmaler Meeresbusen, ein wahrer Fiord, in das Land hineinschneidet. Das ist die Bucht von Villa franca, der wir heute den ersten Besuch abzustatten gedenken. Man geht zu Lande schneller nach Villa franca, als man zur See dahin gelangt, da man den schmalen Felsrücken, welcher uns von dem Städtchen scheidet, eher überschritten, als umschifft hat. Der Weg zieht sich anfangs zwischen den Mauern der Orangegärten hin, deren Früchte nur hier und da wie die goldenen Aepfel der Hesperiden über die Einfriedigung herüberglänzen. Dann geht es auf ziemlich steilem und holperigem Pfade unter den Olivenbäumen durch, an deren Anblick ich mich immer noch nicht recht gewöhnen mag. Hier in Nizza sind es meist hohe Stämme, welche etwa die Größe unserer gewöhnlichen Aepfelbäume erreichen mögen. Allein ein Apfelbaum ist schon, wie Du weißt, einer von den unschönen Bäumen, und ein Olivenbaum läßt sich obenein gar

nicht mit ihm vergleichen. Die Stämme sind meist krumm, buckelig, gespalten und zerrissen, wie wenn sie vom Blitze zerschlagen wären, so daß höchst bizarre Formen hervorgehen, die zwar auf einem Spaziergange stets beschäftigen und interessiren, allein doch gerade nicht das wohlthuende Gefühl der Schönheit erregen. Auf diesen zuweilen ganz gespenstisch aussehenden Stämmen stehen nun die dünnen, schwanken Zweige, die nach allen Richtungen hin in die Luft hineinfahren, ohne darauf bedacht zu sein, daß sie doch eigentlich eine Krone bilden sollten. Das Laub ist in der Nähe gesehen noch weit trauriger als in der Ferne. Die Oberseite der Blätter schmutziggrün, die Unterseite vollkommen grau, und die Gestalt durchaus wie die unserer gewöhnlichen Weidenblätter. Die wirre Anordnung der Zweige läßt keine Massenbildung in der ganzen Krone aufkommen, und nur durch Vereinigung vieler Bäume auf einer Fläche läßt sich ein Ansehen gewinnen, welches einigermaßen einem Walde ähnlich ist, aber durch Monotonie und düstere Färbung mehr einem Tannenwalde als einem Laubwalde gleicht. So ist die Olive in der That ein recht unschönes Element der Landschaft. Wenn aber die Sonne hell auf

die verwitterten Kalkfelsen scheint, und das Auge überall geblendet sich abwendet, dann ruht es doch mit Wohlgefallen auf diesen dunkelgrünen Stellen, die ihm einige Labung gewähren können.

Das Gestein, welches die Felsen des Schlosses und der übrigen Vorgebirge bildet, die das zackige Ufer zwischen Nizza und Monaco zusammensetzen, ist ein heller Kalk, der bald mehr ins Graue, bald mehr ins Gelbe oder Rothe spielt, und nur hier und da eine sehr dünne Decke vegetabilischer Erde trägt. Ich würde ihn unbedenklich dem äußeren Ansehen nach für Jurakalk gehalten haben, wenn nicht die Versteinerungen mit Sicherheit nachwiesen, daß er dem unteren Gliede der Kreideformation angehört. Seine Schichten stehen meist senkrecht, und die Schichtenköpfe sind so mannichfaltig verwittert und durch einander geworfen, daß alle diese Felsen im Kleinen die bizarrsten Formen annehmen, während ihre Gestalten im Großen sich mehr leicht geschwungenen Linien unterordnen. Die Bizarrerie der Formen erreicht, wie Du Dir leicht denken kannst, an denjenigen Stellen den höchsten Grad, wo das Meer seine Wirkung mit derjenigen der Atmosphäre vereint. Die Ufer, welche von diesen

Felsen gebildet werden, sind überall außerordentlich steil, so daß nur die durch die aufgerichteten Schichtenköpfe gebildeten Terrassen das Landen gestatten.

Allein welch verschiedenen Anblick gewähren die Felsenufer hinsichtlich der organischen Welt, der sie als Basis dienen, von denjenigen bei St Malo, dessen Erinnerung uns noch so lebhaft im Gedächtnisse steht! Man sieht keine Spur jener üppigen Bedeckung mit Tangen und Seepflanzen aller Art, keine Spur jener Balanen, die sich bis hoch über den Wasserspiegel hinaufziehen und die Grenze bezeichnen, bis zu welcher die Fluth dringt. Hier sind die Felsen durchaus nackt und bloß und nur in unmittelbarer Berührung des Wasserspiegels zieht sich ein schmaler Streif violettrother Seepflanzen hin, die gleich Flechten an der Oberfläche des Gesteines haften, und durchaus jener wogenden Blätter entbehren, welche die Fucus-Arten von St. Malo in das Wasser hinausstrecken. Was tiefer unten ist, kann das forschende Auge nicht entdecken, da keine Ebbe die Oberfläche der Gesteine in größere Tiefe hin entblößt. So viel aber geht schon aus dem ersten Anblicke hervor, daß diese Felsen bei weitem nicht so reich an festsitzenden und kriechenden Thieren

sein können, als diejenigen von St. Malo, und daß es bei weitem schwerer halten muß, sich dieselben zu verschaffen. Man soll überhaupt denjenigen, welche sich an das Meeresufer begeben wollen, seien sie nun Zoologen oder Botaniker, den guten Rath geben, sich vorher eine geologische Karte anzuschauen, ehe sie ihren Entschluß fassen. Sie können sicher sein, daß unter sonst gleichen Verhältnissen der Granit und die krystallinischen Gebilde bei weitem mehr Ausbeute liefern werden, als der Kalk und die Kreide.

Doch kehren wir zu unserem Spaziergange nach Villa franca zurück. Auf der Höhe des Berges angelangt, überblickt man den ganzen Golf, der sich wie eine schmale Zunge in das Land hineinzieht. Sähe man nicht das Städtchen mit den weißen Mauern seiner Häuser, den kleinen Fenstern und den halbplatten Dächern, sähe man nicht die großen Kauffahrteischiffe, deren einige sich in der Bucht schaukeln, man würde glauben, einen Schweizersee vor sich zu haben, so ruhig und spiegelglatt ist die blaue Fläche, welche die nackten Felsenufer bespült. Einen entzückenden Anblick gewährt namentlich das Vorgebirg gegenüber, auf dessen äußerster Spitze der

Leuchtthurm aufgerichtet ist. Schroff und steil an ihrer dem Meere zugewandten Spitze senkt sich diese Felszunge allmälig gegen das feste Land hin, mit welchem sie durch einen schmalen Sattel zusammenhängt, der eine Art Oase in der Wüste bildet, so lebhaft grünt er im Schmucke herrlicher Citronenbäume, aus denen hier und da ein Johannisbrodbaum seine gefiederten Blätter hebt. Wie glücklich waren wir als Jungen, wenn uns der Apotheker ein Stückchen solcher Schote zum Geschenk machte! Hier füttert man besonders die Esel damit, die ganz vortrefflich dabei gedeihen sollen.

Die liebe Straßenjugend von Villa franca hat sich sogleich bei unserer Ankunft an dem Strande in hellen Haufen versammelt und langweilt uns bedeutend durch die vielfachen Anerbietungen von Barken, welche uns mit heller Stimme gemacht werden. Anfangs begreifen sie nicht, warum wir manchmal einen Stein aus dem Wasser nehmen und denselben betrachten, dann äffen sie uns nach und betrachten sich auch Steine, die sie mit demselben Kopfschütteln, wie wir, wieder in das Wasser hineinwerfen. Unsere Bemühungen sind in der That fruchtlos, wir finden auch gar nichts an diesen glatten

Kalkgeröllen, und entschließen uns nach kurzem Suchen, einen Kahn zu nehmen, und nach dem gegenüberstehenden Ufer zu fahren, sei es auch nur, um diesem Haufen von Jungen zu entgehen, deren Nachfolge uns außerordentlich lästig zu werden beginnt. Allein bei der Ueberfahrt entfaltete sich erst der wahre Reichthum dieser Bucht, die den Naturforschern noch lange ein reiches Erntefeld bleiben wird. Aus der Ferne schon erblicken wir Stellen auf der Oberfläche, welche durch eine leichte bräunlich rothe Färbung sich auszeichnen. Wir rudern eiligst näher, und glauben eine Art Feld zu erblicken, auf welchem Schwämme in Menge emporgesproßt sind. So zeigt sich aus einiger Entfernung ein Schwarm von Medusen, die in der Nähe des Ufers an der besonnten Oberfläche auftauchen. Es sind offenbar Pelagien, die wir auf den ersten Blick aus den Zeichnungen von Milne Edwards und Erdl erkennen. Die glockenförmige Scheibe des Körpers erscheint aus der Ferne braun, weil ihre glashelle Substanz auf der äußeren Oberfläche mit hell braunrothen Warzen besetzt ist, in welchen vorzüglich die Nesselorgane verborgen scheinen. Durch die helle Körperscheibe hindurch glänzen die Wülste, welche zu den

Seiten des Magens in Vierzahl angelagert sind, und in deren gekräuselten Faltungen sich die Eier erzeugen. Es fällt uns schon aus dem Boote auf, daß diese Keimwülste, wie wir sie nennen wollen, sehr verschiedene Farbennüançen darbieten, welche alle Abstufungen zwischen gesättigtem Rosenroth und hellem Orangengelb durchlaufen. Die vier Fangarme, welche gleichsam als Stiele unter der Glocke stehen und den Strunk des Schwammes darstellen, sind mit ähnlichen braunen Warzen besetzt, wie die Scheibe, an deren Rande auch außerdem noch Fangfäden sitzen, die eine purpurrothe ins Violette schimmerde Farbe haben.

Nichts ist seltsamer, als das Treiben eines solchen Medusenschwarmes an der Oberfläche des Wassers. Man sieht bald, daß sie nicht nur willkührlich, sondern sogar mit ziemlicher Behendigkeit nach allen Richtungen hin schwimmen können, wobei Fangfäden und Scheibe gleichmäßig in Bewegung gesetzt werden. Die größere Menge hält sich fast senkrecht an der Oberfläche, so daß die Wölbung der Scheibe nach Oben, die Fußstrünke nach Unten gerichtet sind. Die Fangfäden sind dabei meistens unendlich verlängert, und schlängeln nach allen

Richtungen in dem Wasser umher. In dieser senkrechten Stellung nun klappt die Meduse von Zeit zu Zeit ihre Scheibe zusammen, und hebt sich dadurch mit halbem Leibe über die Oberfläche hervor, worauf sie sich langsam wieder sinken läßt, um nach einigen Sekunden auf's Neue wieder hervorzutauchen. So spielen Tausende abwechselnd auf derselben Stelle, Scheibe an Scheibe gedrängt, und scheinen sich darin zu gefallen, sich den Strahlen der Sonne auszusetzen, denen sie an der Oberfläche begegnen. Hat die Meduse des Spieles satt, so wendet sie sich mit einem plötzlichen Rucke, mit einer Art von Purzelbaum nach Unten, so daß die Scheibe nach dem Grunde, die Fangarme nach Oben gerichtet sind, und die Fäden gleich langen Spinnewebfäden gerade gestreckt nachgezogen werden. Mit einigen kräftigen Klappstößen der Scheibe verschwindet dann das Thier in der Tiefe, aus der es indessen bald wieder hervortaucht, um sich von Neuem seinen Genossen anzureihen. Die Nachzügler eines solchen Schwarmes scheinen sehr wohl den Ort zu kennen, wo ihre Genossen sich befinden, denn von allen Seiten her sieht man Pelagien in schiefer Richtung aus der Tiefe hervoreilen, die ihre Richtungslinie nach dem

Schwarme hin sehr wohl einhalten, und deren lang gestreckte Fangfäden in gerader Linie nachgezogen werden, ein Beweis, daß das Thier seinen Strich recht gut zu halten versteht.

Welchen Zweck dieses Spielen an der Oberfläche, dies abwechselnde Tauchen und Hervorschießen haben möge, war uns heute unmöglich zu ergründen. Vielleicht, daß eine genauere Bekanntschaft mit den Sitten und der Lebensweise dieser sonderbaren Geschöpfe uns einigen Aufschluß darüber geben wird. Sie scheinen ziemlich stumpf von Sinnen, und jeden Falls nicht geeignet, Wahrnehmungen in die Ferne zu machen. Sie stoßen wenigstens in vollem Zuge recht kräftig an einander, oder an fremde Körper, ohne daß man bemerkte, daß sie solchem Anpralle auszuweichen verstünden. Zeigte nicht dieses gesellige Beisammensein in Schwärmen, daß sie doch ihres Gleichen einigermaßen erkennen können, so würde ich sie für aller edleren Sinne baar und ledig halten müssen. Wir haben noch nicht bemerken können daß sie etwa mit ihren Fangarmen, die übrigens so ziemlich unbeweglich erscheinen, oder mit ihren Fangfäden nach Nahrung umher angelten. Vielleicht ist ge-

rade jetzt ihre Fortpflanzungszeit, was eine genauere Untersuchung der Keimwülste lehren wird. Aus der verschiedenen Färbung dieser Organe mögte ich fast einen Schluß dieser Art ziehen, und das truppweise Zusammensein dürfte sich vielleicht aus dem Bedürfnisse der Fortpflanzung erklären lassen. Jedenfalls bemerkt man auch bei diesem abwechselnden Auf- und Niederwogen keine Spur etwaiger Annäherung, und wenn je einmal einige Individuen zufälliger Weise durch ihre Fangfäden mit einander verstrickt sind, so bemerkt man, daß sie alsbald sich durch wiederholtes Klappen und Fortstoßen von einander zu trennen suchen, selbst wenn dies mit Verlust der Fangfäden geschehen sollte.

Zu unserem Erstaunen erblicken wir auch keine Spur von Wesen anderer Art auf der Oberfläche der See, die wir querüber durchkreuzen, um auf dem Vorgebirge zu landen. Das Wasser ist so spiegelklar, daß wir schon in geraumer Entfernung von dem Ufer die Beschaffenheit des Bodens unterscheiden können, die so ziemlich nach verschiedenen Localitäten wechselt. An einigen Stellen tritt der Fels mit grauer Farbe zu Tag, und zeigt von dem Boote aus gesehen eine körnige Beschaffenheit, die er viel-

leicht einer Art Inkrustirung verdankt. Hier und da liegen auf diesem Boden wurstähnliche Körper von etwas dunklerer Farbe, als der Fels, und zu, weilen, wie es scheint, von der Länge eines Fußes, die kaum eine Bewegung gewahren lassen. Wir hätten sie übersehen, wenn uns nicht die Schiffer darauf aufmerksam gemacht und uns gesagt hätten es seien Thiere, die uns vielleicht bekannt sein würden. Der Name läßt uns errathen, daß es Holothurien sind, welche dort unten ihr Wesen treiben, und wir beschließen, bei der nächsten Excursion uns eine rechte Quantität dieser Bestien einzusammeln.

Meistens ist indeß der Grund in einer Tiefe von 12 und mehr Fuß (tiefer nach unten unterscheidet man nichts mehr) mit grünen Pflanzen bedeckt, welche ganz das Ansehen eines Rasens von Schilfrohr bieten. Hier und da zeigen sich unter den langen grünen Blättern, welche diese Pflanzen besitzen, grauere Stellen, die, wie unsere Schiffer versichern, von Korallen und von Schwämmen herrühren. Zuweilen auch leuchtet uns ein hellrother Punkt in das Auge, und wenn wir uns nicht sehr irren, so läßt er Verzweigungen entdecken, die ihn wohl als Seestern characterisiren dürften.

Wir rudern langsam mit kaum bemerklichen Schlägen und oft lange das Boot anhaltend über all diese Reichthümer hinweg, die wir uns jetzt mit den vorhandenen Hilfsmitteln durchaus nicht verschaffen können. Wir waren ausgerüstet, wie in St. Malo, nur mit einigen weitmündigen Fläschchen, die eingeriebene Glasstöpsel besaßen und die dort vollkommen hinreichten, um die kleine Beute, welche wir von den Felsen ablasen, in Empfang zu nehmen Hier aber reichte, wie wir nun wohl einsahen, diese Ausrüstung bei weitem nicht aus. Wir hatten versucht, einige Medusen mit den Händen zu nehmen, und in unsere Flaschen einzustopfen. Es waren uns nur unkenntliche Trümmer an den Fingern hängen geblieben, die noch obenein auf die unleidlichste Weise nesselten und schmerzten. Wir mußten also große Glasgefäße mit weiter Mündung besitzen, mit welchen wir unsere Pelagien schwimmend auffassen konnten, ohne sie weiter durch Berührung zu verletzen. Wir mußten ferner mancherlei Instrumente, Netze und Hacken uns zu verschaffen suchen, mit welchen wir die in der Tiefe gesehenen Gegenstände an Bord heraufholen konnten. So mußten wir also die ganze Technik unserer Expedition durchaus

verändern, um sie dem Charakter der Fauna anzupassen, welche uns hier geboten wurde.

Erst an dem Ufer fanden wir St. Malo wieder. Ein kleines Dörfchen, St. Jean de Beaulieu genannt, liegt auf der östlichen Seite der Landzunge, welche der Leuchtthurm von Villa franca trägt, und ein von Citronen- und Orangebäumen beschatteter Weg führt über den Sattel herüber nach einem Landungsplatze, der Villa franca gerade gegenüber liegt und eine ziemlich sanfte Neigung besitzt. Um den Booten das Anlanden zu erleichtern, hat man einen kleinen Damm aus zusammengetragenen Steinen aufgeworfen, der uns einige Ausbeute liefert. Wir finden hier einige Actinien, die sich in den Ritzen zwischen den Steinen festgesogen haben. Auch einige Terebellen, in zusammengebackenen Röhren steckend haben sich dort angesiedelt. Eine wunderschöne Species von Ophiuren mit langen stacheligen Armen, die schwarz und weiß getüpfelt erscheinen, treibt ebenfalls auf diesen Steinen ihr Wesen.

Auch auf den Felsen in der Nachbarschaft zeigt sich einige wenige Hoffnung geringer Ausbeute. Wir finden dort ein Paar Lachen, die, wie es scheint, zuweilen von den stürmisch aufgeregten Wellen ge-

füllt werden. Um diese Lachen herum sehen wir einige Balanen zerstreut auf den Kalkfelsen sitzen, und in ihnen eine nicht geringe Anzahl von Sch necken, die indeß alle nur wenigen Arten angehören. Actinien, Miesmuscheln, Patellen, die sich in so großer Menge an den Felsufern von St. Malo fanden, haben wir vergebens gesucht, und wir sehen ein, daß wir uns hauptsächlich in unseren Untersuchungen an die schwimmenden Thiere, welche uns die Bucht, und an diejenigen Geschöpfe, welche uns der Fischmarkt darbieten kann, halten müssen.

Unter solchen Umständen konnte die erste Excursion nur als eine Art von Recognoscirung betrachtet werden, bestimmt, uns eine Anschauung der eigenthümlichen Verhältnisse der Localität zu geben. Wir beschlossen deßhalb unsere Recognoscirung noch weiter zu treiben, und ohne besondere Erwartungen überstiegen wir den niederen Sattel, der uns von St. Jean trennte, um uns auch dort die Beschaffenheit des Strandes in Augenschein zu nehmen. Wir langten am Ufer an, und standen entzückt vor einer Gegend, welcher ich keine ähnliche, Herwegh, der weitergereiste, nur diejenige von Neapel an die Seite zu setzen wußte. Mannigfaltige Gebirgsformen

thürmten sich bis an die äußerste Grenze unseres Gesichtskreises über einander, und fielen mit steilen Wänden in die See hinein ab. Die wunderbarsten Farben zeigten sich an dieser prächtigen Gebirgskette, an deren Abhängen man gleich einem Bande die kühne Straße der Cornide hinziehen sieht, welche Napoleon längs des ganzen Ufers von Nizza nach Genua anlegte. In der Entfernung glänzen die weißen Häusermassen von Monaco und Ventimiglia. Dieses ganze herrliche Land spiegelt sich in der See, deren Horizont unermeßlich weit geöffnet erscheint. Was aber das ganze Bild so schön in sich selbst abrundet und schließt, ist das Vorgebirg von St. Hospice selbst, dessen grüne Hügel sich zur rechten Seite hinziehen und auf der Spitze von einigen Wohnungen und einem runden Thurme gekrönt sind, dessen Plattform eine Batterie trägt. Wir lagerten uns im Grase auf einer Rasenbank, die vielleicht einmal von einem liebenden Pärchen errichtet worden sein mag, und labten unsere Augen an dem entzückenden Schauspiele, bis die untergehende Sonne uns zum Scheiden zwang.

Nizza den 21. Dezember.

Dem Fischmarkte galten begreiflicher Weise unsere ersten Besuche. Wir sind jetzt förmlich darauf eingebürgert und werden von den Fischweibern als gute Kunden betrachtet. Wir haben diesen Ort ganz in unserer Nähe. Von unserem Hause nämlich, das etwas in der Höhe liegt, zieht sich eine Reihe niedriger Häuser hin, welche durch gegemeinsame platte Dächer gedeckt, einen herrlichen Spaziergang längs dem Ufer hin bilden, der einerseits die Aussicht auf das Meer, andererseits auf einen kleinen mit Bäumen besetzten Platz, den s. g. Corso bietet. An dem Eingange des Corso nun befinden sich einige gewölbte Bogen unter dieser Terrasse, und hier wird täglich der Fischmarkt abgehalten. Daß das nicht ohne gewaltiges Geschrei und stetes Gezänke geschehen kann, ist offenbar. Fischweiber ändern ja ihre Natur nicht, mögen sie nun in Paris an dem Ufer der Seine, oder in Nizza an dem Strande des Meeres sitzen. Als wir das erste Mal in guten Röcken mit kleinen Fläschchen in der Tasche die Reihen durchschritten und lange in den Körben wühlten, in welchen die kleinen

Dinge, Fische, Krebse, Ophiuren und Haarsterne zusammengeworfen und per Pfund verkauft werden, wurden wir freilich mit ungnädigen Gesichtern empfangen; allein nach Spendung einiger Sous für ein Paar einzelne Thiere, die im Pfund nicht so viel gekostet hätten, änderten sich alle Gesichter, und sobald wir nur erschienen, kamen uns die Verkäuferinnen mit den freundlichsten Gesichtern entgegen, um uns dieses oder jenes anzubieten. Wir ersuchten unsere Gönnerinnen höflichst, uns melden zu wollen, wenn etwas Selteneres gefangen werden sollte und versprachen ein Trinkgeld für jeden größeren Fisch, den man uns zeigen würde, selbst für den Fall, daß wir denselben nicht kaufen sollten. Diese Zusicherung gewann uns alle Herzen, und wenig fehlte, daß nicht Eine von ihnen, die sich besonders durch Zungengeläufigkeit hervorthat, mir an den Hals sprang, um mich zu umarmen. „O, Sie Blume der Gesundheit, rief sie mit großer Emphase aus, welch unerwartetes Glück ist doch unserer Stadt wiederfahren, da Sie geruht, sie zum Aufenthalte zu wählen, während sonst nur schwindsüchtige und bleiche Gesichter den Winter hier zubringen"! Ich kann die Rede nicht mehr auswendig, die sie mir

aus dem Stegreife hielt; allein so viel weiß ich, daß mich alle Fischer später unter dem schmeichelhaften Epitheton kannten, welches das alte Weib mir beigelegt hatte, und daß mein ehrlicher Familienname durch das weit Poetischere „**la fleur de la santé**“ vollkommen ersetzt war.

Du magst wohl nirgend in der Welt eine so reiche Mannichfaltigkeit von Formen der Fische sehen können, als gerade hier in Nizza, wo sich Süden und Norden gleichsam die Hand reichen, und beide in ihren wesentlichsten Gestalten vertreten sind. In Zeit von acht Tagen lernst Du hier mehre Fische kennen, und zwar in dem Gewande des Lebens kennen, als auf dem ganzen europäischen Continente, wenn Du auch denselben von Nord nach Süd durchkreuzen wolltest. Man sollte glauben, daß es von geringem Interesse ist, Fische lebendig zu beobachten, da durch die harte Schuppenbedeckung die Gestalt derselben weniger vergänglich, und auch die übrigen Charaktere, wonach man die Arten unterscheidet, meist auf feste, ziemlich unvergängliche Theile gegründet sind. Auf der anderen Seite aber giebt es nichts Veränderlicheres und doch nichts Constanteres im Leben, als die herrlichen Metallfarben, in welchen

die meisten Fische glänzen. Viele ändern diese Farben sogar in dem Augenblicke ihre Todes, weßhalb auch Agassiz, als er seine Süßwasserfische herausgeben wollte, dieselben alle nach lebendigen im Wasser schwimmenden Exemplaren coloriren ließ. Den alten Römern war diese Erscheinung ebenfalls recht wohl bekannt, und sie schätzten den Mullus hauptsächlich deshalb so hoch, weil ihnen die Farbenänderung desselben in dem Todeskampfe ein ergötzliches Schauspiel darbot. Fische nun gar, welche in den Museen conservirt sind, würde man unmöglich auf dem Markte wieder erkennen können, wenn man sich einzig an die Charactere der Farben halten wollte. Das glänzende Roth, das brennende Gelb, die himmelblauen und hellgrünen Farben, welche an manchen dieser Seefische den Leib über und über bedecken, schwimmen an den Weingeistexemplaren bald in eine einzige schmutzig gelbe Tinte zusammen, an welcher nur größere oder geringere Sättigung den vormaligen Unterschied erkennen läßt. Ich war ganz erstaunt, viele meiner alten Bekannten in so durchaus veränderter Uniform wieder zu finden, und Herwegh belustigte sich nicht wenig an der Verlegenheit, in die er zuweilen mich, den Ichthyologen ex

professo, brachte, wenn er mich an diesen oder jenen Korb zog, um mir ein Wesen zu zeigen, das mir eben so unbekannt war als ihm.

Im Verhältnisse zu dem Markte von Paris oder selbst von St. Malo sind die Fische hier außerordentlich wohlfeil, und deßhalb auch in allen Restaurants im Ueberflusse anzutreffen. Leider aber scheinen mir die Fortschritte der Kochkunst nicht im Verhältnisse zu der Güte der Fische zu stehen. Das provencalische Volk kennt aus alter Zeit her nur zwei Zubereitungsarten der Fische, nämlich das Backen im Oel, und ferner eine eigenthümliche Art von Ragout, „**la bouilla baisa**" genannt, die unserem Gaumen nicht recht zusagen wollte, von den Eingebornen aber mit wahrer Leidenschaft geliebt wird. Aus dieser einförmigen Behandlungsweise eines wesentlichen Elementes der Gourmandise mag es auch herkommen, daß nur wenige Fische des Mittelmeeres denjenigen des Oceanes ebenbürtig erscheinen. Den ersten Rang nimmt nach unserem wie aller Eingeborenen Urtheil die sogen. Castagnole ein, ein Fisch, der auch deshalb für uns von großem Interesse war, als er der einzige Repräsentant einer großen Familie ist, die in den südlichen Meeren

dominirt und sich dadurch auszeichnet, daß die Schuppen des Leibes noch über die Flossenstrahlen sich hinziehen und so den größten Theil der Flossen verdecken. Cuvier nannte diese Familie die Squamipennen, oder Schuppenflosser. Es sind meist von den Seiten her plattgedrückte, hohe Fische, die zuweilen die Gestalt einer Scholle haben, mit großen Schuppen bedeckt sind, und meist in den lebhaftesten Farben prangen, welche in genau von einander abgegrenzten Querbändern sich über den Körper hinziehen. Die Castagnole (**Brama Raji**) theilt mit ihren Familiengenossen aus den südlichen Meeren die platte hohe Körpergestalt, unterscheidet sich aber wesentlich durch das einfache schwärzliche Kleid, über das ein silbergrauer Schimmer verbreitet ist. „Ich habe den Aristokraten unter den Fischen entdeckt, sagte mir Herwegh, als er zum ersten Male die Castagnole bemerkte. Sehen Sie nur, während die anderen Narren sich in alle möglichen Flicklappen gekleidet haben und mit ihren bunten Farben aussehen, wie Hanswurst am Sonntage, steckt dies edle Thier in einfach schwarzer Sammtkleidung, die kaum mit einiger Silberstickerei verbrämt ist, aber um so enger und fester anliegt. Die Schuppen

passen auf einander, wie die Ringe eines wohlgefügten Panzers, und der kleine Mund zeigt in seinen leicht geschwungenen Kiefern eine Art von Trotz, der dem steifen Profile recht wohl ansteht. Betrachten Sie einmal die schöne Schwingung dieser halbmondförmigen Schwanzflosse, die so tief ausgeschnitten ist, daß ihre Zacken nur des Luxus wegen vorhanden scheinen. Ich habe Lust, mir den Fisch zum Mittagessen zu kaufen, fügte Herwegh hinzu, nur seines adeligen Aussehens halber. Ich bin fest überzeugt, er schmeckt gut, er kann kein zähes Fleisch haben, denn er gibt sich sicher nicht viel Mühe, seine Nahrung zu erjagen, wie diese lumpigen Haifische, deren Muskeln vor lauter Jagen in sehnige Fäden verwandelt sind. Er lebt gewiß still und gemüthlich in tiefen Klüften und heimlichen Felsenritzen von seiner erbgesessenen Rente, die ihm in Gestalt weichen Gewürms in der Nähe wuchert". „Alles ohne Leidenschaft", erwiederte ich ihm. „In unserer Zeit ist der Adel einigermaßen zurückgekommen, und gar mancher Herr Von hat seine liebe Noth, trotz der Sinecuren an Höfen und in Regimentern mit Jagen und Rennen sein Leben zu erhalten. Was Ihnen silberne Stickerei scheint, könnten ja auch

wohl die abgetragenenen Nähte des alten Sammetkleides sein, das die Ahnen früher nur bei festlichen Gelegenheiten trugen, und die Enkel jetzt im Alltagsgebrauche abnutzen.“ Sie könnten Recht haben, erwiederte Herwegh, allein diesmal habe ich ausnahmsweise Vertrauen zu der Noblesse und verspüre große Lust, dasselbe thatsächlich darzuthun. „Wenn Sie durchaus Aristokraten verschlingen wollen, so habe ich nichts dagegen, erwiederte ich lachend. Es ist mir sogar wahrscheinlich, daß ich mithalte.“ Der Preis, den man für den Fisch fordert, überzeugt uns sogleich, daß mein Skepticismus diesmal fehl geschossen habe, und bei unserer Ankunft in dem Restaurant empfängt der Besitzer mit schalkhaftem Lächeln unseren Fisch und meint, wir könnten doch nicht so ganz unbekannt sein mit den Produkten des Landes, wie wir ihn wohl glauben machen wollten, denn aus unserem Kaufe ginge recht wohl hervor, daß wir wüßten, was gut sei.

Du erlaubst mir wohl eine kleine Episode zu Gunsten des Ehrenmannes, der die Sorge für unser tägliches Brod übernommen hat, und mit dessen Bestrebungen für unser materielles Wohl wir alle Ursache haben, zufrieden zu sein. Tages Arbeit,

Abends Gäste, ist auch hier unser Wahlspruch geblieben, und mit jedem Tage schätze ich mich glücklich, noch in so jungen Jahren aus dem Vaterlande entronnen zu sein, um meinen Magen an andere Stunden des Mittagstisches gewöhnen zu können, als sie bei uns üblich sind. So lange die Sonne vor unserem Fenster wandelt, sieht sie uns an unserem Arbeitstische, oder draußen auf der See in leichtem Kahne nach unserer Beute fischend. Wir werden nicht unterbrochen durch die Glocke, welche uns zur Tafel, und nachher zu jener Stunde ruft, welche die Amphibiennatur in dem Menschen weckt, und ihn zu träumerischer Beschaulichkeit auffordert. Wir schreiten deshalb in Deutschland so langsam vorwärts, weil wir unsere Hauptmahlzeit in der Mitte des Tages halten, und dann gezwungen sind, in der übrigen Hälfte des Tages unsere Geschäfte in dem Halbschlafe der Verdauung zu verrichten. Die politisch regsamen Völker, Franzosen wie Engländer und Amerikaner, lassen den Tag über frei zu Geschäften, die nüchtern gemacht werden, und beschließen die Arbeit mit der Mahlzeit. Italien gerieth erst dann in Verfall und sank erst dann von seiner Höhe herab, als es die republikanische Coena mit dem

Mittagessen vertauschte. **Pio nono** sollte das wieder abbestellen; es wäre die nützlichste Reform, die er machen könnte, und unsere deutschen Liberalen, statt Anträge auf Preßfreiheit, Censurfreiheit und Gott weiß was für Freiheiten noch zu stellen, die ihnen doch niemals bewilligt werden, sollten ganz einfach dahin zu wirken suchen, daß die Zeit des Mittagessens verändert würde. Damit gäbe sich Alles von selbst. Wenn diese größte aller Reformen durchgeführt werden könnte, so wäre ohne weiteres der Sieg für sie entschieden.

Ich sehe Dich schon im Geiste auf Deinen Stockzähnen lachen und zu Dir selbst sagen: der Dicke muß einen Aerger gehabt haben, er ergeht sich heute in Paradoxen. Paradox hin, paradox her; — wahr ist es aber doch, daß unsere deutsche Gemüthlichkeit und ausgeartete Lammsgeduld nur in dem steten Wiederkäuen begründet ist, mit dem wir unsere Tage ausfüllen. Die Hälfte von den 24 Stunden, welche jeder Tag uns bringt, verschlafen wir. Ein Viertel benutzen wir zum Träumen und Verdauen, und in dem letzten Viertel müssen wir uns die Augen ausreiben und den Kopf hell waschen, um nur einigermaßen zu Vernunft zu kommen. Ist Dir je ein

Mensch bekannt geworden, der nach Tische Energie gehabt hätte? Warum sind denn die diplomatischen Essen so wirksam? Warum die Zweckessen so einig? Ist es nicht einzig aus dem Grunde, weil die Gemüthlichkeit, die Nachgiebigkeit, das Sichgehenlassen in der Verdauungsstunde aufsprossen, wie Schwämme auf feuchtem Boden? Du hast selbst mir einmal zu beweisen gesucht, daß die bedeutendsten Ereignisse in der Geschichte von den unbedeutendsten physischen Uebeln abhängig sind, und daß Napoleon nur deshalb gestürzt wurde, weil er fett wurde und Magenkrebs bekam. Und Du willst nun mein Räsonnement, das auf ein so durchgreifendes Element wie die Lebensweise gestützt ist, zurückweisen? Du klagst über die Abgeschlossenheit unserer deutschen Wissenschaft, über den Kastengeist unserer Gelehrten, über das Unpraktische ihres Benehmens dem Volke gegenüber, und willst nicht glauben, daß dieses Alles auf demselben Grunde beruhe? Denke ein wenig nach, und Du wirst mir unbedingt Recht geben.

Ich vergesse über diese Diatribe gegen die deutsche Zeiteintheilung unseren Gastgeber Vial, der ganz in der Nähe des Fischmarktes unter der Terrasse seine Industrie ausübt, und den ich Dir von Herzen

empfehle, wenn Du je einmal in Nizza Deinen Wohnort aufschlagen solltest. Die Wohlfeilheit der ersten Lebensbedürfnisse grenzt hier wirklich an das Unglaubliche, besonders im Sommer, wo keine Fremden da sind, und der Nizzaner gezwungen ist, alle Producte seines reichen Landes selbst zu verzehren, da ihm durch die Douanen gegen Sardinien und Frankreich alle Canäle zum Verkaufe verschlossen sind. Da wir gerade nicht Lust hatten, uns zu kasteien (nach Goethe ist die edle Tugend der Enthaltsamkeit in Sardinien eine durch die Verhältnisse gebotene Nothwendigkeit), so wollten wir mit Herrn Vial über den Preis eines nicht allzu frugalen Mittagsmahles unterhandeln, und da man à la carte speist, so wurde uns ein vollständiges Mittagsmahl, bestehend aus Suppe, vier Gerichten, Dessert und einer Flasche Wein für Jeden zu 30 Sous, sage anderhalb Franken angeboten. Daraus magst Du entnehmen, wie wundersam wohlfeil die Eingebornen leben können, und wie es erklärlich ist, daß eine Menge verdorbener Speculanten, zurückgezogener Officiere auf halbem Sold in diesem Winkel der Erde den Abend ihres Lebens zubringen.

Unser Wirth ist zugleich Fischhändler, ein Ge-

schäft, welches namentlich im Winter ziemlich eifrig von hier aus betrieben wird. Die größeren Fische besonders, wie Schwertfische, Thunfische, Boniten, und auch einige Haiarten, die sich in Nizza nicht gehörig verwerthen lassen, werden in jetziger Jahreszeit einfach in Stroh verpackt und über den Col di Tenda nach Turin geschafft. So hat unser Wirth erst heute einen ziemlich großen Fuchshai gekauft, den die Eingebornen gar nicht zu den Haifischen zählen, weil der kegelförmige, spitze Kopf, die fast glatte Haut und die unendlich lange, sichelförmige Flosse des Schwanzes gar nicht mit den Charakteren anderer Haie übereinstimmen. Das Fleisch ist, wie das aller Haifische, zähe, trocken und von thranigem Geschmacke, weshalb auch hier nur das gemeinste Volk einen solchen Fisch verzehren wird; in Turin aber, sagt Vial, esse man alle Fische, ohne Ausnahme, wenn es nur Seefische seien, und er sei überzeugt, daß die Officiere des Regimentes von Savoyen ein Festmahl zu Ehren dieser thranigen Bestie veranstalten würden. Doch Spaß bei Seite! Gerade diese Beschäftigung mit Fischhandel macht uns den Mann nützlich, der alle Trivialnamen der Fische kennt, mit allen Fischern zu thun hat,

und auch einen Begriff von den Bedürfnissen der Naturforscher hat, da einige derselben schon früher bei ihm ihre Wohnung aufgeschlagen haben.

Die abweichenderen Formen der Fische, welche den Naturforscher besonders interessiren, gehören glücklicher Weise nicht zu den geschätzten, und stehen deshalb auch in geringeren Preise. Man hat mir Exemplare von Froschfischen (Lophius piscatorius) angeboten, in deren Rachen ich mit Bequemlichkeit meinen ganzen Kopf hätte stecken können, der doch gerade nicht zu den dünnsten gehört, und gegewöhnliche Haifische oder s. g. Engel (Squatina angelus) von 4 und 5 Fuß Länge hätte ich für wenige Franken auf dem Markte erstehen können. Du kannst kaum glauben, welch widerlichen Eindruck der Froschfisch macht, ein Thier, das so zu sagen ganz Maul ist Die Farbe der schleimigen Haut ist ein mehr oder minder dunkles Braun, mit unregelmäßigen helleren Flecken marmorirt. Der Körper erscheint fast scheibenförmig, so unbedeutend ist der kurze dicke Schwanz, der eine kleine verschrumpfte Flosse trägt. Die außerordentlich beweglichen Brustflossen stehen ganz hinten zu beiden Seiten der platten Körperscheibe, auf deren Gipfel die nach Oben gerichteten gelbgrün

schimmernden Augen sich befinden. Das Maul nimmt fast die ganze vordere Hälfte der Scheibe ein und der Unterkiefer, der einen vollständigen Halbkreis bildet, steht mit seinen nach hinten gerichteten spitzen Hakenzähnen weit über dem Oberkiefer hervor, so daß die vielfachen Reihen dieser Zähne sich sogar bei geschlossenem Maule zeigen. Auf der Mittellinie des Kopfes ganz nahe an dem vorderen Rande des Maules stehen ein Paar lange bewegliche Knochengerten, die an ihrem schwanken Ende einige dünne, schwärzlich gefärbte Hautlappen tragen, welche meistens zerfetzt erscheinen und, wie die Fischer behaupten, dem Thiere gleichsam als Köder zum Heranlocken kleinerer Fische dienen. Ringsum an der ganzen Peripherie des Körpers und der unteren Kinnladen hängen eigenthümliche Hautfranzen, die zwar nur kurz sind, aber doch dem Thiere ein eigenthümlich zerlumptes, schmutziges Ansehen geben.

Gegen ein solch häßliches Wesen bilden die schlanken, schönen Gestalten der Thunfische, der Boniten und anderer Fische aus der Familie der Scomberoiden einen eigenthümlichen Abstich. Der Fang des Thunfisches ist hier bei weitem nicht so in der Blüthe, als in den südlichen Theilen des

Mittelmeeres und namentlich an den Küsten von Sicilien, wo alljährlich Tausende dieser Fische in eigenthümlichen großen Netzen zur Laichzeit gefangen werden. Das einzige Netz ähnlicher Art, in welches hie und da Einer dieser riesigen Fische sich verirrt, ist an der Spitze von St. Hospice aufgestellt.

Weit häufiger sind die Bouiten, (**Scomber pelamys**) oder Pelamiden, wie die hiesigen Fischer sie nennen, und die mit dem Thunfische viele Aehnlichkeit haben, mit dem sie die glatte silberglänzende Haut und die vielfachen kleinen Flossen an dem hinteren Ende des Körpers gemein haben, sich aber auf den ersten Blick durch die weit schlankere gestrecktere Gestalt unterscheiden lassen. Den **Macquereau (Scomber scomber)**, diesen Repräsentanten der Scomberoiden in dem Oceane, der auf allen Straßen in Paris feil geboten wird, habe ich hier vergebens gesucht. Er wird durch einen Verwandten von weit schlechterem Geschmacke ersetzt, dessen Schwanz mit einer Reihe scharf-gekielter Schuppen gepanzert ist, welche eine sägenartige Kante zu beiden Seiten bilden. Am reichsten vertreten unter allen Familien sind hier die Lippfische (Labroiden) und die Meerbrassen (Sparoiden). Erstere sind wirklich die Papa-

gaien des Meeres, so bunt und vielfarbig ist ihr Kleid. Vorherrschend sind bei ihnen smaragdgrüne, himmelblaue und orangegelben Nuancen, die meistens in Tüpfeln und Streifen neben einander stehen. Es sind schöne gestreckte Fische, etwa von der Gestalt unserer Weißfische, aber mit langer Rückenflosse, welche sich wohl über $^2/_3$ der Körperlänge wegzieht. Die vorderen Strahlen dieser Flosse sind stachelige Dornen, die hinteren weich und biegsam, und die Dornen tragen meistens an der oberen Spitze ein kleines Hautläppchen, das aussieht, wie das Fähnlein einer Uhlanenlanze. Du erkennst die Lippfische meist an ihren dicken, fleischigen, aufgeworfenen Lippen, die gewöhnlich die vorderen Zähne frei lassen und so ein fletschendes Maul bilden, das gerade nicht von idealer Schönheit ist. Eine kleine mehr breite Art mit lang vorstreckbarem Maule ist außerordentlich häufig auf dem Markte, aber eben so wenig geschätzt als ihre Verwandten, die trotz des schönen Kleides nur einen sehr geringen Werth besitzen.

Gerade im umgekehrten Verhältnisse steht die Familie der Meerbrassen oder Sparoiden, bei welchen ein entgegengesetztes Princip der Färbung vorherrscht.

Es giebt gar keinen getüpfelten Meerbrassen. Die meisten sind durchaus einfarbig, silberweiß oder roth, mit größerer Tiefe der Nuance auf dem Rücken, und hellerer Färbung auf dem Bauche; wenige nur sind auf silberweißem Grunde mit gelben Längsstreifen geziert. Man hat sicher die Muster zu jenen goldgestreiften Atlasstoffen, welche die venetianische Malerschule so oft bei den Gewändern ihrer Frauen anbringt, von diesen Meerbrassen entnommen, die man jetzt nach der Bezahnung in eine große Anzahl verschiedener Geschlechter zerspalten hat. Die meisten haben nämlich in beiden Kiefern mehr oder minder große, platte Mahlzähne, mit deren flachgewölbten Kronen sie besonders Schalthiere, Muscheln, Krebse, Seeigel zermalmen. An dem Außenrande der Kiefer wechselt die Gestalt der Zähne ganz ungemein, bald sind sie meiselartig, unseren Vorderzähnen ähnlich, bald sind es wieder große gekrümmte Fanghacken, oder kleine Hechelzähne, was Alles den Ichthyologen zur Begründung einer großen Menge von Abtheilungen in dem alten Linné'schen Genus sparus Veranlassung gegeben hat. Sie haben alle mehr breit gedrückte kurze Gestalten, zuweilen mit

senkrecht abfallendem Profile und sind allgemein für für die Tafel geschätzt.

Ich komme wieder auf die gastronomischen Charactere der Fische in Nizza zurück, und muß Dir hier den Rivalen der Castagnole, den Sonnenfisch oder Häringskönig, den **Zeus faber** Linné's vor allen Dingen nennen. Das Thier befindet sich, und zwar ohne selbst recht zu wissen, wie? nach der Classification unserer Naturforscher in der Familie der Scomberoiden, die es gewiß von Haut und Haar gar nichts angeht. Es ist wirklich unbegreiflich, wie ein vollkommen platter, sehr breiter und hoher Fisch, der fast eben so hoch als lang ist, in die Gesellschaft dieser Pelamiden und Schwertfische kommt, denen er auch nicht in einem einzigen Stücke gleicht. Das Thier ist stachelig, wo man es auch angreifen mag, die Flossen mit sparrigen, langen Dornen besetzt, zwischen welchen lange Fäden, aus verlängerten Hautlappen gebildet, herabhängen. Rücken und Bauch tragen Doppelreihen von Knochenplatten, auf welchen kurze, spitze Stacheln stehen. Die Knochen des Kopfes sind mit scharfen, eckigen Vorsprüngen überall versehen, an denen man sich mit größter Leichtigkeit die Finger aufreißt. Die Knochen des

Oberkiefers tragen lange Fortsätze, welche in einer Rinne gleiten, die über die ganze Länge der Stirn ausgehöhlt ist, und so eine außerordentliche Verlängerung des Maules gestatten. Der ganze Fisch ist häßlich grau mit schmutzig ins Gelbe verwaschenen Seiten, in deren Mitte ein runder schwarzer Fleck sich befindet, welcher von einem goldgelben Rande eingefaßt ist.

Es ist ohne Zweifel dieser schwarze Fleck, welcher am meisten einem Schmutzflecken ähnlich sieht, der dem Fische den Namen Sonnenfisch gebracht hat. Hier, wie an dem ganzen Mittelmeere, nennt man ihn St. Petersfisch, poisson St. Pierre, und weiß auch diesen Namen vollkommen gut zu rechtfertigen. Ehe besagter Apostel nämlich Menschen fing, ein Geschäft, welches ihm zwar mehr Ruf und Namen, aber auch bei weitem mehr Ungelegenheiten verschaffte als sein früheres Gewerbe, war er bekanntlich Fischer, und überlistete mit eben so viel Geschick die dummen Fische, wie später die nicht gescheidteren Heiden. Bei dem berühmten Fischzuge nun, der in dem neuen Testament beschrieben steht, soll sich auch nach der Behauptung der Fischer am Mittelmeere ein solcher Fisch befunden haben, den St. Peter, um sich nicht zu verletzen, nur sehr

säuberlich von Oben her mit Daumen und Mittelfinger in der Seite packte, um ihn so aufzuheben und in den Korb zu werfen. Da die Bibel ausdrücklich sagt, daß Herr Peter mit seinen Brüdern zu der Hefe des Volkes gehörte, so darf man sich durchaus nicht verwundern, daß er an jenem denkwürdigen Morgen seine Hände noch nicht gewaschen hatte, und da die Vorsehung für geeignet fand, ein Monument dieses Ereignisses den Gläubigen zur Erhebung, den Ungläubigen zur Bekehrung aufzustellen, so blieben die Eindrücke der schmutzigen Finger an dem Orte stehen, wo Peter den Fisch gepackt hatte. Alle Fischerfrauen in Nizza können Dir diese Legende erzählen, und wenn man etwa einen Blick auf ihre Hände wirft, die gerade nicht zu den saubersten gehören, so entschuldigen sie sich mit der Bemerkung: das geht in unserem Gewerbe nicht anders, der Apostel Petrus hatte sie auch so, als er noch Fischer war.

Als ich vor einigen Tagen nach dem Fischmarkte ging, rief man mich nach dem Strande, an dem man gerade einen s. g. schwimmenden Kopf (**Orthagoriscus mola**) mit dem großen Schleppnetze hervorgezogen hatte. Hier an dem Strande gibt dieser

Fischfang mit dem Schleppnetze, welches man an das Ufer zieht, meist gar keine andere Ausbeute, als kleine Sardellen, die man gewöhnlich zu einer Art Pfannkuchen verbackt. Es lohnt deshalb der Mühe nicht, über solche Fischzüge seine Zeit zu verlieren. Anders verhält es sich in der weit fischreicheren Bucht von Villa franca, wo ein solcher Fischzug zugleich ein prächtiges Genrebild abgeben würde. Zwei Boote, jedes etwa mit 10 oder 12 Mann besetzt, fahren dicht neben einander bis in eine ziemliche Entfernung vom Ufer, und senken nun das Netz ein, welches, indem sie nun auseinanderweichen, in weitem Halbkreise gespannt wird. Die beiden Seitentheile des Netzes, die ungemein lang sind, haben etwa 10—12 Fuß Höhe, und werden durch Bleistücke so beschwert, daß sie sich senkrecht in das Wasser stellen, da der andere Rand mit Korkstücken in die Höhe gehalten wird. In der Mitte vereinigen sich beide Hälften in einem Beutel, welcher alles Gethier aufnimmt, das von den Seitentheilen umspannt wurde. Sobald das Netz gehörig aufgestellt ist, so spannen sich die beiden Boote an die Enden des Netzes, und schleppen das Ganze mit taktmäßigem Ruderschlage nach dem Ufer hin, indem sie sich

allmählig nähern, bis sie an einem bestimmten Landungsplatze zusammenstoßen. Nun wird die Scene erst recht lebendig. Die Ruderer springen theilweise an das Land, die Ungeduldigsten bis an den Gürtel in das Wasser, und Alles zieht aus Leibeskräften, um so schnell als möglich das Netz an das Land zu befördern. Die herrlichen Gestalten der Bursche mit ihren hoch aufgeschürzten Aermeln und Hosen, den rothen Mützen und den kurzen Jacken bilden besonders da prächtige Gruppen, wo, wie bei Villa franca, die Terrassen des felsigen Ufers keine regelmäßige Aufstellung in Reihen gestatten. Je näher der Grund des Netzes kommt, desto mehr steigert sich die Ungeduld, das Toben und Schreien, die Spannung in den Gesichtszügen. Endlich ist der Beutel so weit gelandet, daß nichts mehr aus ihm entwischen kann, und nun stürzen Alle wie die Raubthiere darüber her, um die Falten des Gewebes zu entwirren, und die Beute in Kübel und Zuber zu vertheilen. Fast bei jeder Excursion nach Villa franca waren wir Zeugen solcher Fischzüge und jedesmal mußten wir uns gestehen, daß hier Stoff zu einem ähnlichen Bilde vorliege, wie zu

den Schnittern von Leopold Robert, oder den Fischern desselben Meisters.

Der schwimmende Kopf, oder Mondfisch („poisson lune" nennen ihn die Fischer) den sie uns an das Ufer zum Betrachten hingelegt hatten, war ein wahres Prachtexemplar von einer Größe, wie ich noch selten in Museen gesehen hatte. Er gehört auch zu der Klasse jener Thiere, an welchen der Witz derjenigen Naturforscher, welche die Weisheit und Güte Gottes in seinen Geschöpfen studiren, eine reiche Ausbeute finden würde.

Das Thier ist so unbehülflich mit seinem scheibenförmigen Körper und dem kleinen Mäulchen daran, daß man kaum recht begreift, wie es seine Masse ernährt. Es schwimmt sehr schlecht mit Mühe und Anstrengung, ist häßlich und eckelhaft, des dicken Schleimüberzuges wegen, der seine Haut bedeckt, kurz ist ebenso eine Art Proletarier unter den Fischen, wie das Faulthier unter den Säugethieren, von dem auch die Vertheidiger der höchsten Zweckmäßigkeiten in der Natur nachgewiesen haben, daß die Trägheit und Plumpheit ein nothwendiges Requisit zu seinen Lebenszwecken sei. So wissen sie auch von diesem größtentheils im Schlamme liegen-



den, schwimmenden Kopfe, der mit seinen elfenbeinernen Kinnladen Schnecken und Schalthiere zerbeißt, daß er gerade durch seine Unbehülflichkeit zu solcher Nahrung vollkommen befähigt sei, und denken nicht daran, daß die schlanken Sparoiden trotz ihrer großen Flossen und ihrer Lebhaftigkeit, die sie zu wahren Schnellseglern machen, auf dieselbe Nahrung angewiesen sind.

Mit demselben Fischzuge, der den Mondfisch heraufgebracht hatte, war auch ein gewaltiger Meerengel gefangen worden, der noch zuweilen krampfhaft am Strande aufhüpfte, und mit dem dicken Schwanze hin und her schlug. Es bietet dieser Fisch eine Art Uebergangsform zwischen den Rochen und Haien. Der Körper ist platt, vornen abgerundet, und die Brustflossen stehen, wie bei einem Rochen, an dem Rande dieses platten Körpers, dessen Oberfläche sie nur vergrößern. Indeß sind sie nicht am Kopfe angewachsen, wie bei den Rochen und deßhalb gehört der Fisch auch zu der Familie der Haien und nicht zu derjenigen der Rochen, welcher er sich durch seine Körperform und durch die auf der Oberfläche stehenden nach dem Himmel gerichteten Augen anzuschließen scheint. Das Maul des Engels gleicht in

einiger Beziehung demjenigen des Froschfisches, ist aber an Umfang weit beschränkter und bei weitem nicht so formidabel bewaffnet. Bei genauerer Betrachtung finde ich, daß dieser Engel auch gerade nicht aller Plage los und ledig ist. Ein Paar gewaltige blutegelartige Würmer sitzen auf seiner Haut fest, und mehre schon scheinen durch das Netz abgestreift; denn hier und da sieht man runde hellere Flecken, die offenbar Anheftungsstellen solcher Würmer waren. Man findet so oft ganz unerwartet die schönsten und seltensten Sachen an Orten, wo sie der Unerfahrene nicht vermuthet, und es verlohnt sich stets der Mühe, die Fische von außen und innen auf ihre Parasiten zu untersuchen. So kannst Du rechnen, daß unter zehn Lippfischen sich wenigstens Einer befindet, welcher an der Wurzel seines Schwanzes Eins jener parasitischen krebsartigen Thiere herumträgt, welche zur Familie der Cymothoen gehören. Mit den krummen Krallenfüßen sind diese Thiere durch die Schuppen hindurch so fest an die Haut angeklammert, daß man sie meistens herausschneiden muß, und sie leicht übersieht, wenn man nicht besondere Acht darauf hat.

Noch reichere Ausbeute gewähren die Kiemen

und der Darmkanal der Fische. An den ersteren findet man jene parasitischen Crustaceen, die sogenannten Lernäen, deren Gestalten sich im hohen Alter so sehr verändern, daß man sie früher zu den Mollusken nicht aber zu den Gliederthieren rechnete, bis ihre Entwicklungsgeschichte Aufklärung über ihr wahres Verhältniß gab. Am Meeresufer ist gewiß noch mancher reiche Fang und noch manche interessante Beobachtung über diese Lernäen und die ihnen verwandten Schmarotzer zu machen; denn bis jetzt sind eigentlich nur unsere Süßwasserfische mit Rücksicht auf dieselben gehörig abgelauft worden, und das Wenige, was man an Meerfischen gefunden hat, wurde an Weingeisterexemplaren der Museen untersucht.

Mit Eingeweidewürmern sind alle Fische stets reichlich versehen, und wenn es je ein unwahres Sprichwort gegeben hat, so ist es das: „so gesund, wie ein Fisch im Wasser". Wie gerne würde ich mich mit ihrem Studium beschäftigt haben, wenn ich nur Zeit dazu gehabt hätte, wenn nur die Mannichfaltigkeit unbekannter Formen, die mir täglich durch die Hände gingen, mir Muse zu einer solchen Zeitraubenden Untersuchung gelassen hätte! Du weißt, daß die Eingeweidewürmer einen der Angelpunkte

unserer Wissenschaft bilden, und daß an die Enthüllung ihrer so dunkeln Geschichte sich die Lösung einiger wesentlichen principiellen Fragen knüpft, von welchen die Zoologie der niedern Thiere eine wahre Umgestaltung erwartet. Wie erzeugen sich diese Wesen, deren Existenz an diejenige des Individuums geknüpft erscheint, auf dessen Kosten sie schmarotzen? Wie kommen sie in diese Organismen, in deren Innerem sie leben? Und wie pflanzen sie ihre Art fort unter so vielen Hemmnissen, welche die Natur ihnen in den Weg gelegt hat?

Die Eingeweidewürmer waren der letzte Anker Derjenigen, welche eine noch fortdauernde Schöpfung thierischer Organismen behaupteten. Man stützte sich auf ihr Vorkommen in dem Innern mancher geschlossenen Organe, um zu folgern, daß sie nur aus der Substanz derselben erzeugt worden sein könnten. In dem Auge mancher Fische wimmelt es von kleinen Eingeweidewürmern, die vollkommen unfähig scheinen, sich von Außen her einen Weg durch die harten Augenhäute zu bohren. In dem Muskelfleische, in dem Gehirne vieler Thiere finden sich solche Schmarotzer, von denen es unerklärlich schien, wie sie hineingekommen. Man mußte, ehe man die

ganze Reihenfolge der Erscheinungen kannte, nothwendig zu dem Schlusse gelangen, daß diese Wesen nicht von ihres Gleichen abstammten, sondern durch eine gewisse Schöpfungskraft aus dem Stoffe der Organe hervorgegangen seien, welche sie jetzt bewohnen.

Allein einige Lichtblicke hat die neuere Zeit in dieses Dunkel geworfen, und jetzt, wo die Thätigkeit der Naturforscher auf diesen Punkt gelenkt ist, dürfen wir jeden Tag neue Resultate erwarten. Wir wissen jetzt, daß die Eingeweidewürmer Metamorphosen durchmachen während ihrer Entwicklungsperiode, die noch weit merkwürdiger scheinen, als diejenigen der Insecten oder ähnlicher Thiere; daß sie in verschiedenen Epochen ihres Lebens auch verschiedene Thiere bewohnen, und diese Wanderungen uns um so verborgener sein müssen, als sie unter verschiedener Gestalt vollbracht werden. Ja wir sind über Erscheinungen belehrt worden, die so sehr außer dem Kreise alles Bekannten liegen, daß es der Uebereinstimmung mehrer Naturforscher bedurfte, um uns daran glauben zu machen. Daß das Junge seinen Aeltern nicht ähnlich sehen sollte, selbst dann nicht, wenn es zur Fortpflanzung befähigt ist,

widersprach aller Analogie, widersprach sogar dem Begriffe der Art, dem einzigen, den man in unserer Wissenschaft für festgestellt halten konnte. Es kamen uns in der letzteren Zeit jene denkwürdigen Untersuchungen über Ammenzeugung, welche uns Zwischenglieder kennen lehrten, die sich zwischen die beiden Endpunkte in der Entstehungsgeschichte eines Wesens einschoben, und als zeugende Wesen auftraten, deren Kinder oder Enkel erst wieder die Gestalt bekamen, in welcher wir die Ahnen kannten. Welcher Reiz also, sich mit diesen Fragen zu beschäftigen, die nicht nur das Bekannte erweiterten, sondern auch auf ganz neue Verhältnisse, auf revolutionäre Elemente in unserer stabil gewordenen Wissenschaft hinlenken! Allein wir sahen wohl voraus, daß zu einer solchen Untersuchung, wo fast nur der Zufall Bruchstück an Bruchstück reihen kann, uns die Zeit zu kärglich zugemessen sei, und daß jahrelange unausgesetzte Bemühungen nöthig seien, um einige erkleckliche Resultate auf diesem Felde zu gewinnen.

Du siehst mich da wieder auf meinem alten Steckenpferde, auf welches ich unabweislich zurückkomme, sobald ich von ausgedehnteren Untersuchungen zu sprechen habe. Wenn ich so glücklich wäre,

einige Jahre an dieser Fundgrube sitzen zu können, statt einiger Wochen, die nur dazu dienen können, die Sehnsucht zu erwecken, und die Unmöglichkeit ihrer Befriedigung zu zeigen! Allein was half unser Unmuth, wir mußten uns mit dem Wenigen begnügen, das ein hartes Geschick uns darbot, und Minen unbebaut lassen, welche von glücklicheren Erdensöhnen später vielleicht einmal ausgebeutet werden!

Den 25. December.

Wir haben heute unseren Christtag damit gefeiert, daß wir wieder einmal eine Excursion nach unserem lieben Villa franca unternahmen, und dort unsere Pokale zu füllen strebten, welche durch längere Arbeit geleert worden waren. Das Meer war außerordentlich still und ruhig und eine Sammlung von Thieren an der Oberfläche, wie wir sie seither noch nicht gefunden hatten.

Die Pelagien bildeten wieder die größte Masse des Vorhandenen, und ihr wechselndes Spiel er-

götzte uns, wie früher, ohne daß wir ihm eine weitere Bedeutung abzugewinnen wußten. Allein zwischen diesen schwammartigen Gebilden trieb sich eine Menge anderer gallertartiger Wesen herum, die zwar ebenfalls zu derselben Familie der Medusen oder Quallen gehören, aber äußerst verschiedene Charactere boten. Ellenlange Bänder von der vollkommensten Durchsichtigkeit und etwa von der Breite dreier Finger schwankten mit den leicht bewegten Wellen umher, und es gelang uns anfangs nur schwierig, einen solchen Gürtel der Venus unverletzt in unsere Gläser zu bringen, da sie äußerst leicht in der Mitte zerbrachen und sich in mehre Stücke theilten, die mit derselben Schlangenbewegung davonschwammen, welche das ganze Thier zeigte. Der Venusgürtel (Cestum Veneris) verdient durch seine symmetrische Form eine besondere Aufmerksamkeit. Er gehört zu der Zahl der Rippenquallen, welche durch Hülfe eigenthümlicher Blättchen schwimmen, die in Längsreihen auf dem Körper stehen, und bei ihrer Bewegung in den schönsten Farben des Regenbogens spielen. Meistens haben diese Rippenquallen eine gurkenförmige oder ovale Gestalt, stets fehlen ihnen eine Glockenscheibe mit Randkörpern und

solche strunkartige Fangarme, wie wir sie bei den meisten Schirmquallen oder Glockenquallen sehen, wozu die Pelagien und Rhizostomen gehören. Ihre Substanz ist meist noch zarter und durchsichtiger, auch weit leichter zerstörbar, als die Substanz der Schirmquallen, die besonders in den Rhizostomen einen ziemlich hohen Grad von Festigkeit erreicht.

Der Venusgürtel ist ein ungemein breites, aber sehr kurzes Thier. Es ist nicht, wie man etwa vermuthen sollte, der Vordertheil des Thieres an dem einen, der Hintertheil an dem anderen Ende des Bandes angebracht, sondern der Mund liegt genau in der Mitte des Bandes und ihm gegenüber befindet sich die trichterförmige Auswurfstelle der Nahrungsmittel. Die beiden langen bandartigen Anhänge sind demnach nur die außerordentlich lang ausgezogenen Seiten des Thieres, welche in ihrer ganzen Länge mit äußerst lebhaft schwingenden Schwimmblättchen versehen sind. So ist also das Thier vollkommen gleichmäßig gebaut und kann durch einen Schnitt, welchen man quer auf die Achse des Bandes führt, in zwei vollkommen gleiche Hälften gespalten werden, in denen sich auch nicht die mindeste Spur einer radiären Anordnung erkennen läßt.

Von dem Munde aus sieht man einen äußerst schmalen weißen Streifen quer durch die Masse des Bandes nach hinten gehen und dort in geringer Entfernung von einer Einbuchtung endigen, welche sich dem Munde gerade gegenüber befindet. Was ein weißlicher Strang scheint, ist der Magen, eine platte rautenförmige Höhle, die durch einen äußerst feinen Gang mit dem sehr engen, kaum einen Stecknadelkopf durchlassenden Munde in Verbindung steht. Nach hinten verschmälert sich der Magen und endet in eine feine Oeffnung, die mit einer trichterartigen Höhle communicirt, welche in der erwähnten Einbuchtung nach Außen geöffnet ist. Der Magen ist vollkommen platt gedrückt, und der Querdurchmesser seiner rautenartigen Höhle steht in der Richtung der Dicke des Bandes, welche höchstens $1/4$ Zoll beträgt. Drei Paare von Canälen, welche eine äußerst durchsichtige Flüssigkeit führen, erstrecken sich von der trichterförmigen Höhle aus durch die Seitentheile des Körpers bis zu den äußersten Enden des Bandes hin, wo sie vielleicht zusammenmünden. Vier von diesen Canälen laufen unmittelbar unter den Reihen der Schwimmblättchen an dem Rande hin, während zwei in der Mitte des Bandes zu jeder Seite verfolgbar sind.

Vergebens habe ich Verzweigungen dieser Canäle zu erkennen gestrebt. Ihre Existenz will ich darum nicht läugnen, denn es ist mir auch unbegreiflich, wie die Substanz dieses Thieres von diesen Canälen aus ohne Verzweigungen derselben ernährt werden soll. In der Dicke der Masse sind noch zu beiden Seiten des Magens zwei dünne Taschen ausgegraben, in welchen eigenthümliche Fangfäden verborgen sind, die das Thier indessen nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten vorstrecken muß. Wenigstens haben wir unter den vielen Hunderten von Exemplaren, welche wir in mehrfachen Ausflügen sahen, auch nicht ein Einziges entdeckt, das mit ausgestreckten Fangfäden geschwommen wäre. Innerhalb der Tasche aber sind die Fangfäden in beständiger Bewegung, so daß ich anfangs einen Haufen kleiner Würmer vor mir zu sehen glaubte, welche vielleicht in der Tasche verborgen sein könnten.

Die Wandungen des Magens selbst sind von einer krausen Membran ausgekleidet, welche etwa wie eine Hemdkrause zusammengefältet erscheint. Bei den Exemplaren, welche wir untersuchten, enthielt diese Membran in ihrer Substanz äußerst kleine milchweiß glänzende Pünktchen, welche unter einer

stärkeren Vergrößerung ganz deutlich alle constituirenden Elemente eines Ei's erkennen ließen. Der Dotter war außerordentlich lang gezogen, von gelblichweißer Farbe, und enthielt in seinem Innern einen hellen runden Fleck, der sich offenbar als Keimbläschen deuten ließ. Dieser lange spindelförmige Dotter liegt in einer dicken durchsichtigen Schale. Waren diese Eier wirklich Eier des Venusgürtels oder gehörten sie vielleicht Eingeweidewürmern an, welche das Thier wiederum verlassen hatten? Ich fand einmal einen solchen Eingeweidewurm, ein Doppelloch, das ganz munter im Innern des Trichters umherkroch, und ich kann nicht bergen, daß die Aehnlichkeit der Eier mit denen eines Doppelloches ziemlich groß war, während sie weniger den Eiern von Beroe, einer anderen Rippenqualle, glichen, die ich ebenfalls zu beobachten Gelegenheit hatte.

Das Nervensystem des Thieres bildet nur einen einzigen Knoten, der ganz nahe an dem hinteren Rande des Bandes an der Mündung des Trichters liegt, und mit bloßem Auge schon als ein höchst feines, weißes Pünktchen erkannt werden kann. Vor dem Ganglienknoten liegt in einer flimmernden Höhle eine rundliche Krystalldruse, die meistens ziem-

lich stark bewegt ist, und unaufhörlich um ihr Achse rollt. Was dieses Sinnesorgan sei, ein Auge oder ein Ohr, Beides zugleich, oder keines von Beiden, wüßte Dir schwerlich irgend Jemand mit Bestimmtheit zu sagen, und ich sehe bis jetzt auch gar nicht ein, auf welche Weise eine solche Frage gelöst werden könnte. Wir können überhaupt uns nur von solchen Sinnen Vorstellungen machen, die wir selbst besitzen, einen sechsten Sinn uns zu denken ist rein unmöglich, weil uns keine Objecte bekannt sind, welche dieser Sinn uns kund zu machen hätte. Aus demselben Grunde werden wir auch niemals entdecken können, ob es Thiere gibt, welche andere Sinnesorgane besitzen als wir; es würde uns durchaus jedes Kriterium zur Erkenntniß solcher Sinnesorgane abgehen.

Die Venusgürtel sind nicht die einzigen Repräsentanten der Rippenquallen, welche uns heute begegnen. Du hast wohl schon von den Beroiden gehört, den Raubthieren unter den Rippenquallen, welche in ihrer Gestalt etwa einer Melone, oder einer Gurke gleichen, und nicht viel mehr sind, als ein hohler Sack aus Gallertmasse, der außen umher mit acht Längsreihen von Schwimmblättchen besetzt

ist, und vorne zur Aufnahme der Nahrung weit geöffnet erscheint. Auch bei diesem gefräßigen Thiere, dessen Färbung diejenige eines hellen Milchglases ist, steht der weite Magensack nach Unten durch eine enge Oeffnung mit einer trichterförmigen Höhle in Verbindung, in welcher sich ein ähnlicher Nervenknoten befindet, wie bei dem Venusgürtel. Das Thier schwimmt mit Schnelligkeit und Behendigkeit, indem es bald die eine, bald die andere Reihe seiner Schwimmblättchen spielen läßt, und durch Zusammenziehungen des Körpers je nach dieser oder jener Seite hin die Bewegung unterstützt. Besonders der Beginn der Bewegung einer solchen Schwimmblättchenreihe gewährt einen prächtigen Anblick. Die einzelnen Blättchen sind zu klein, als daß man sie mit blosem Auge unterscheiden könnte; da sie aber bei der Bewegung lebhaft irisiren, so lassen sie sich durch dieses Farbenspiel erkennen. Die zarten gelben rothen und blauen Tinten schießen dann zitternd wie helle Funken über die schwingenden Reihen hin, bis das Ganze unter dem Einflusse so vieler bewegender Blättchen ruhig und sicher dahin schwimmt.

Die Beroen scheinen die natürlchen Feinde einer anderen Gattung von Rippenquallen, denen man

den Namen Eucharis beigelegt hat, und die sich besonders durch vier lappenartige Anhänge auszeichnen, welche an dem hinteren Theile des Körpers stehen. Im Uebrigen gleicht die Gestalt und die innere Anordnung der Theile wohl derjenigen der Beroe und das Gleiche ist der Fall mit einer kleinen Gattung (Cydippe), welche wir zu Hunderten in unseren Gläsern auffingen, wenn wir nach anderen Thieren schöpften. Sie waren so klein und so durchsichtig, daß sie vom Boote aus unserem forschenden Auge gänzlich entgingen.

Der intelligente Fischer, welchen uns der Abbé empfohlen hat, trägt freilich sehr viel zu dem Gelingen unserer Nachforschungen bei. Es ist gar nicht einerlei, an welchem Orte man fischt und schöpft. All diese Thiere leben mehr oder minder gesellig in Schwärmen, die man aus weiter Ferne her schon mit Gewißheit erkennen kann. Du hast schon oft auf den Schweizerseeen, auf der gekräuselten Fläche durchaus spiegelhelle, glatte Flecken gesehen, die meistens eine ziemlich constante Ausdehnung besitzen und selbst bei leichtem Winde sich nicht verändern. Am Genfer und Neuchateler See nennt das Volk diese Flecken „fontaines“, und da ihre

Entstehungsart ungewiß ist, so gaben wir uns damals in Neuchatel viele Mühe, dieselbe an den Tag zu bringen. Es schien uns, als sei die Glätte des Wassers durch das Aufsteigen von Infusorien bedingt, die vielleicht wie eine fettige Masse auf die Kräuselung der Oberfläche einwirkten. Ganz dasselbe Phänomen zeigt sich nun auf der Oberfläche der Bucht von Villafranca und derselbe Grund, nämlich das Aufsteigen von Thieren in Schwärmen, bedingt die Glätte des Wassers. Unser alter Laurent, so heißt der Fischer, stand vornen an der Spitze der Barke an dem Maste, während wir in der Bucht kreuzten. Er gab seinem Sohne, der hinten steuerte, die Richtung an, nach welcher zu fahren sei. Er steuerte dann stets auf diese Courant's los, wie er sie nannte, und wir waren sicher, jedes Mal, sobald wir nur den Rand einer solchen glatten Stelle erreicht hatten, unsere Schöpfgläser in Bewegung setzen zu müssen. Es ist gut, eine solche Thatsache zu kennen, sie erspart viele Zeit und viel unnöthige Mühe, und die gewöhnlichen Fischer, welche nur das eßbare Zeug interessirt, kennen meistens solche Erscheinungen zu wenig, als daß man sich mit Nutzen ihrer bedienen könnte.

Mein Catalog von heute gefangenen Thieren ist bei Weitem noch nicht zu Ende. Ein prächtiges Rhizostom, demjenigen des Oceanes ähnlich, wenn gleich meines Erachtens specifisch verschieden, da mir die Gestalt der Scheibe eine ganz andere und auch die Anordnung des Stieles abweichend erscheint, erwähne ich Dir nur, um Dir zu beweisen, daß diese Form auch neben den Pelagien in Menge vorkommt. Auch die merkwürdige Rüsselqualle (Geryonia) fingen wir in mehren Exemplaren. Die ziemlich hohe, vollkommen farblose Scheibe dieses Thieres ist an dem Rande mit sechs kurzen Fangfäden besetzt, und trägt in der Mitte einen langen nach Unten verschmälerten, außerordentlich beweglichen Stiel, der verlängert und verkürzt werden kann und mit welchem das Thier nach allen Seiten hin umhersteuert. Es ist eine Art von Wildheit in diesem Geschöpfe, das gewiß das beweglichste und unruhigste unter allen Quallen ist. Wir hatten ein Exemplar in einem größeren Pokale mit Salpen, Eucharíden und Pelagien zusammen. Da war es denn wirklich manchmal lächerlich zu sehen, wie die Geryonia zwischen diese Gesellen hineinfuhr, sie mit ihrer Scheibe links und rechts auseinander

warf, mit dem Rüssel umherdrillte, und sich überhaupt geberdete, als seie sie die Herrin und die andern die Knechte. Wenn nun gar eine Salpe bei dem Auf- und Zuklappen ihres Maules unverständiger Weise das Ende des Rüssels mit hereingezogen hatte, so gerieth die Geryonie offenbar ganz außer sich, und wirthschaftete in dem Glase umher, wie ein ungezognes Kind unter seinen Spielsachen. Der Rüssel ist nicht hohl, wie man glauben könnte, sondern vollkommen solide aus Gallert gebildet und mit einer rosenroth schimmernden Hautlage überzogen. Sechs zarte Kanäle steigen zwischen dieser Haut und der inneren durchsichtigen Masse in die Höhe, und vereinigen sich, in der Scheibe angelangt, zu einer gemeinsamen kleinen Höhle, von welcher wieder sechs Hauptkanäle ausstrahlen. Merkwürdig ist in dieser wie in manchen anderen Quallen, die keine deutlichen Keimwülste besitzen, die Sechstheilung der Scheibe, während bei den Andereu die Viertheilung vorherrscht. So finden sich bei der Geryonie sechs oberflächliche Kanäle, die durch den Stiel aufsteigen, sechs Hauptarme des Magens, welche nach den sechs Randfäden der Scheibe hin ausstrahlen, und zwölf farblose Randkörper, die an dem Ursprunge der Randfäden und

in dem Zwischenraume zwischen je zwei derselben sich befinden.

Auch ein Exemplar jener sonderbaren Quallen haben wir gefunden, die nur aus einer soliden Scheibe und einem umgeklappten Randsaume zu bestehen scheinen, ohne daß man eine besondere Mund- oder Magenhöhle an ihnen entdecken könnte. Freilich hat man, aber ich weiß nicht mit welchem Rechte, als Magenhöhle den Raum zwischen der Scheibe und dem umgeschlagenen häutigen Saum ansehen wollen, sowie als Mundöffnung den ganzen kreisrunden Raum, welchen der innere Rand des Saumes umschließt.

Die Art, welche wir fingen, gehörte offenbar zu dem von Eschscholtz aufgestellten Genus Cunina. Die vollkommen kreisrunde Scheibe ist sehr flach, und nach unten fast ebenso gewölbt, wie nach oben, so daß Du sie der Gestalt nach ganz wie eine stark gewölbte Linse eines Brennglases ansehen kannst. An dem Rande dieser Scheibe, aber noch auf der oberen Fläche, stehen 16 ziemlich starre Fäden, die meistens nach unten hin gebogen sind. Der Randsaum ist in eine entsprechende Anzahl von Taschen gefaltet, deren jede ein Ei enthielt, welches etwa die Größe eines

Stecknadelkopfes hatte, und trotz seiner vollkommenen Durchsichtigkeit sich sehr wohl mit blosen Augen erkennen ließ. Bei der mikroskopischen Untersuchung zeigten sich diese Eier in nichts verschieden von denjenigen, welche wir in den Pelagien zu sehen gewohnt waren.

Du weißt, daß Dujardin in der neueren Zeit recht merkwürdige Aufschlüsse über die Medusen und deren Entstehung gegeben hat. Während Siebold und Sars nachgewiesen hatten, daß die Eier der Medusen sich zu eigenthümlichen polypenartigen Geschöpfen ausbildeten, welche sich mit einem Ende festsetzten, und an dem andern Ende einen Tentakelkranz erhielten, zeigte Dujardin auf der anderen Seite, daß gewisse Polypen, welche mit der Hydra, unserem gewöhnlichen Süßwasserpolypen, Aehnlichkeit hätten, auf ihrem Stengel eigenthümliche Sprossen trieben, welche sich nach und nach entwinkelten, ablösten, und als vollkommene Medusen in dem Wasser schwämmen. Dujardin hatte diese Beobachtung, welche ein neues bindendes Glied zwischen Polypen und Medusen herstellte, an Polypen gemacht, die er seit Jahren in Seewasser aufbewahrt. Wenn ich die Figuren zur Hand nehme, die er von seinen Medusen gibt,

und sie mit dieser Cunina vergleiche, welche wir freischwimmend im Meere fingen, so drängt sich mir unwillkürlich die Ueberzeugung auf, daß diese Wesen nur eben solche Entwicklungsformen von Polypen seien, die wie viele entwickelten Insecten nur Träger der Geschlechtseigenthümlichkeit, nicht aber dazu bestimmt sind, Nahrung zu sich zu nehmen.

Es scheint mir überhaupt, als wenn die Classe der Medusen einer gänzlichen Auflösung entgegengehe, die vielleicht durch spätere Untersuchungen unabweislich dargethan wird. So wie sie jetzt existirt, besteht sie aus drei verschiedenen Typen, deren Aehnlichkeit ich auch bei dem besten Willen nicht einzusehen vermag. Die Scheibenquallen, Glockenquallen oder Schirmquallen unterscheiden sich durch ihre vielfachen Randkörper, durch den ganzen Plan ihrer Organisation außerordentlich von den Rippenquallen, die vielleicht ein späterer Classificator wegen ihres Gesammtbaues und namentlich auch wegen des einfachen Nervensystemes, das aus einem einzigen Knoten besteht, den Salpen und Ascidien nähern wird. Gelänge es uns demnach zu beweisen, daß die Rippenquallen diesen Thieren, also den Molluskoiden angereiht werden müssen, während die Scheibenquallen nur

eine eigenthümliche Entwicklungsform polypenartiger Geschöpfe darstellen, so würde von der ganzen Klasse nur noch eine einzige Ordnung übrig bleiben, die Röhrenquallen, über deren Bedeutung ich weit entfernt bin, im Klaren zu sein.

Schon bei früheren Excursionen bemerkten wir unter den umherschwimmenden Quallen eigenthümlich schimmernde Körper, die etwa wie ein Haufen zusammengereihter Flöckchen erschienen, und von unseren Fischern Federbüsche (plumets) genannt wurden. Man sah ein solch ätherisches Wesen, dessen Umrisse im Wasser man unmöglich erkennen konnte, etwa über den Raum einer Spanne ausgebreitet. Suchte man aber das Ding zu fangen, so fand man nur ein ganz kleines röthlich schimmerndes Klümpchen zerfaserter Gallertmasse in dem Glase. Man mußte glauben, der Fang sei verunglückt. Wir hatten eines Tages ein solches Federbüschchen, dessen Zerstückelung wir, wie schon gesagt, bedauerten, nach Hause mitgenommen, und erstaunten nicht wenig, als wir bei längerem ruhigen Stehen dasselbe sich ausdehnen, und auf's Neue jene Länge gewinnen sahen, welche es in dem Meere gehabt hatte. Nun erinnerte ich mich auch, daß Milne-Edwards mir

eines Tages eine wunderschöne Zeichnung vorgelegt hatte, welche eine zusammengesetzte Röhrenqualle, eine Stephanomie darstellte, und ich erkannte auf den ersten Blick ein Original dieser Zeichnung. An dem heutigen Tage waren die Federbüsche unendlich zahlreich, und wir fischten große Exemplare, die im ausgedehnten Zustande wohl mehr als einen Fuß Länge hatten. Da wir uns schon vorher mit der genaueren Betrachtung eines solchen Wesens viel abgegeben hatten, so ist es mir jetzt möglich, Dir eine etwas genauere Beschreibung davon zu geben, die zwar etwas schwer verständlich ist, da das Thier aus einer Menge von einzelnen Theilen besteht.

Ein wesentlicher Theil des Ganzen besteht aus einem mittleren contractilen Stiele, der eine walzenförmige Gestalt hat, und offenbar in seinem Inneren hohl ist. Dieser gemeinschaftliche Stiel hat eine schwach rosenrothe Farbe, ist selbst im Zustande der größten Ausdehnnng spiralförmig gewunden und trägt an seinem einen Ende, welches wir das vordere nennen wollen, ein eiförmiges Knöpfchen, welches mit einer Luftblase gefüllt ist. Unmittelbar unter dieser Luftblase sitzen nun in spiraligen Reihen

vollkommen durchsichtige birnförmige Glocken, die eine knorpelige Consistenz haben, und von Oben nach Unten an Größe zunehmen. Die ausgebildeten unteren Glocken haben eine geräumige innere Höhle mit oberer kreisrunder Oeffnung, die zum größten Theile von einer quer gespannten Membran verschlossen ist, welche in der Mitte von einer Oeffnung durchbohrt ist. Stelle Dir einen Augapfel vor, dessen vordere durchsichtige Haut weggenommen ist, und Du hast etwa ein Bild dieser Glocken. Die Regenbogenhaut des Auges mit dem Sehloche in der Mitte würde der quer gespannten Membran entsprechen, welche die vordere Mündung der Glocke theilweise verschließt. Je näher dem oberen Ende des Stieles, desto unvollkommener sind auch diese Glocken, die sich aus kleinen Knöspchen hervorbilden, welche, anfangs solide, sich nach und nach aushöhlen.

Die ausgebildeten Glocken, deren Höhle von einem festeren Ringe und vier Knorpelstäbchen getragen wird, die nach Unten sich zu einem Stiele vereinigen, sind in beständiger Bewegung, und vermitteln offenbar das Schwimmen des ganzen Wesens. Sie klappen äußerst lebhaft auf und zu, und bewegen so das Ganze nach allen Richtungen hin in

dem Wasser umher, wobei es sich zugleich schrauben-
förmig um seine Achse dreht. Wir können deshalb
diese Glocken füglich die Schwimmglocken nennen.
Sie reißen sich außerordentlich leicht los, und
schwimmen dann ganz frei und selbstständig Tage
lang im Wasser umher, ohne daß man in der Ener-
gie ihrer Bewegungen die mindeste Abnahme erkennen
könnte. An einer Stelle ihres Randes befindet sich
ein schwefelgelber Fleck, der aus einem Körnerhaufen
besteht, und dessen Bedeutung wir nicht zu enträth-
seln vermogten. Der Ring, die Knorpelstäbchen
neben der Höhle und der aus ihrer Vereinigung
gebildete Stiel erscheinen hohl, und vielleicht findet
in ihnen eine Circulation wasserheller Flüssigkeit statt.

Die Schwimmglocken nehmen etwa das obere Drit-
tel des gemeinschaftlichen Stieles ein und bei allen Be-
wegungen des Ganzen geht dieser Theil voran. An
den beiden hinteren Dritttheilen des Stieles hängen
nun durchaus verschieden gestaltete Körper in großer
Anzahl, welche eine hellzinnoberrothe Farbe dem
bloßen Auge erkennen lassen, und von den Beobach-
tern als die Saugröhren der Stephanomie bezeichnet
werden. Ein solcher zinnoberrother Körper, isolirt,
würde von Jedem für einen vollständigen Polypen

erklärt werden. Es ist in gewöhnlichem Zustande der Ausdehnung ein birnförmiger Schlauch mit weiter vorderer Mundöffnung, der mittelst eines langen Stieles auf dem Gesammtstiele festsitzt. Die Mundöffnung führt in eine weite Höhle, deren faltige Wände die Körner jenes zinnoberrothen Pigmentes enthalten, das dem ganzen Schlauche die Farbe ertheilt. Dieser selbst ist einer außerordentlichen Ausdehnung fähig, tastet und wühlt beständig umher, während der schwanke Stiel, auf dem er steht, sich bald ausdehnt, bald zusammenzieht, und so die höchste Beweglichkeit der Saugröhre vermittelt. Sehr oft heftet sich diese mit ihrer Mundöffnung irgendwo an, und dehnt sich dann dergestalt aus, daß der ganze Schlauch etwa die Gestalt des Blumenkelches einer Glockenblume oder einer Gentiana annimmt. Dann tritt auch in diesen Augenblicken höchster Expansion eine radiäre Anordnung vollkommen deutlich hervor, indem das trichterförmig ausgespannte Mundstück eine achteckige Gestalt annimmt.

Da, wo der zinnoberrothe Schlauch auf seinem schlanken Stiele aufsitzt, findet man eine ungemeine Anzahl von Fangfäden angeheftet, die überall mit mikros-

kopischen Nesselorganen wie gespickt erscheinen, und einen Büschel von Franzen bilden, der die Basis der Saugröhre umgiebt, etwa wie ein Franzenbüschel an einem Glockenzuge, oder an dem Zugseile eines Vorhanges. Einige dieser Fangfäden sind nur etwas weißlich durch die kleinen Körnchen der Nesselorgane, welche in ihrer gallertartigen Masse zerstreut sind. Andere aber tragen größere Kapseln, in welchen ganz eigenthümliche braune Körper aufgeschichtet liegen, welche eine eigenthümliche Modification der gewöhnlichen Nesselkapsel darzustellen scheinen. So trägt denn ein jedes solches Saugröhrenstück eine ungemeine Anzahl von Fangorganen, die auf das Ganze berechnet, wohl in der Zahl von mehren Tausenden vorhanden sein mögen.

Doch dies ist noch nicht Alles. Zwischen den ausgebildeten Saugmündungen stehen auf ähnlichen Stielen andere, die eine gleiche Beweglichkeit besitzen, an ihrem vorderen Ende aber geschlossen erscheinen, und vielleicht nur unausgebildete Saugröhren darstellen mögen. Die Basis dieser Organe besitzt keine Fangarme, sondern nur knospenartige Auswüchse, die meiner Ansicht nach zu Fangarmen sich ausbilden mögen. An der Wurzel ihrer Stiele,

wie an derjenigen der ausgebildeten Saugmündung finden sich birnförmige hohle Kapseln, in denen man unter starken Vergrößerungen des Mikroskopes entweder lebhaft bewegte Samenthierchen oder runde Körper entdeckt, welche wohl Eier sein dürften. Die Höhlung dieser Kapseln steht mit der Höhlung des Stieles und diese wieder mit dem Kanale in Verbindung, welcher den gemeinsamen Stiel durchläuft. Eine Menge keilartiger Knorpelstücke, die ihrer höchsten Durchsichtigkeit wegen uns anfangs entgingen, decken von allen Seiten den Stiel, so daß die Saugmündungen sich darunter zurückziehen können.

So ist dieses seltsame Wesen zusammengesetzt, dessen Beobachtung uns manchen Tag beschäftigte. Da die Magenhöhle der Saugmündungen sich durch ihren contractilen Stiel nach Innen fortsetzt, so bildet der Canal des Gesammtstieles eigentlich ein gemeinsames Reservoir, das mit allen Organen ohne Ausnahme, mit den Schwimmglocken, den Geschlechtskapseln und den ernährenden Saugmündungen communicirt. Wie ist nun die Organisation eines solchen Wesens zu verstehen?

Bei der ungemeinen Complication der Stephanomie und der großen Menge von einzelnen Organen,

welche sich an einem Stamme befinden, scheint diese Frage allerdings ziemlich schwierig zu beantworten. Indessen fanden wir, wenn auch ziemlich selten, zwei andere Organismen ähnlicher Art, welche einige Aufklärungen versprachen. Der Eine erschien in dem Meere als ein Zäpfchen, etwa von der Größe einer Haselnuß, oben gerundet, unten keilförmig zugeschärft, aus dessen scharfem Ende einige milchweiße Fädchen heraushingen. Wir fingen mehre dieser Organismen, und sahen dann bei genauerer Betrachtung, daß das Zäpfchen aus mehren knorpeligen Schwimmblasen bestand, die in zwei gegenüberstehenden Längsreihen dicht an einander geheftet waren, und ebenso wie die Schwimmhöhen der Stephanomie von oben nach unten an Größe zunahmen. Es mochten in einer Reihe etwa vier bis fünf solcher Schwimmblasen sich befinden, die an der ausgehöhlten Seite eine weite Oeffnung besaßen, welche durch einen klappenden Deckel gänzlich verschlossen werden konnte und etwa die Gestalt eines Pferdehufes hatten. Aus diesem Grunde nannte auch der alte Reisende Forskal den ganzen Organismus Hippopodius. Der gemeinsame Stiel, der an seinem oberen Ende ebenfalls ein Luftbläschen und die kleinen

Knospen trägt, aus welchen sich die Schwimmblasen entwickeln, hat in ausgedehntem Zustande etwa die Dicke einer Borste und die Länge von einem Fuße, kann sich aber gänzlich zwischen die Schwimmhöhlenstücke zurückziehen. In dem Raume jedes halben Zolles etwa hängt eine milchweiße Saugröhre, welche ganz in ähnlicher Weise organisirt ist, wie die der Stephanomie, ganz wie diese auf einem hohlen Stiele sitzt, der mit dem gemeinsamen Canale communicirt, aber nur einen einzigen langen Fangfaden an ihrer Basis trägt, welcher von Zeit zu Zeit mit Nesselkapseln besetzt ist, die an eigenen Fäden aufgehängt sind. Deckstücke, aus Knorpel gebildet, wie bei der Stephanomie, besitzen die einzelnen Saugröhren nicht. Wie Du siehst, ist der Plan der Organisation ganz der nämliche, und der Unterschied, abgesehen von der äußeren Form, nur darin begründet, daß die einzelnen zusammensetzenden Theile beim Hippopodius weiter auseinandergerückt und dadurch klarer in ihrem Baue sind, als bei der Stephanomie.

Diese Individualisation geht noch weiter bei einem dritten Thiere, von dem wir leider nur ein einziges Exemplar fanden, das aber ein wahres Prachtstück ge-

wesen zu sein scheint. An dem vorderen Ende befanden sich zwei knorpelige Schwimmblasen, welche zusammen die Größe einer welschen Nuß haben mochten, und die zwischen ihren concaven Seiten den Anfang des gemeinschaftlichen Stieles bargen, welcher ebenfalls mit Knospen besetzt war. Die obere Hälfte dieser beiden Schwimmblasen erschien solid bis auf eine kleine Höhlung jederseits von der Weite eines dicken Stecknadelkopfes, welche nicht Luft, sondern eine ölartige Flüssigkeit zu enthalten schienen. Nach hinten hin zeigten sich, ausgehöhlt in der Masse, die klappenden Schwimmhöhlen, welche eine runde Oeffnung hatten, deren häutige Einfassung sich abwechselnd zusammenzog und ausdehnte. Es fanden sich nur diese zwei Schwimmblasen und die ganze Beschaffenheit des Thieres zeigte, daß dieses auch die normale Zahl sei.

Der gemeinsame Stiel, welcher sich gänzlich zwischen die hinteren ausgeschweiften Flächen der Schwimmhölenstücke zurückziehen kann, trug bei unserem Exemplare eine Anzahl von 38 Saugröhren, die besonders dadurch merkwürdig waren, daß eine jede derselben als vollständiges Individuum betrachtet werden konnte. Die Größe dieser Individuen nahm

von Oben nach Unten zu. Das Letzte hatte die Dicke einer bedeutenden Erbse. Jedes solches Individuum bestand aus einer knorpeligen Deckschuppe, aus einer klappenden Schwimmblase, ähnlich den beiden großen, welche das Ganze bewegten, aus einem Saugröhrenstücke mit einem Pakete von Fangfäden, und einer Geschlechtskapsel, welche der Basis der Saugröhre gegenüber an dem gemeinsamen Stiele festsaß.

Die knorpelige Deckschuppe eines solchen Einzelindividuums hat etwa die Gestalt der Blume des Eisenhutes, und konnte in ihre innere Höhlung das ganze Individuum aufnehmen. In ihrer ziemlich dicken Masse befindet sich ebenfalls als hydrostatisches Element ein Bläschen mit ölartiger Flüssigkeit gefüllt. Die kleine Schwimmblase, welche in dem oberen Ausschnitte der Knorpelschuppe befestigt ist, hat eine konische Form und steckt mit dem spitzen Ende in der Knorpelschuppe fest, während die abgeschnittene Basis die klappende Oeffnung zeigt. Die Saugröhre trägt an ihrer Basis wurzelartige unentwickelte Fangfäden und meistens einen größeren Fangfaden, an welchem mehre Nesselkapseln befestigt sind. Die Structur dieser Theile wurde uns hier erst recht klar. Es sind nämlich die Fangfäden aus einzelnen

Gliedern zusammengesetzt, welche etwa wie die Theile, eines zusammenlegbaren Maßstabes in einander geschlagen werden können. Da außerdem noch diese Glieder eine hohe Contractilität besitzen, so erscheint ihre Reduction auf einen kleinen Raum um so leichter begreiflich. Auch die Structur der Nesselkapsel erkannten wir an diesem Thiere. Die langen spießartigen Nadeln von hellbrauner Farbe, welche in diesen Kapseln verborgen sind, können wahrscheinlich durch einen Spiralfaden, der unter ihnen in Gestalt einer phrygischen Mütze aufgerollt ist, heraus geschnellt werden. Es sitzen diese Kapseln bei unserem Thiere auf langen Fäden fest, die ebenfalls sehr contractil sind. In den Geschlechtskapseln, deren je eine an der Basis eines Saugmundes sitzt, finden sich entweder lebhaft bewegte Samenthierchen oder auch Eier.

Du siehst, daß die Abstufung der allmähligen Individualisirung unter den drei aufgeführten Typen eine sehr allmählige ist, und daß namentlich bei dem letzten wohl nicht in Abrede gestellt werden kann, daß der ganze Organismus eher als eine Kette zusammen verbundener Individuen, denn als ein einziges Individuum betrachtet werden muß. Es fällt

keinem Menschen ein, einen ganzen Polypenstock als ein einziges Individuum zu betrachten; — er ist eine Sammlung, ein Aggregat von einzelnen Thieren, die nur durch ein gemeinschaftliches Band an einander gekettet sind. Ist nicht bei den meisten Polypen der Magen an seinem Grunde geöffnet, und geht nicht diese Oeffnung bei den meisten in Canäle über, welche die ganze Grundmasse durchziehen und deren Ernährung bedingen? Sprossen nicht aus dieser gemeinsamen Grundmasse bei vielen Polypen jene eigenthümlich gestalteten, kapselartigen, geschlechtlichen Individuen, welche einigermaßen den Geschlechtskapseln unserer Röhrenquallen gleichen, und niemals zur Aufnahme von Nahrung bestimmt sind? Bestimmt uns dies in irgend einer Beziehung die Individualität dieser Einzelthiere wegzuläugnen, und nur ihr ganzes Aggregat als ein Thier, die Individuen aber nur als einzelne Organe zu betrachten? Und wenn nun eine solche Polypencolonie, die stets festsitzt und den Ort nicht verändern kann, schwimmend gemacht werden soll und zur Locomotion fähig, was bleibt dann anders übrig, als Schwimmblasen an die Muttersubstanz eines solchen Aggregates anzuspannen, und so den ganzen Organismus gleichsam am

Schlepptaue umherzuschleifen? Ist es nicht bei Weitem einfacher, diese Schwimmblasen als Individuen anzusehen, und eine solche Röhrenqualle als eine Colonie schwimmender Polypen, die an einen gemeinsamen Stiel geheftet in dem Meere umherschwimmen, und aus verdauenden Individuen, den s. g. Saugröhren, aus geschlechtlichen Individuen, den Samen- und Eierkapseln, und schwimmenden Individuen, den Schwimmkapseln bestehen? Ich kann mich von dieser Ansicht nicht trennen, und je mehr ich sie überdenke, desto rationeller und folgeschwerer erscheint sie mir, da ihre Durchführung die Aufhebung der ganzen Klasse der Medusen bedingen würde.

Du wirst mir freilich einwenden, daß es noch andere Thiere unter den Röhrenquallen gebe, von denen man wohl diese Ansicht nicht festhalten könne. Ich habe genug bedauert, daß jene niedliche Knorpelquallen, die man Velellen genannt hat, und die manchmal im Winter plötzlich in Schwärmen von Hunderttausenden an der Küste von Villa franca erscheinen, sich bis jetzt noch nicht haben zeigen wollen, und daß ich vielleicht gar keine Gelegenheit haben werde, sie zu sehen. Allein sind diese Thiere

hinlänglich untersucht? Kannst Du behaupten, daß sie wirklich wahre offene Saugmündungen ohne einen centralen Mund besitzen? Weißt Du, ob es nicht vielleicht schwimmende Schwammkorallen, oder schwimmende Actinien sind und ob ihre für Saugnäpfe gehaltenen Organe nicht für Tentakeln, gleich den Fangarmen der Seeanenomen, gehalten werden müssen? Auf alle diese Fragen kann in unserer Zeit Niemand genügende Antwort ertheilen, und ich meine, wir dürften in der Zoologie einmal den alten Grundsatz anwenden, der schon manchem ehrlichen Manne übers Glatteis geholfen hat. Was ich nicht weiß, das macht mir nicht heiß. Was brauchen wir Rücksicht zu nehmen auf Dinge, die uns nur halb bekannt sind, und uns mit dem Ballaste herumzuschleppen, ehe wir wissen, wo wir ihn abladen sollen? Nehmen wir uns den Muth, die Stephanomien, die Hippopodien und ihre Verwandten als schwimmende Polypencolonieen zu betrachten und erwarten wir, was uns die Zeit über die Seeblasen und die anderen Röhrenquallen sagen wird, deren genauere Untersuchung ein dringendes Bedürfniß scheint.

Nizza den 28. Dezember 1846.

Seit einiger Zeit ist fast täglich musikalischer Spektakel an einem Hause der Croix de marbre, welches von irgend einem Mitgliede, wenn ich nicht irre, eines deutschen Fürstenhauses, ich glaube von der Fürstin v. L. bewohnt wird. Auch ein Prinz ist da, dessen Erziehung in der französischen Schweiz vollendet wurde, und dessen Andenken in den höheren Gesellschaftskreisen der principauté modele de Neuchâtel durch eine eigenthümliche Erfindung noch längere Zeit erhalten blieb. Du hast gewiß schon oft, wenigstens in Deinen Jugendjahren „schwarzen Peter" gespielt; — in Neuchatel spielt seit jener Zeit das Publikum d. h. der Extract der Gesellschaft „weißen Peter". Das Spiel ist das nämliche. Die Buben werden ebenfalls entfernt, nur daß statt des Schippen-Buben der Eckfsteinbube bleibt, wenn man nur mit Herren, dagegen der Herzbube, wenn man mit Damen spielt. Einem Freunde von mir, denn ich selbst hatte nie das Glück, an diesen interessanten Abendunterhal-

tungen Theil zu nehmen, vertraute der Gouverneur des Prinzen, daß dieses Wechseln der Buben eine zarte Anspielung darauf sei, daß man gegen Männer stolz, gegen Damen herzlich sein müsse. Die Strafe für das Ueberbleiben des unglücklichen Buben war ebenfalls verändert, was auch die Umänderung des Namens bedingte. Man bediente sich nicht jenes widerlich angebrannten Korkstopfens, um Schnurrbärte auf die feine Haut zu malen, noch auch jener häßlichen Klemme, welche die Berliner Droschkenführer „dem Schafskopp" aufsetzen, sondern dem Besitzer des „weißen Peter" präsentirte der Bediente einen Teller des feinsten Waizenmehles, in welches er sein Gesicht stecken mußte.

Die Gegenwart dieser fürstlichen Personen läßt uns fast täglich eine Militärmusik zu Statten kommen, welche der Gouverneur von Nizza aus Artigkeit aufspielen läßt. Wir hatten uns heute unter das Volk gemischt, hauptsächlich um uns des Anblickes eines orginellen Musikdirectors zu erfreuen, der seinen Musikern den Tact nicht schlug, sondern kaute. Der Mann hatte nämlich sehr magere hohle Backen und gewaltig entwickelte Kaumuskeln, die jedes Mal, wenn er die Zähne zusammenbiß, wie

zwei dicke Wülste an seinen Kinnbacken hervortraten. So zeigte er denn den Tact durch das Spiel seiner Kaumuskeln recht deutlich, und wenn irgend ein Instrument einen falschen Ton blies, oder nicht zur rechten Zeit einsetzte, so zog er den Mundwinkel nach der Seite der Trompete, die den Fehler beging, und that einen gewaltigen Biß, der die Backen auseinander zu sprengen drohte. Sonst aber stand er vollkommen ordonanzmäßig mit beiden Armen stramm an den Leib gezogen.

Es fiel uns ein Individuum auf, eine wohlgenährte blonde Gestalt, welche in wahrhaftem Entzücken unter dem Menschenhaufen umherging, und den rauhen provençalischen Dialect der Nizzaner mit unendlichem Wohlgefallen zu hören schien. Unser Mann lachte mit dem ganzen Gesichte, guckte die kleinen, häßlichen Weiber und Mädchen an, als wären sie Ideale von Schönheit und geberdete sich überhaupt, wie wenn er trunken vor Freude und Entzücken wäre. „Das ist gewiß ein deutscher Professor," sagte mir Herwegh, „der so glücklich ist, höchstem Urlaube gemäß, einen Winter in Italien zubringen zu dürfen. Er betritt heute zum ersten Mal den klassischen Boden, den er umarmen und küssen möchte. Die theoretische

Begeisterung, die er aus Alten und Neuen gesogen, findet an jedem Grashälmchen Nahrung und wäre sein Reisegeld nicht etwas karg zugemessen, er würde die Kiesel am Meeresstrande kaufen, um sie als Andenken mitzuschleppen." — „Ich glaube, Ihre Ansicht ist richtig, erwiederte ich ihm. Der gelehrte Philister guckt dem Manne wirklich aus allen Ecken heraus. Wir wollen ihn auf die Probe stellen." Ich suchte hinter den Rücken des Enthusiasten zu gelangen, und sagte ganz laut: „Guten Abend, Herr Professor!" worauf ich mich schnell duckte, meinen grauen Räuberhut etwas auf die Seite setzte, und mit Herwegh eine ganz gleichgültige französische Phrase austauschte. Du hättest sehen sollen, wie der Professor mit einer Hand den Hut zum Grüßen herabriß, während er mit der andern in die Höhe fuhr, um sein Erstaunen, einen Bekannten zu treffen, kund zu thun. „Schönen guten Abend, rief er mit lauter Stimme, indem er sich umdrehte. Wie habe ich" — und hier blieb er mit weit geöffnetem Munde stehen, da ihm Niemand ins Auge fiel, den er hätte begrüßen können. Drei, viermal rannte er an uns vorüber, den Grüßenden zu suchen, allein unsere Schnurrbärte, die verwegenen grauen Hüte, und unser ganzes Ansehen

schien so wenig in den Typus der Bekannten des guten Mannes zu passen, daß er bald von dem Versuche abstand, die Person zu ergründen, die ihn so freundlich auf italienischem Boden bewillkommt hatte.

Wir freuten uns noch lange über die Schärfe unserer Menschenkenntniß, und wir erörterten beim Abendtische mit vieler Heiterkeit die Frage: Woher es doch komme, daß man den deutschen Professor überall und aller Orten wiedererkennt, und was ihm wohl diesen unverlöschlichen Character aufdrücke, der ihn in allen Lebensverhältnissen auszeichnet? „Der deutsche Professor, meinte Herwegh, ist erst Professor, und dann Mensch. Er trägt seinen Catheder unsichtbar mit sich herum, wie der Engländer seinen Theekessel, und wenn man eine Stunde mit ihm zusammengewesen ist, so kann man getrost den Hut ziehen und sagen: „danke für gütige Belehrung!“ — Wo er auch geht und steht, er ist in seinem Hörsale oder in seiner Bibliothek, und den Schlafrock bekommt er nicht aus, selbst wenn er den Talar anzöge. Haben Sie sich den Mann angesehen? sagte mein poetischer Freund ganz im Feuer. War ihm nicht sogar in dem weiten Paletot die Sehnsucht nach dem Schlafrock ausgedrückt?

Ich möchte ein Gedicht gegen diese Schlafröcke schreiben, die der Grund des Ruins unserer deutschen Gelehrten sind!"

In diesem Tone ging es weidlich fort und ich muß Dir sogar mit Beschämung gestehen, daß ich zuweilen nicht übel secundirte und mich bestrebte, hinter meinem Freunde nicht zurückzubleiben. Wir kamen vom Hundersten ins Tausendste, und wie es zu gehen pflegt, wenn man einmal im Zuge ist, wir recapitulirten unsere ganze Gymnasial- und Universitätszeit und hatten uns so Manches vom Stift in Tübingen, und vom Gymnasium in meiner Vaterstadt, von Carcer und Examen, Verbindungen und Paukwesen zu erzählen, daß unser Gastwirth am Ende hätte glauben können, wir wären von dem Champagner berauscht, mit dem wir diese Erinnerungen und unseren Sieg über den deutschen Professor feierten.

Als wir nach Hause kamen, fand ich auf dem Tische ein ziemlich voluminöses Paket, hinter dem ich gleich etwas Ausserordentliches vermuthete, da sonst die Correspondenz meist nur gewöhnliche Briefe oder zuweilen Briefchen liefert. Ironie des Schicksals! rief ich aus, nachdem ich das Couvert erbrochen

und den Inhalt flüchtig angesehen hatte. Herwegh warf einen Blick hinein, warf die Hände vor das Gesicht, steckte sich stillschweigend sein Licht an ging in seine Kammer und schlug die Thüre zu, daß die Scheiben klirrten. — Er ließ mich als Professor sitzen.

Ende des Ersten Bandes.

B II. Seite 112

TRANSFIGURATION.

Lith. Anst. v B Dondorf. Frft a/M

Ocean

und

Mittelmeer.

Reisebriefe

von

Carl Vogt.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1848.

Druck von Carl Horstmann.

Nizza den 6. Januar 1847.

Du fragst, wo denn mein Lieblingszweig der Wissenschaft geblieben, und ob nicht die Entwicklungsgeschichte unter dem Strudel gesellschaftlicher Vergnügungen, in welchem wir uns hier in Nizza befänden, ein wenig gelitten habe. Ich weiß nicht, was Du Dir unter der Gesellschaft von Nizza denkst? Wir haben dieselbe nicht aufgesucht, da sie meistens aus Engländern besteht, die, wie Du wohl weißt, zu meinen nationalen Antipathieen gehören. Hier gibt es nun gar zumeist schwindsüchtige Engländer, die den lineären Winkeltypus im höchsten Grade besitzen. Ein Versuch zwar ist auf uns gemacht worden, und wir waren höflich genug, die Visite des lahmen Colonels, den man uns als Gelehrten aufgeschwätzt hatte, zu erwiedern. Er trieb natürlich Geologie und gehörte zu jenen englischen Fragezeichen, die ihren Sessel vor den Deinigen rücken, so

daß Du vollkommen zwischen ihren langen Beinen, wie zwischen den beiden Armen einer Fangscheere eingeschlossen bist. Haben sie Dich auf diese Weise einmal festgemacht, so drehen sie ihren Sonnenweiser Dir gerade ins Gesicht, fixiren Dich starr mit den Augen, und lassen dann eine Fluth von Fragen über Dich ausströmen, die kein Mensch begreifen und noch weniger beantworten kann. So hatte das lahme Ungethüm mich wohl eine volle Stunde in Gefangenschaft, und ich weiß nicht, wie lange es noch gedauert hätte, wenn mir nicht der Gedanke gekommen wäre, den Mann durch einige religiöse Ketzereien aus der Fassung zu bringen. Dies gelang denn auch vollkommen zu unserer Zufriedenheit. Der Oberst winkte seinen schwindsüchtigen Töchtern, die mit einer recht hübschen Gouvernante am Nebentische saßen, hinaus, und stieß voll Entsetzens seinen Stuhl um einige Schritte zurück, während er ein langes Oh! aus der Brust heraufholte und mit weit geöffnetem Munde und verwunderten Augen mich anstarrte. Ich benutzte diese Gelegenheit, um meinen Zwangsfessel zu verlassen, und an dem Kamine, wo die taube Frau Oberstin saß, mich bestens zu empfehlen. Wir

waren Beide so froh, entronnen zu sein, daß es uns kaum einfiel, der hübschen Gouvernante zu danken, welche uns die Treppe hinab leuchtete, und wir schwuren, daß wir die trauliche Gemüthlichkeit des englischen Familienzirkels uns während der Reise in Italien ferne halten wollten.

Die Franzosen spielen hier nur eine sehr untergeordnete Rolle, und die Deutschen fallen, wie überall, gänzlich weg. Es war in diesem Jahre auch eine Loge im Theater, aus welcher einige unverkennbar moskowitische Gesichter heraus lorgnirten, die zu einer diplomatischen Horde zu gehören schienen, welche sich in Nizza von den St rapatzen der Krakauer Occupation erholte. Ich hatte einen Bekannten, welcher das ganze Custine'sche Buch in einen Extract von zwei Worten gebracht hatte. Er behauptete nämlich, die Russen seien weiter nichts, als „lakirtes Vieh". Da mir nun jedes Mal, wenn ich in Gesellschaft dieses beknuteten Volksstammes komme, jene fatale Characteristik in dem Kopfe herumgeht und mir alle Geistesgegenwart gänzlich raubt, so war es natürlich unmöglich, mit diesen Leuten in irgend welches Verhältniß zu treten.

Du siehst also, daß wir gänzlich uns auf uns

selbst beschränken mußten, und daß die Entwicklungsgeschichte recht von Grund aus florirt haben würde, wenn nicht diese oder jene fatale Begebenheit ihr Eintrag gethan hätte. Die Echinodermen nämlich, die mir in St. Malo schon so ärgerliche Streiche gespielt hatten, bildeten auch diesmal mein Hauptaugenmerk, und ich war fest entschlossen, von Nizza eine Abhandlung über die Entwicklungsgeschichte der Seeigel oder der Holothurien mitzubringen. Die Ersteren werden in großen Mengen zu Markte gebracht, sobald das Meer ruhig genug ist, um in einige Tiefe auf den Boden blicken zu können. Da sieht man denn die Seeigel meistens an solchen Stellen, wo Algen und Tange sich befinden, scheinbar unbeweglich auf dem Felsboden sitzen oder in Ritzen sich bergen. Die Fischer haben ein langes Rohr, das an dem unteren Ende gabelförmig gespalten ist, und mit diesem einfachen Instrumente holen sie in kurzer Zeit eine Menge dieser Stachelhäuter aus dem Grunde hervor. Ich hatte einmal die Unvorsichtigkeit gehabt, es war im Anfange meines Hierseins, für das Stück einen Sous zu bieten, und war nicht wenig verlegen, als am andern Morgen eine Frau mit einem Waschkorbe voll

dieser Thiere ankam. Unser Abbé und viele andere Einwohner von Nizza lieben die Seeigel sehr, Viele ziehen sie sogar den Austern vor. Ich kann nicht sagen, daß ich Geschmack an ihnen hätte finden können. Man ißt nur die Eier, welche in Gestalt von fünf Trauben an der oberen Wölbung der Schale befestigt sind, und meist eine hochorangegelbe Farbe besitzen.

Die Structur der Seeigel ist durchaus nicht so einfach, als man wohl glauben könnte, und obgleich sie in der neueren Zeit von ausgezeichneten Männern erforscht wurde, so bleiben doch der Räthel noch Manche zu lösen. Es giebt hier in Nizza zwei sehr wohl unterschiedene Arten; die eine mit spitzen Stacheln, die stets einfarbig ist, die andere größere, welche die Fischer la mère des oursins nennen, mit kurzen abgerundeten Stacheln, die an der Spitze weiß sind. Die erstere Art ist bei Weitem die häufigere, aber von den Gutschmeckern auch weit weniger geschätzt.

Die Stacheln, welche den Seeigel bedecken, stehen trotz der scheinbaren Unordnung in genau bestimmten Feldern und Reihen, und werden von dem Seeigel ganz ohne Zweifel zur Stützung des Körpers bei

der Fortbewegung benutzt. Man braucht nur ein solches Thier auf die obere gewölbte Seite der Schale, wo sich der After befindet, zu legen, um zu sehen, wie es nach und nach seine Stacheln aufrichtet, hier und dort sie wie Stützen unterschiebt, und so allmählig den Körper herumwälzt, bis es wieder seine normale Stellung mit dem Munde nach Unten und dem After nach Oben eingenommen hat. Während das Thier so liegt, hat es stets seine Stacheln nach Unten gerichtet, so daß es nur auf den Spitzen derselben ruht, und die zwischen denselben befindliche Organe freien Spielraum haben.

Wenn Du die Oberfläche der Schale eines Seeigels ihrer Stacheln beraubst, was ziemlich leicht durch Kratzen mit einem stumpfen Messer geschieht, sobald der todte Seeigel ein Paar Tage lang im Wasser gefault hat, so findest Du auf der Oberfläche der Schale fünf Doppelreihen feiner Löchelchen, durch welche Du etwa eine Schweinsborste führen kannst, und die in gerader Linie vom After bis zum Munde herablaufen. Betrachtest Du demnach den Seeigel von Oben oder Unten, so wirst Du stets einen fünfstrahligen Stern erblicken, welcher von diesen Reihen kleiner Löchelchen gebildet wird, und von dem Munde

oder dem After nach dem Rande hin ausstrahlt. Aus diesen engen Löchern nun streckt der Seeigel seine Ambulacren, seine Röhren, die außerordentlich verlängert werden können, und an ihrem Ende kleine runde Saugnäpfchen tragen, mit welchen das Thier sich an die glattesten Oberflächen ansaugen kann. Ich glaube, man könnte an der Bewegung eines lebenden Seeigels eine vollständige Demonstration der Statik und Mechanik geben, in welcher namentlich die Stacheln als einarmige Hebel, die Ambulacren als Taue und Seile betrachtet werden müßten. Mit außerordentlicher Regelmäßigkeit und man möchte sagen, weiser Vorausberechnung hängt der Seeigel einen Saugnapf nach dem andern fest, bis die vereinte Kraft der feinen Fäden das Gewicht der schweren Schale zu tragen im Stande ist. Dann ziehen sich diese Fäden gemeinschaftlich zusammen, und halten den gewichtigen Körper so lange schwebend, bis neue Zugseile angespannt, neue Stützen befestigt sind. Man kann Stunden lang dies abwechselnde Spiel besonders dann beobachten, wenn der Seeigel an der Wand eines Glases hinaufklettert.

Außer diesen Ambulacren stehen noch zwischen den Stacheln zerstreut ganz eigenthümliche Organe,

welche besonders in der Nähe des Mundes häufig sind. Es sind kleine scheerenartige Zangen, deren kurze Kneifarme auf langen Stielen von der Dicke eines Haares stehen, die zwar beweglich, aber nicht contraktil sind, da in der Mitte des Stielchens sich ein aus kohlensaurem Kalk gebildeter Knochenstengel befindet. Das Zängelchen, welches bald zwei, bald drei Backen besitzt, klappt sehr häufig auf und wieder zu, während der Stiel sich in einer schwingenden Bewegung befindet. Tausende von diesen Zängelchen mögen auf der Oberfläche einer Seeigelschale zwischen den Stacheln umhergestreut sitzen. Dieser ganze Apparat von Stacheln, Saugröhren und Greifzangen, wozu dient er? Wahrlich nur, um ein Thier auszurüsten, das von schnödem Grase leben soll. Man hat gesagt, diese Zängelchen seien Greiforgane, welche zum Zuführen von Nahrung bestimmt seien, allein ich habe in dem Darmkanal der Seeigel nie etwas Anderes finden können, als grob zerkaute Seepflanzen, die wahrhaftig nicht mittelst so kleiner Zängelchen in den Mund geschafft worden sein konnten. Aber denke Dir einmal einen solchen Seeigel aufgebläht zu der Größe eines Elephanten, welche fürchterliche Bestie das sein müßte! Eine wahre wandelnde

Festung, ringsum starrend von ellenlangen Lanzen, mit Tausenden von Rüsseln versehen, und außerdem noch bewaffnet mit mannslangen Zangen, die beständig nach allen Seiten umher nach Beute knappen. Man entsetzt sich förmlich vor einer solchen Idee.

Als wir ankamen, waren die Seeigel gerade in jener Zeit, wo nach Göthe „Jungfrauen und Junggesellen sich freundlich und gebärdig stellen". Das war denn, wie Du Dir denken kannst, Wasser auf meine Mühle, und ich gab mir Mühe, Eier von Seeigeln an den Steinen zu suchen. Aber da suche Einer! Die Eichen sind so mikroskopisch klein, daß der Inhalt der Eierstöcke nur als eine orangegelbe milchige Flüssigkeit erscheint, in der man erst mittelst des Mikroskopes die Eichen entdecken kann. Wir kamen deshalb auf den Gedanken, die künstliche Befruchtung zu versuchen, welche um so leichter war, als wir bald Männchen und Weibchen mit größter Leichtigkeit zu unterscheiden vermochten. Freilich ist die äußere Gestalt, so wie die innere Anordnung der Geschlechtstheile vollkommen dieselbe, und man würde deshalb vergebens das Geschlecht des Seeigels an seiner äußeren Gestaltung zu erkennen streben, während dies ausserordentlich leicht

ist, sobald man nur die orangegelben Geschlechts-theile anschneidet, wo dann bei den Weibchen die hochrothen Eier, bei den Männchen die sehr blaß-gelbe Samenflüßigkeit herausfließt. Bei der mikros-kopischen Untersuchung zeigten sich die Samenthier-chen in birnförmiger Gestalt mit höchst feinen kurzen Schwänzchen, und äußerst lebhaft bewegt, die reifen Eier mit einer galatinösen Umhüllung umgeben und außerdem mit allen inneren Theilen ausgerüstet, welche zu dem Begriffe eines befruchtungsfähigen Ei's gehören.

Ich habe viele Seeigel Tage lang in Gläsern und Schüsseln unter Wasser gehalten, ohne daß ich eine Annäherung zwischen beiden Geschlechtern hätte gewahren können. Viele die offenbar die Höhe der Brunst erreicht hatten, ließen Eier oder Samen aus den fünf feinen Oeffnungen im Um-kreise des Afters austreten, durch welche die inneren Geschlechtstheile nach Außen münden, und es schien mir demnach, als wenn diese Thiere, die meist ge-sellig auf dem Grunde des Meeres hausen, ihre Eier und ihren Samen dem Spiele der Wogen überließen, das die beiden Zeugungsstoffe zufällig zusammenbringen mag. Es war hier also voll-

kommene Aufforderung vorhanden, die künstliche Befruchtung vorzunehmen, und auf diese Weise den Entwicklungsprozeß der Seeigel zu verfolgen. Um meiner Sache sicher zu sein, variirte ich mein Verfahren in mannichfacher Weise. Bald schlug ich ganz einfach die Seeigel auf, und zerschnitt in einer Tasse unter viel oder wenig Wasser männliche und weibliche Geschlechtstheile, bald nahm ich nur die Zeugungsstoffe, welche die Seeigel freiwillig abgehen ließen, und rührte dieselben unter einander. Die Samenthierchen bewegten sich in dem Wasser noch etwa 12 Stunden lang mit allmählig abnehmender Lebhaftigkeit fort, und kamen offenbar alle in hinreichende Berührung mit den Eiern, auf deren gelatinösen Hüllen sie oft wie Strahlenkränze oder wie ein Heiligenschein festsaßen. Ich hatte auch bald die Freude zu sehen, daß meine Eier sich entwickelten, und der Eifer sie zu beobachten war so groß, daß Herwegh einige Mal allein nach Villa franca auf den Fang gehen mußte, während ich zu Hause blieb und an meinen Eiern zeichnete. Es war dasselbe Lied, dessen einförmige Melodie ich schon so oft verfolgt habe. Die Dotterkugel erhält allmählig eine Bisquitform, indem sie sich rundum

einschnürt, als habe man einen Faden um ihre Mitte gelegt, den man nach und nach zusammenzieht. Bald ist auf diese Weise die Kugel in zwei gänzlich getrennte Hälften getheilt, welche sogleich wieder ganz in derselben Weise einen neuen Zerstückelungsprozeß beginnen. So schreitet diese sonderbare Theilung, welche fast dem ganzen Thierreiche gemeinsam ist, fort, bis die ganze Dotterkugel in eine große Anzahl einzelner Kügelchen zerfallen ist, die wieder durch ihre pflasterförmige Aneinanderlagerung eine Kugel zusammensetzen, deren Gestalt der ursprünglichen Form der Dotterkugel sehr nahe kommt. Aus diesen einzelnen Kügelchen die als letztes Resultat aus dem Theilungsprozesse hervorgehen, baut sich dann der Embryo auf, der also in seinem Beginne einen Aggregathaufen einzelner Elemente bildet, die eine vollkommen regelmäßige Zusammensetzung haben, und in ihrer weiteren Entwicklung alle jene so verschiedenen Formelemente hervorgehen lassen, welche das erwachsene Thier zusammensetzen.

Die Beobachtung dieser weiteren Ausbildung wäre eigentlich das Interessante gewesen, allein hier blieben, wie man zu sagen pflegt, die Ochsen am

Berge stehen. Alle meine Eier theilten sich auf das Vollkommenste; aber sobald sich die einzelnen Formelemente herausgebildet hatten, deren ich oben erwähnte, verdarben sie, ich mochte mich stellen, wie ich wollte. Das war nun freilich ärgerlich, besonders für die gelehrte Welt, die um eine Abhandlung ärmer wurde, während ich mich etwa eine Woche lang vergebens abgequält hatte. Allein kein Mensch kann für Unglück, pflegte mein Onkel Forstrath zu sagen, und damit mußte ich mich eben trösten.

Herwegh war gerade nicht glücklicher als ich. Wir hatten eine Beroë nach Hause gebracht, die gerade groß genug war, um sich in einem gewöhnlichen Wasserglase bequem beobachten zu lassen. Nach einiger Zeit schwammen auf dem Wasser ganz winzige grünliche Oeltröpfchen, die wir anfangs für von unserm Philemon zurückgelassene Unreinlichkeiten hielten, zumal da das hier gebrauchte Oel meist eine grünliche Farbe hat. Da sich die Zahl dieser Tröpfchen indessen mehrte, so betrachteten wir sie genauer, und fanden bald, daß es Eier seien, welche unsere Beroë von Zeit zu Zeit ausstieß. Herwegh, der gerne den Ort kennen lernen wollte, wo sich die Oeffnungen für die Eier befänden, saß

stundenlang mit der Loupe vor dem Thiere, und beobachtete mit einer unbegreiflichen Geduld das Vorrücken der Eier, welche längs der Reihen der Schwimmblättchen aufgeschichtet lagen, und sich deutlich innerhalb der Masse durch ihre grünliche Farbe erkennen ließen. Jedesmal aber, wenn er den Kopf wendete, schlupfte ein Eichen hervor, und es war ihm lange Zeit nicht möglich, den Ausgangspunkt zu entdecken. Endlich sah er, daß die Eichen an dem vorderen Rande der Mundöffnung hervortraten, und wollte sich nun nach der Beendigung der präliminären Beobachtung zu dem Studium der Entwicklung selbst wenden, welches auch in Rücksicht auf die systematische Zoologie wichtige Resultate liefern dürfte. Denn, wie ich Dir schon bemerkte, scheint es mir gar nicht nachgewiesen, daß die Rippenquallen in irgend einer Beziehung zu den Glockenquallen stehen. Ich kann im Gegentheile in Baue der ersteren nur Aehnlichkeiten mit demjenigen der Seescheiden erblicken, und würde sie viel eher mit diesen und einigen andern polypenartigen Wesen in die Classe der Molluskoiden setzen. Die vergleichende Beobachtung der erwachsenen Thiere kann die Lösung der Frage nicht weiter bringen, als sie jetzt schon ist. Wir müssen auf die Ent-

wicklungsgeschichte dieser Wesen zurückgehen, und in dieser die Erhärtung oder Verwerfung unserer Ansicht finden. Sämmtliche Strahlthiere ohne Ausnahme entwickeln sich aus Embryonen, die eine polypenartige Gestalt haben, und während einiger Zeit mit ihrem einen Ende festsitzen, während das andere strahlig auslaufende Tentakeln besitzt. Bei den Molluskoiden, die wir bis jetzt kennen, finden sich ganz andere Embryonalformen, welche nicht die mindeste Aehnlichkeit mit den polypenartigen Jungen der Strahlthiere besitzen. Hier ist also das Kriterium leicht zu finden, und die Entscheidung sicher; sie war uns nicht vorbehalten: denn es ging mit den Beroideneiern wie mit meinen Seeigeln. Die Theilung begann, aber in der weiteren Ausbildung wurden die Eier durch irgend einen widrigen Umstand, den wir nicht ergründen konnten, gehemmt und gingen unrettbar verloren.

Den 15. Januar 1847.

Das Meer war seit einigen Tagen ziemlich unruhig gewesen, und wir wußten aus Erfahrung, daß dann bei dem ersten heiteren Tage eine reiche Ernte zu erwarten stand. Deßhalb segelten wir auch gestern mit unserem alten Laurent schon in ziemlich früher Stunde bei dem herrlichsten Sonnenschein hinaus nach unserer Bucht, wo wir diesmal den Thieren auf dem Grunde einige Aufmerksamkeit zu schenken gedachten. Die Oberfläche des Wassers war spiegelglatt, der Grund bis in bedeutende Tiefe sichtbar, und deshalb der Tag vollkommen geeignet zur Ausführung unseres Vorhabens. Wir durchschnitten in fliegender Eile die Medusenschwärme, welche ihr Spiel auf der Oberfläche trieben, und näherten uns bald bis auf etliche hundert Schritte dem gegenüberstehenden Ufer der Bucht, wo unsere Nachforschungen beginnen sollten. Der Lauf der Barke wurde gehemmt, Laurent bestieg seinen Wachposten auf dem Vordertheile an dem Maste, während sein Sohn nur das langsame Forttreiben des Schiffleins dirigirte, und wir Beide über die Seiten hinausgelehnt mit angestrengten Augen in die Tiefe spähten.

So trieben wir langsam über die mit grünen Algen bewachsenen Flächen, als plötzlich Laurent ein gebieterisches „Halt“ ertönen ließ, und zu uns gewendet ausrief: „Ein Schinken! Wollen wir ihn heraufholen?“ Auf unsere Frage, was er mit dem Schinken meine? antwortete er uns, es sei eine Muschel, die tief unten im Schlamme stecke, und der man hier in der Gegend ziemlich stark nachstelle, da man ihre innere Schale zu Perlmutterarbeiten benutze. Sie habe eine dreieckige, langgezogene Gestalt, welche etwa derjenigen eines Schinkens gleiche, weßhalb man ihr auch den bezeichnenden Namen gegeben habe. Nun wußten wir, mit wem wir es zu thun hatten, zumal da der von den französischen Zoologen angenommene Namen „Jambonneau“ mit demjenigen, den das Volk in Nizza gewählt hat, vollkommen übereinstimmt. Linné hat diesem Muschelgeschlechte, welches wir im Deutschen, seiner eigenthümlichen Lagerung wegen, „Steckmuschel“ nennen, den systematischen Namen „pinna“ beigelegt, und die zahlreichen Arten sind immerhin Zierden unserer Muschelsammlungen, da sie theilweise eine beträchtliche Größe erreichen. Die Art aus dem Mittelmeere wird in ausgezeichneten Exemplaren bis zu drei

Fuß lang, und ist ohne Zweifel die größte Muschel des Mittelmeeres.

Wir hatten große Mühe, das Thier zu erkennen, welches Laurent uns zeigte. Man sah nur auf dem Grunde zwischen den Algenblättern einen dunklen Spalt, der scheinbar dem Boden angehörte, und etwa in der Dicke eines Zolles geöffnet schien. Als Laurent diesen Spalt mit dem Ende seiner Stange berührte, schloß er sich plötzlich, und nun erkannten wir die beiden Klappen der Schale, welche mit ihrem spitzen Ende nach Unten in dem Schlamme steckt, während die Basis des Dreiecks nach Oben gerichtet ist. Auf diese eigenthümliche Lagerung der Muschel auf dem Seegrunde basirt sich denn auch die Methode des Fangs, welche äußerst einfach ist. Man sucht nämlich um die Muschel eine Schlinge von einem starken Seile herumzulegen, und diese dann so tief unten als möglich zusammen zu ziehen. Ist dies geschehen, so wird die Muschel, deren breites Ende nach Oben zu einen Anhalt gewährt, mit Gewalt aus dem Boden herausgerissen, in welchem sie mittelst eines faserigen Bartes, des s. g. Byssus, stark befestigt ist.

So einfach diese Operation scheint, so hat sie

doch ihre Schwierigkeiten, die indessen mehr in der Mangelhaftigkeit der angewendeten Instrumente beruhen, und leicht umgangen werden könnten, wenn das Volk nur einige Erfindungsgabe besäße. Das Anlegen der Schleife ist eine höchst langweilige Operation, da man dazu weiter nichts, als eine lange Stange benutzt, mit welcher man bei stetem Schaukeln des Bootes nur äußerst schwierig der Schlinge die gehörige Lage geben kann. Ist die Schlinge einmal angelegt, was bei jeder Muschel (wir fingen deren drei) etwa eine Stunde Zeit erfordert, so geht die Sache ganz von selbst. Das Seil wird zuerst stramm angezogen, während sich die ganze Mannschaft auf der entsprechenden Seite des Bootes hinüberbiegt, und so die Barke bis auf den Wasserspiegel herabgeneigt wird. In dieser Lage der Barke befestigt man das Seil, und beugt sich dann hinüber auf die entgegengesetzte Seite. Durch öfteres Hin- und Herwiegen der Barke lockert man nun die Muschel allmählig auf, und reißt sie dann mit einem plötzlichen Rucke aus dem Boden.

Es wäre außerordentlich leicht, diesen Fang mit geringem Zeitverluste einzurichten, wenn man sich zum Anlegen der Schlinge eines Instrumentes be-

diente, ähnlich demjenigen, welches die Chirurgen benutzen, um etwa eine Schlinge um einen Polypen der Nasenhöhle zu legen. Man bedürfte nur einer Stange, an der zwei oder drei Ringe befestigt wären, durch welche das Seil in der Art geleitet würde, daß die beiden Enden oben, die schlingenförmige Mitte des Seiles aber sich unten befände. Dies einfache Instrument wäre gewiß hinreichend, die nöthige Zeit um ein Namhaftes abzukürzen.

Zwischen den grünen Blättern der Tange, welche den Boden bedecken, sieht man eigenthümliche graue Flecken, die von oben her einem porösen Kalksteine gleichen. Laurent macht uns darauf aufmerksam mit dem Bemerken, es seien gezeichnete Steine, („pierres figurées") die etwas ganz Besonderes hätten, und auf dem Boden des Meeres wüchsen, ganz so, wie alle übrigen Pflanzen. Mittelst einer Stange, an die man ein Eisen befestigt hat, werden einige dieser Steine losgestoßen und an Bord befördert, wo wir denn zu unserem freudigen Erstaunen herrliche Korallen entdecken, die zu dem Geschlechte der Nelkenkorallen (Caryophyllien) gehören. Es bilden diese Korallenstöcke rasenartige Haufen, welche etwa die Größe eines Menschenkopfes erreichen und aus

einer Menge einzelner Röhren zusammengesetzt sind. Jeder Polyp bewohnt eine isolirte Röhre, welche etwa die Länge eines Zolles hat, und nur an ihrer Basis mit den übrigen Aestchen des Polypenstockes zusammenhängt. Die Röhren selbst sind cylindrisch, drehrund, von der Dicke eines Schwanenkieles und oben quer abgestutzt. An diesem abgestutzten Ende zeigen sich sternartige Falten, welche sich durch die ganze Länge der Röhre fortsetzen, und somit den innern Raum derselben beträchtlich vermindern.

Betrachtest Du einen solchen Korallenstock unmittelbar, nachdem er aus dem Wasser gezogen ist, so scheint er vollkommen leblos, eine graue Steinmasse, deren eigenthümliche Form unerklärlich scheint. Nur die Mitte einer jeden Röhre enthält einen Punkt, der eine dunkelgrüne oder braunrothe Farbe hat, und einem Schleimklümpchen gleicht, welches durch irgend einen Zufall darin festsitzen geblieben wäre. Bemühe Dich dann nicht weiter, an Deinem Korallenstocke Beobachtungen anstellen zu wollen, die doch zu nichts führen können, sondern lege ihn in ein Gefäß mit Wasser, bringe ihn so nach Hause und warte dort, während er in einem durchsichtigen Glasgefäße liegt, der Dinge, die da kommen werden;

vermeide aber vor Allem jede Art von Erschütterung, welche die Beobachtung unausbleiblich stören würde. Bald wirst Du sehen, daß Einzelne jener Schleimklümpchen anschwellen, aus der Röhre sich herausheben und stets wachsend und sich ausdehnend nach allen Seiten über dieselben hinausragen. Nach und nach entfalten sich kurze warzenartige Fangarme, die in doppelten und dreifachen Kreisen um den Rand des entwickelten Organismus stehen, und nun erkennst Du endlich den Polypen, welcher die scheinbar leblose Röhre bewohnte, und kannst, so viel von Außen möglich, seine Organisation mit der Loupe studieren. Der ganze Stock bedeckt sich so nach und nach mit ausgebreiteten Polypen, welche die Kronen ihrer Fangarme entfalten, und dann ist auch jenes düstere graue Aussehen verschwunden, um den lebhaftesten Farben Platz zu machen. Die Grundfarbe des Körpers ist ein sammetartiges Braunroth, diejenige der Fangarme ein gesättigtes Grün. Der Mund, welcher in der Mitte des Kreises, den die Fangarme bilden, liegt, ist von einem pfirsichrothen Walle umgeben und die Fangarme selbst sind durch schmale, himmelblaue Linien von dem Körper getrennt. Alle diese Farben sind so zart, so durch-

sichtig, ihre Abstufungen in den einzelnen Polypen so mannichfaltig, daß ein solcher Korallenstock mit ausgebreiteten Polypen einen wunderherrlichen Anblick gewährt, den keine Beschreibung wiederzugeben im Stande ist.

Die Polypen, die rechtmäßigen Bewohner des Korallenstockes, welche ihn gebaut haben, sind indeß nicht die einzigen Inhaber dieser festen Behausung. Eine zahllose Menge von Thieren steckt in den Zwischenräumen und den verschlungenen Gängen, die sich zwischen den Wurzeln der Röhren hinziehen, und die Durchforschung dieser Räume bietet eine reiche Ausbeute, besonders an kleineren und festsitzenden Thieren. Viele kleine Muschelchen, die man sonst vergebens suchen würde, sind an diesen kalkigen Gehäusen festgeheftet, und zahlreiche Würmer schlingen sich zwischen diesen Röhren hindurch die ihnen einen Zufluchtsort gewähren. Der Vermetus, jene eigenthümliche Schnecke, die ein ganz unregelmäßig gewundenes Rohr bewohnt, dessen Biegungen sich der Oberfläche der Körper anschmiegen, an die es geheftet ist, findet sich häufig an diesen Korallenstöcken, an welchen ich ganz schöne, große Exemplare dieses Thieres sammelte. Nereiden, Polynoen, Sylliden



und andere Typen aus der Klasse der wandernden Ringelwürmer oder Anneliden, die keine Röhren bauen, sind ebenfalls in reicher Anzahl vorhanden und Flustren so wie eine Menge anderer kleiner Polypen sitzen auf der Außenseite der Röhren fest. So bildet denn ein solcher Korallenstock eine reiche Sammlung mannichfacher Organismen, und man könnte sich Monate lang nur mit der Untersuchung der Thiere abgeben, welche man in einem einzigen Rasen dieser Caryophyllien zu Tage fördert.

Hier und da sieht man auf dem grünen Algenteppich, in dem die Korallen und Steckmuscheln hausen, einen hellzinnoberrothen Seestern, den man mit einem krummen Häkchen sehr leicht packen und heraufziehen kann. Die Arme der Art, welche hier häufig vorkommt, sind fast rund, und sehr lang im Verhältniß zu der kleinen Scheibe, welche den Körper bildet. Wir haben uns mit der Anatomie dieser Thiere nicht weiter beschäftigt, und ihnen keine besondere Aufmerksamkeit zugewendet, zumal da ihre Eier nicht in dem Stadium der Reife zu sein schienen, und wir deßhalb nicht hoffen konnten, embryologische Untersuchungen über sie anzustellen.

Dasselbe war leider der Fall mit den Holo-

thurien, die man zu Hunderten in einem Tage aus dem Grunde hervorholen kann. So häßlich eine solche dunkelbraune Wurst von außen erscheint, so interessant sind die Lebenserscheinungen dieser Thiere, die wir oft in unseren Gefäßen Tage lang beobachteten. Die dicke lederartige Haut, welche bei der hier gewöhnlichen Art mit kegelförmigen Warzen besetzt ist, erscheint besonders auf der unteren Fläche von einer ungemeinen Anzahl feiner Löchlein durchbohrt, durch welche das Thier Ambulakren hervorstrecken kann, die ganz ähnlich, wie diejenigen der Seeigel gestaltet sind, und mit denen es sich auch ganz in derselben Weise fortzieht. Im zusammengezogenen Zustande kann man an dem Thiere kein vornen und hinten erkennen; sobald es aber sich ausdehnt und umherkriecht, so entwickelt es am vorderen Ende einen Kranz röthlicher, vielfach gelappter Tentakeln, die äußerst zart und durchsichtig erscheinen, und in ihrer äußeren Form gewissermaßen dem Blumenkohl ähnlich sehen. In der Mitte dieses Tentakelkranzes, der bei der leisesten Erschütterung eingezogen wird, befindet sich der Mund, und an dem entgegengesetzten Ende des Körpers der weite, rundliche After, an dem man

eine beständige Strömung, bald von Außen nach Innen, bald umgekehrt gewahrt.

Die Lebensäußerungen des Thieres sind äußerst träge, und erhalten sich mehre Tage lang, selbst wenn das Thier, wie es in der Gefangenschaft stets thut, sich eines großen Theiles seiner Eingeweide entledigt hat. Der gewundene Darmkanal ist nämlich außerordentlich zart und dünnhäutig und in der Mitte seines Verlaufes etwa befindet sich eine Stelle, die sehr leicht abreißt. Es scheint nun, daß die Holothurie, sobald sie sich in dem Wasser beengt fühlt, durch heftige Contractionen ihres Körpers den Darm an dieser Stelle abreißt, und das ganze hintere Ende desselben mit den daran hängenden baumartig verzweigten Lungen aus dem After hervortreibt. Das Darmstück reißt dann auch unten ab, und die Holothurie kriecht, einige Tage lang ihres Leibesinhalts entledigt, in dem Gefäße um her, bis sie nach und nach ermattet und stirbt. Die Lunge hingegen, deren glashelle Verzweigungen sich vollkommen wurmartig zusammenziehen und ausdehnen und dadurch bald mit Wasser vollpumpen, bald sich entleeren können, fahren selbst nach der Trennung von dem Körper Tage lang in diesem

wechselnden Spiele fort, wie wenn gar nichts vorgefallen wäre.

Ich weiß nicht, ob die Thiere auch im gewöhnlichen Leben bei vollkommener Freiheit mit ihrem Darmkanale ebenso luxuriös umgehen, wie in der Gefangenschaft, jedenfalls aber ist es eine ganz besondere Liebhaberei, sich in kritischen Umständen seines Darms und seiner Lungen zu entledigen. Oder könnte man dies nicht als einen Versuch zum Selbstmorde betrachten? Die Holothurien sind die höchst organisirten Strahlthiere, wie der Mensch das höchst organisirte Wirbelthier. Warum sollten sie also mit diesem nicht das herrliche Privilegium des Selbstmordes theilen können? Ich sehe keinen Grund für das Gegentheil ein, und finde eine große Analogie zwischen den Holothurien und den Negern, die sich durch Verschlucken ihrer eigenen Zunge selbstmorden sollen. Wie man's macht! Das Resultat ist das nämliche. Der Neger erstickt sich durch Verschließung seiner Luftwege, und die Holothurie durch Wegwerfen derselben. Da sollen mir nun unsere Theologen kommen, und sagen: — der Mensch sei allein ein sich selbst bestimmendes Wesen, was eben aus der Fähigkeit zum Selbstmorde hervorgehe.

Ich werde ihnen diese Catonen des Meeres entgegen-halten, und antworten: Sehet diese edlen Thiere an! Man beraubt sie ihrer Freiheit, man bringt sie in verschlossene Gefäße, worin sie vollkommen wohl leben könnten, da man ihnen täglich das Wasser wechselt, und alles Mögliche thut, sie vor etwaigen Feinden zu bewahren. Sie aber, sie sehnen sich hinaus nach dem Wellenschlage des unendlichen Meeres, das sie umspülte, nach der freien Natur, in der sie hausten, und da ihnen die Mittel zur Befreiung fehlen, so wollen sie lieber frei sterben, denn als Sclaven leben. So reißen sie denn ihren Darm aus, und werfen ihn von sich, da ihnen andere Mittel zur Erreichung ihres Zweckes fehlen.

Villa franca hat nicht nur eine, freie Bucht, sondern auch einen geräumigen Hafen, welcher weit tiefer als derjenige von Nizza und selbst zur Aufnahme von Kriegsschiffen geeignet ist. Früher stand mit diesem Hafen noch ein Dock in Verbindung, welches man die „Darse" nannte, und das nach dem Meere hin einen ziemlich offenen Zugang besaß. Da aber die Bewegung der Wellen nur außerordentlich wenig in diesem inneren Bassin sich verspüren ließ, so war es der willkommene

Aufenthalt einer Menge von weichen Polypen geworden, die solche ruhige Stellen allen anderen vorziehen, und sich in der Darse in einer Ueppigkeit entwickelt hatten, von der Milne Edwards nur mit Entzücken sprach. Seit einem Jahre ungefähr hatte man aber leider den freien Zutritt des Meeres zur Darse abgesperrt, und diese selbst vollkommen ausgekratzt und gereinigt, so daß die ganze üppige Fauna zum großen Schmerze unseres erwähnten Freundes ihren Untergang gefunden hatte. An den Wänden des Hafens aber blieb noch immer eine reiche Vegetation von Zoophyten, und da wir einmal mit Untersuchung der am Boden klebenden Geschöpfe beschäftigt waren, so beschlossen wir unsere Excursion mit einer Befahrung des Hafens, bei welcher wir die Mauern genauer durchmusterten.

Diese Mauern sind mit einer reichen Vegetation von mancherlei Seepflanzen überzogen, die uns indessen nur insofern interessirten, als sie einen willkommenen Zufluchtsort für Thiere aller Art bieten. Zwischen diesen grünen Pflanzen zeichneten sich schwammartige Massen von hellzinnoberrother Farbe aus, deren äußeres Ansehen ich, die Farbe abgerechnet, mit Nichts besser vergleichen kann, als mit jenen Schwämmen,

aus denen man den Zunder bereitet. Die Masse zeigte sich auch in ähnlicher Weise brüchig, wie ein solcher Zunderschwamm, war aber gelatinös und ließ auch auf der Bruchfläche eine große Menge von dünnen senkrechten Streifen oder Fäden gewahren, die eine ganz hellzinnoberrothe Farbe hatten, während die gelatinöse Grundmasse, in welcher sie steckten, weit weniger gesättigt erschien. Diese feinen Fädchen, welche senkrecht in der kuchenförmigen Masse standen, hatten in der Mitte etwa eine Länge von anderthalb Zoll (so dick war die Masse) und zeigten sich am oberen keulenförmig angeschwollenen Ende weit intensiver gefärbt, als an dem dünneren Schwänzchen, welches in die Tiefe hinab ragte.

Wir wußten, daß diese schwammartigen Massen zusammengesetzte Ascidien seien und lösten Einige derselben mit Vorsicht ab, um sie zu Hause genauer zu untersuchen. Es gelang uns mit leichter Mühe, einzelne Thiere noch lebend aus der Grundmasse heraus zu lösen, und uns von der Treue der Zeichnungen zu überzeugen, welche Milne-Edwards von der Structur dieser Thiere in seiner trefflichen Abhandlung „sur les ascidies composées“ gegeben hat. Die Art, welche wir gefunden, gehörte offen-

bar zu jener Abtheilung, der zusammengesetzten Ascidien, bei welcher man sehr wohl drei Abtheilungen des Körpers unterscheiden kann. Die vordere Abtheilung des Körpers, die am lebhaftesten roth gefärbt erschien, bildet einen verhältnißmäßig weiten gegitterten Sack, der zwei Oeffnungen besitzt. Die eine dieser Oeffnungen liegt an dem oberen Ende des Sackes und hat einen mit kleinen Spitzen besetzten Rand, welche Spitzen bei der Zusammenziehung sich so aneinander legen, daß die Oeffnung vollständig verschlossen werden kann. Ein beständiger Strom von Wasser, der sowohl die zur Athmung nöthige Flüssigkeit, als auch die Partikeln, welche zur Nahrung dienen, herbeiführt, dringt in diese vordere Oeffnung ein. Zur Seite, doch noch in der Nähe des vorderen Endes des Sackes, befindet sich eine zweite Oeffnung, die mit einer zungenförmigen Klappe verschlossen werden kann und zum Ausführen aller Stoffe bestimmt ist, welche aus dem Körper herausgeschafft werden sollen. Das Wasser, welches zur Athmung gedient hat, die Kothballen, und die Jungen werden allesammt durch diese gemeinsame Oeffnung aus dem Körper ausgestoßen. Die Gitterungen, welche die Wände des Sackes rundum

umgeben, sind das wahre Athmungsorgan, und man kann deßhalb diesen ganzen Sack, welcher den oberen Theil des Thierchens bildet, mit dem Namen des Kiemensackes bezeichnen. Die zarten Spältchen, welche die Stäbchen der Gitterungen von einander trennen, sind ringsum mit Wimperhärchen bekleidet und bringen so ein beständiges Strömen des in dem Sacke enthaltenen Wassers hervor. Dieses fließt durch die Spältchen ab und gelangt in ein gemeinschaftliches Reservoir, das unmittelbar vor der Oeffnung mit zungenförmiger Klappe liegt und alle nur erdenklichen Auswurfsstoffe, Koth, Athemwasser und Jauge pêle-mêle aufnimmt und aus dem Körper befördert.

An dem Grunde des Kiemensackes erst befindet sich der Zugang zu dem Darmkanale, der wahre Mund des Thieres, und hier beginnt auch die zweite Leibesabtheilung, welche den in sich geschlungenen Darmkanal enthält. Dieser erstreckt sich etwa bis in die Hälfte der gesammten Körperlänge hinab, indem er vorher einen kropfartig gefalteten Magen bildet, und steigt dann in die Höhe um in der Nähe der gemeinschaftlichen Auswurfsöffnung in dem erwähnten Reservoir zu endigen. Dieser aufsteigende Theil des Darmes war bei den meisten

Thieren mit schwärzlichen Kothballen erfüllt und aus diesem Grunde sehr leicht kenntlich.

Die dritte Abtheilung des Körpers, welche jenen langen Faden bildet, der in die Tiefe reicht, ist mit den Geschlechtstheilen und dem Herzen ausgefüllt, welches Letztere sich ganz in dem unteren Ende auf dem Grunde der Leibeshöhle befindet. Man unterschied sehr leicht den wie eine Hemdekrause gefalteten Hoden und den engen Samenleiter, welcher durch die Menge des darin enthaltenen Samens bleigrau gefärbt erschien und sich bis in die Nähe der gemeinschaftlichen Auswurfsöffnung verfolgen ließ. Ebenso erkannte man den vielfach gewundenen Eierstock an den rundlichen Eiern, welche in ihm und in seinem Ausführungsgange enthalten waren. Einige dieser Eier, welche nahe an der Auswurfsöffnung angelangt waren, enthielten entwickelte Embryonen und hatten eine so bedeutende Größe, daß sie starke Auftreibungen der äußeren Umhüllung an den entsprechenden Stellen veranlaßten.

Aeußerst merkwürdig ist die Organisation des Herzens, das ganz in der äußersten Spitze des Körpers verborgen liegt. Es bildet einen Sförmig

gebogenen Schlauch, der vorn und hinten vollkommen offen ist und frei in die Leibeshöhle hineinmündet, die dadurch zum allgemeinen Reservoir der Blutflüssigkeit wird, während das Herz nur eine schlauchartige Pumpe darstellt, welche die Flüssigkeit in Bewegung setzt. In welcher Weise diese Bewegung vor sich gehe, ist vollkommen gleichgültig: denn merkwürdiger Weise wechselt das Herz in dem Rhythmus seiner Zusammenziehungen ab und zwar ganz regelmäßig in bestimmt abgemessenen Zeiträumen. Betrachtest Du ein solches Herz unter der Loupe oder dem Mikroskope, so gehen während einer gewissen Zeit die Zusammenziehungen von links nach rechts; die Blutflüssigkeit strömt von links her ein, und wird durch langsame wurmförmige Zusammenziehungen aus der nach rechts liegenden Oeffnung hinausgetrieben. Plötzlich steht das Herz still. Du glaubst einen Augenblick, aber nur einen Augenblick, das Leben des Thieres seie beendet, weil die Bewegung seines Herzens aufhöre. Die Bewegung beginnt jetzt von Neuem, aber nun von der umgekehrten Seite her. Die Zusammenziehungen schreiten von rechts nach links hin vor, und die Oeffnung, aus welcher früher das Blut ausströmte, nimmt dasselbe

jetzt in Empfang. So geht die Abwechselung beständig in abgemessenen Zwischenräumen fort, und wenn Du die Beobachtung nicht an einer solchen zusammengesetzten Ascidie, wo das Thier bald nach seiner Trennung aus der Masse stirbt, vornimmst, sondern an einer einfachen gallertartigen Seescheide, die man Tage lang unter dem Mikroskope haben kann, so wirst Du Dich überzeugen können, daß diese Abwechslung in der Richtung der Herzbewegungen in der That eine normale, und in dem Lebensprocesse dieser Thiere begründete Erscheinung ist. Das Herz ist demnach hier nur eine Maschine, bestimmt, die Ernährungsflüssigkeit in irgend eine Wellenbewegung zu bringen, deren Richtung vollkommen gleichgültig ist. Deshalb fehlen auch ab- und zuführende Gefäße, welche dem Blutstrome eine solche bestimmtere Richtung einzig zu verleihen im Stande sind, und die Eingeweide werden unmittelbar von der Blutflüssigkeit umspült, welche den ganzen Raum der Leibeshöhle erfüllt.

Ich sagte Dir eben, daß viele dieser Thiere große Eier in ihrem Inneren geführt hätten, in welchen man schon vollkommen entwickelte Embryonen sehen konnte. Wir sahen auch diese Jungen ganz in der

selben Weise, wie schon Milne-Edwards sie abgebildet hat.] Das Junge besteht nämlich deutlich aus einem fast kugelförmigen Körper, an welchem ein langer peitschenförmiger Schwanz hängt, den es mit großer Behendigkeit hin- und herschleudert, und mittelst dessen es ziemlich lebhaft in dem Wasser umherschwimmt. Der Körper selbst aber, eben sowohl wie der Schwanz ist aus zweien sehr in sich verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt, nämlich einer dicken, glasartig durchsichtigen Hülle und einer inneren gelbrothen Körpermasse, welche durch einige Fortsätze nach Außen vordringt und an der Oberfläche einige Saugnäpfe bildet. Man bemerkt im Innern dieser Masse einen dunkleren Fleck, den ich in der That nicht recht zu deuten weiß, und an der einen Seite zwei schwarze Pünktchen, für welche ich auch kein analoges Organ bei dem erwachsenen Thiere finden kann.

So erzeugt denn auch diese Masse festsitzender, in eine gemeinsame Colonie vereinigter Thiere Jungen, welche dazu ausgerüstet scheinen, frei in dem Meere umherzuschwimmen und an entfernteren Orten wieder neue Colonieen zu bilden, die sich in ähnlicher Weise durch ihre Jungen ins Weite verpflanzen können.

So können wir jetzt schon mit Bestimmtheit den Satz aussprechen: daß alle festsitzenden Thiere, welcher Classe sie auch angehören mögen, nothwendig frei bewegliche Eier oder Jungen erzeugen müssen, welche fähig sind, die Art nach entfernteren Localitäten hin zu verpflanzen. Allein nicht nur einzelne Individuen, sondern sogar ganze Colonieen von Individuen werden in solch embryonalem Zustande in die Weite hinausgesendet, wie dies denn namentlich bei einigen zusammengesetzten Ascidien der Fall ist, die der Art, die uns hier beschäftigt, sehr nahe stehen, aber dadurch wesentlich verschieden sind, daß die Individualitäten nicht so vollkommen, wie bei der unsrigen, getrennt, sondern in der Weise zusammengekettet sind, daß eine kreisförmig gestellte Gruppe von Individuen eine gemeinschaftliche Ausführungsöffnung besitzt. Diese Thiere erzeugen denn auch meist zusammengesetzte Embryonen, welche im Kreise um eine gemeinschaftliche Röhre stehen, eine gemeinsame Gallerthülle besitzen, und einen einzigen gemeinschaftlichen Schwanz haben, der die ganze Masse fortbewegen kann. Es ist demnach schon im Ei eine ganze Colonie vorgebildet, die mittelst des gemeinschaftlichen Bewegungswerkzeuges im Wasser umher-

schwimmen, und sich eine geeignete Stelle zur Fixation aufsuchen kann. Milne-Edwards hat nachgewiesen, daß der runde Schwanz, welchen diese Jungen besitzen, abgeschnürt und zuletzt gänzlich von dem Leibe getrennt wird, und daß dann die Jungen durch Modificationen und innere Umbildungen die Organisation der Alten erlangen. Was aus der centralen dunkeln Masse wird, gibt er freilich nicht an, und ich kann es eben so wenig sagen, da ich nur Embryonen von einem gewissen Stadium der Entwicklung sah, und ihre weitere Ausbildung nicht verfolgte.

Die eigenthümliche Oeconomie, welche die Natur hinsichtlich der Thiere befolgt, die in ihrem späteren Alter und zwar gerade in ihrem zeugungsfähigen Alter festsitzen, verdient gewiß einmal eine umfassende Beleuchtung, da sie des Wunderbaren Vieles enthält. Uns hat sich gar manchmal bei der Besprechung dieser Verhältnisse die Vergleichung mit den menschlichen Zuständen aufgedrängt, die so außerordentlich nahe liegt, daß man sie mit den Händen greifen könnte. Es geben diese Meerthiere in der That ein Bild der menschlichen Entwicklung in den socialen Verhältnissen. Da sitzen die Alten

zusammen auf demselben Flecke, den sie sich vor vielen Jahren angebaut und freuen sich ihres beschränkten Daseins, in dem ganzen Besitze ruhiger Selbstgenügsamkeit, die gar nichts weiter will, als ein ruhiges Spiel der Wogen, das sie erfrischen, aber nicht mit fortreißen soll. Sie sitzen eng und warm zusammen, ernähren sich, so gut es gehen mag, von Dem, was ihnen der Zufall zuführt und zeugen Kinder nach Herzenslust, die sie, sobald sie groß genug geworden, hinausschicken in die weite Welt. Draußen tummeln sich denn die Jungen weidlich herum, und können es auch, weil sie beweglich Glieder besitzen, die ihnen ein freies Umhertreiben gestatten. Sie haben offne Augen und Ohren, und wenn man sie in ihrer Unbändigkeit sieht, sollte man glauben, das weite Meer sei ihnen zu enge und keine Tiefe desselben ihnen unergründlich. Nach einiger Zeit aber werden sie's müde, und sie fangen an, sich nach einem Plätzchen umzusehen, wo sie sich festsetzen und dasselbe Leben beginnen können, das ihre Väter schon längst getrieben haben. Die raschen Glieder schrumpfen ein, die Beweglichkeit geht verloren, und auch die Empfänglichkeit für äußere Eindrücke schwindet mit den Sinnesorganen dahin,

welche sie in der Jugend besaßen. Die Augen gehen zu Grunde, die Ohren sind nicht mehr zu finden, ja Einige sogar legen den ganzen Kopf ab, und es bleibt von dem früheren, so schön ausgerüsteten Individuum nur ein an den Boden geheftetes Wesen, das zu nichts Anderem fähig ist, als zum Schlingen und zur Fortpflanzung.

Wir Gelehrten haben das die rückschreitende Metamorphose genannt, und meinen Wunder! welch außerordentliche Neuigkeit wir damit bei den Thieren entdeckt hätten. Allein jedes Thier hat seine rückschreitende Metamorphose, deren Eintritt uns nur dann frappirt, wenn sie an andern Organen früher auftritt, während die Fähigkeit zur Fortpflanzung noch nicht vorhanden ist, oder noch fortbesteht. Bei den Affen sogar hat man sie auf das Klarste und Ueberzeugendste nachgewiesen. Man hat dargethan, daß bei dem jungen Affen der Gesichtswinkel weit bedeutender ist, als bei den alten, dessen Freßwerkzenge ein immer größeres Uebergewicht über das Gehirn erhalten, und wie denn die geistigen Fähigkeiten eine nothwendige Folge der materiellen Ausbildung sind, so hat man auch sich überzeugen müssen, daß der alte Affe in allen geisti-

gen Fähigkeiten weit hinter dem jungen zurücksteht. Bei dem Menschen nur will man die Naturgesetze ändern und die rückschreitende Metamorphose, die in dem Greisenalter eintritt, nicht anerkennen. Hat man je einmal das Unglück, auf dieselbe aufmerksam zu machen, so fallen alle gemüthlichen Seelen mit erbittertem Grimme über den Verwegnen her, und schreien über Verletzung der Moral, über Hintansetzung der Demuth, die des Christen schönste Zierde sein soll. Diese Demuth ist es, welche uns zum großen Theile in den Fortschritten der Wissenschaft einhält, denn bei jedem Schritte, den wir vorwärts thun wollen, hängen uns die Opfer der rückschreitenden Metamorphose am Rocke, und schreien über Verletzung der ihnen gebührenden Achtung. Mein Freund Herwegh hat wahrhaftig vollkommen recht, wenn er sagt:

„Wir haben lang genug geliebt,
„Und wollen endlich hassen.“

Wär' ich ein Dichter, ich versichere Dich, ich würde ein Pendant dazu schreiben, worin gesagt würde „wir sind lange genug demüthig gewesen und wollen endlich stolz werden, und den Kopf so hoch tragen, als wir irgend nur können, und unsere Hälse

es erlauben. Und wäre ich gar malitiös, so würde ich gelehrte Citate in Form von Noten, hinten an meine Ode hängen, die sechsmal länger werden sollten, als das Gedicht selber, und als Motto würde ich darüber schreiben den Göthe'schen Vers:

Nur die Lumpen sind bescheiden,
Brave freuen sich der That.

Den 20. Januar.

Wir haben heute vielleicht unsere letzte Excursion gemacht. Ich soll für mein Museum, denke Dir, mein Museum! Seethiere sammeln, und bin in vollem Eifer, um auf dem Fischmarkte Seltenheiten und Gewöhnliches zusammenzutreiben, und in ein großes Bordeauxfaß zu packen, das über Berg und Thal nach Gießen wandern soll. Schade, daß mir der Auftrag nicht früher ward. Ich hätte vielleicht manchen Fisch, manchen Krebs gekauft, mit dessen Anschauen ich mich im Anfange begnügt habe, da ich nicht gewußt hätte, was ich später mit der Bestie anfangen

sollte. Indessen ist jetzt noch immer Zeit genug, das Versäumte einigermaßen nachzuholen; denn da die Fischer einmal wissen, daß ich viel kaufe, so wird das Haus von „fleur de la santé“ förmlich gestürmt und alles nur irgend Außergewöhnliche mir hergebracht. Ich schrieb Dir schon früher von den mannichfaltigen Fischarten, welche auf dem hiesigen Markte vorkommen. Seither habe ich noch einige ganz interessante Formen erhalten.

Es giebt in den hiesigen Meeren eine beträchtliche Menge von Fischen, welche etwa die allgemeine Körpergestalt des Aals mit einem gänzlich abweichenden Kopfbaue verbinden, und meistens auch bandartig zusammengedrückt erscheinen, weßhalb man sie auch Bandfische (Taenioiden) genannt hat. In der Bucht von Villa franca giebt es mehre Arten von dieser Familie, die sich besonders durch ihre silberweiße Farbe und die beträchtliche Größe auszeichnen, die sie erreichen. Sie werden von den Fischern ganz einfach Bänder „rubans“ genannt, und lassen sich leicht acquiriren, da sie ihres schlechten Fleisches wegen auf dem Markte keinen Preis haben. Der Größte von den Dreien, die ich gekauft habe, ist so lang, daß ich ihn kaum über den Boden halten kann, wenn ich ihn mit in

die Höhe gestrecktem Arme an dem einen Ende packe. Seine Höhe beträgt etwa eine Spanne und seine Dicke nicht mehr als die Dicke eines Fingers. Die herrlichste Silberfarbe, die sich indessen außerordentlich leicht abschuppt, bedeckt den ganzen Körper, der außerdem roth gefärbte Flossen trägt, die ich aber trotz aller Mühe nicht unverletzt erhalten konnte. Es stehen nämlich oben auf dem Kopfe äußerst lange schwanke Strahlen, jeder mit einem rothen Fähnlein geschmückt und unter dem Halse befinden sich statt der Bauchflossen zwei ungemein lange sehr zerbrechliche Knochengerten, die an ihrer Spitze ebenfalls Fähnchen tragen, und gerade gut zu Reitgerten wären, wenn nicht ihre Zerbrechlichkeit einen so hohen Grad erreichte. Die Schwanzflosse hat vollständig die Gestalt eines Fächers, der aber nicht in der Richtung der Achse des Körpers liegt, wie bei den andern Fischen, sondern nach Oben aufgestellt wird. So schwimmt denn dieses Silberband mit seinen seltsamen Anhängen und Fähnchen in schlangenförmigen Bewegungen umher, und ist, wie es scheint, gar manchen Angriffen der Raubfische ausgesetzt. Eins meiner Exemplare ist an dem hinteren Theile bedeutend verstümmelt, der Schwanz fehlt ihm ganz, und die Wunde ist voll-

kommen verwachsen, so daß man wohl sieht, sie ist nicht beim Fange, sondern in früherer Zeit durch irgend einen Raubfisch beigebracht worden. Meistens werden schon in den Netzen die so außerordentlich zerbrechlichen Flossenstrahlen geknickt, und dadurch die Schönheit der Exemplare sehr benachtheiligt.

Doch ich wollte Dir von unserer letzten Excursion erzählen und Dir noch einiges Gethier mit in den Kauf geben, dessen ich bis jetzt noch nicht erwähnt habe.

Ich wüßte mich kaum des Tages zu erinnern, an dem wir nicht in Villa franca Ketten und vereinzelte Individuen von Salpen gefunden hätten. Meist wimmelt die Oberfläche von Thieren dieser Art, und wer sich genauer mit ihrem Studium beschäftigen wollte, würde hier die reichste Ausbeute finden. Bald durchschneidet das Schiff ganze Ketten, welche in Form langer Bänder an dem Borde vorbeistreichen, bald trifft man überall einzelne Individuen dieses eigenthümlichen Thiergeschlechtes, die manchmal eine gigantische Größe erreichen. Wir haben Exemplare getroffen, welche beinahe einen Fuß Länge erreichten, und andere eingesammelt, die kaum die Größe einer Haselnuß hatten.

Die Struktur dieser Thiere ist so eigenthümlich, daß man lange Zeit braucht, ehe man sich eine Idee von derselben verschaffen kann. Der ganze Körper hat meist die Gestalt eines länglichen Parallelepippedons, das vornen und hinten eine bedeutend große quere Oeffnung besitzt. Die Bauklötzchen der Kinder geben ein ganz gutes Bild einer solchen Gestalt. Vorn und hinten befinden sich je nach den verschiedenen Arten verschieden gestaltete Auswüchse, zipfelartige Anhänge und stachelartige Gebilde, die in ihrer Anordnung außerordentlich wechseln, und meistens dazu dienen die Aneinanderkettung der einzelnen Individuen zu vermitteln.

Das Thier schwimmt in dem Wasser durch beständiges Einschlucken und Wiederausstoßen der Flüssigkeit, so daß es sich also im vollsten Sinne des Wortes durch das Wasser hindurch frißt. Der innere Raum des ganzen Körpers, der vollkommen glashell und durchsichtig ist, aber doch eine gewisse lederartige Zähigkeit besitzt, dieser innere Raum wird durch eine in der Diagonale gespannte Kieme durchsetzt, welche einen cylindrischen Strang darstellt, der von einer Oeffnung bis zur anderen reicht. Wenn Jemand das Phänomen der Flimmer-

Bewegung in seiner ganzen Pracht anstaunen will, so muß er ein Stück dieser Kiemen unter dem Mikroskope beobachten. Der cylindrische Stab, der eine solche Kieme bildet, ist nämlich hohl, und eine große Menge feiner Querspalten führt von Außen nach Innen in die Höhlung hinein. Diese Spalten nun sind auf beiden Seiten mit schwingenden Flimmerhaaren besetzt, die eine so lebhafte Strömung in der Richtung der Spalten erzeugen, daß man schon mit bloßem Auge ein unbestimmtes Erzittern in diesen Spältchen wahrnimmt. Unter dem Mikroskope aber fließt und strömt es, wie in den tausend Zweigen eines Sturzbaches, der sich über flaches Land ergießt, und von allen Seiten her werden die Partikelchen, die etwa in der Flüssigkeit schwimmen, herangerissen, und in den Spalten von dem Flimmerstrome fortgeführt. So ist denn der ganze weite Sack, den die Kieme in schiefer Richtung durchsetzt, einzig und allein zur Unterhaltung der Respirationsthätigkeit bestimmt, und das beständige Einschlucken und Ausstoßen des Wassers, mittelst dessen die Salpe sich zugleich fortbewegt, ist wesentlich unserem Ein- und Ausathmen vergleichbar.

Als Anhang zu diesem weiten Kiemensacke, den

eigenthümliche ringförmig verlaufende Muskelbündel zusammenziehen können, erscheint ein rundes Knäuel, das bei den meisten Arten eine hochgelbe oder zinnoberrothe Farbe besitzt, und im Dunkeln mit wunderschönem hellsmaragdgrünem Lichte leuchtet. Dieses Knäuel enthält die wesentlichsten Organe der Salpe, einen zusammengewundenen Darmkanal, ein Sförmig gebogenes schlauchförmiges Herz, eine Leber und die keimbereitenden Geschlechtstheile, welche zwischen den Windungen des Darmkanals verborgen liegen. Die Röhre des Darmkanals besitzt zwei Mündungen, welche in den großen Kiemensack sich öffnen. Es müssen also alle Nahrungstheilchen des Thieres durch das eingeschluckte Respirationswasser herbeigeführt werden, und sämmtliche Auswurfsstoffe mit dem ausgestoßnen Wasser durch die hintere Oeffnung den Körper verlassen. Du siehst also hier schon eine große Analogie mit dem Baue der Seescheiden, wo ebenfalls der Darmkanal nur eine Art Anhang auf dem Grunde des Kiemensackes bildet, welcher den bedeutendsten Theil des Körpers ausmacht.

Die Analogie wird noch vermehrt durch die eigenthümliche Thätigkeit, welche das Herz besitzt. Dieses liegt an der unteren Seite des Eingeweide-

knäuels nach der Bauchfläche zu, und läßt sich schon mit bloßem Auge unterscheiden. Unter einer mäßig vergrößernden Loupe gelingt es aber leicht, den ganzen Blutlauf in seiner Vollständigkeit bei einer lebenden Salpe zu untersuchen, und Herwegh namentlich, den sein kurzes Gesicht hierbei begünstigt, konnte sich von der Beobachtung dieses Blutlaufes Stunden lang hinhalten lassen. Da drängt sich denn in kurzer Zeit die Thatsache auf, daß das Herz ganz so, wie bei den Seescheiden in seiner Thätigkeit abwechselt, und in abgemessenen Zwischenräumen die Richtung des Blutstromes, den es bedingt, vollkommen zur entgegengesetzten umdreht. Auch hier steht es, wenn diese Aenderung der Richtung eintreten soll, eine Zeit lang vollkommen still, ehe es seine Contractionen nach der anderen Seite hin beginnt.

Dieses Herz steht aber nicht, wie bei den Seescheiden, in offener Communication mit einer allgemeinen Leibeshöhle, in welcher die nährende Flüssigkeit ergossen ist, sondern es ist der Mittelpunkt eines weit verzweigten Systemes von Gefäßen, die sich ganz so, wie die Blutgefäße der höheren Thiere, in Netze feiner Haargefäße auflösen, in welchen die

Ernährungsflüssigkeit circulirt. In diesen Gefäßen kann man nun leicht die Wirkung des Herzstoßes studiren, und wahrlich, hätten die Thoren, welche bei den höheren Thieren eine dem Blute selbst inwohnende, bewegende Kraft annehmen wollten, nur während einiger Augenblicke den Kreislauf einer Salpe beobachtet, sie würden sich von der Grundlosigkeit ihrer Annahme überzeugt haben. Ohne Anwendung anderer optischer Hülfsmittel, als einer gewöhnlichen nicht zu schwachen Loupe sieht man in der glashellen Substanz das Blut rinnen, während das Herz sich kräftig contrahirt. Plötzlich steht das Herz still, und nun pflanzt sich der momentane Stillstand durch die Gefäße hindurch fort, bis selbst die letzten Verzweigungen nur stockende Flüssigkeit enthalten. Unterdessen hat aber das Herz schon seine Zusammenziehungen in umgekehrter Richtung begonnen und die Wirkung derselben pflanzt sich in eben der Weise durch die Gefäße wieder fort, wie früher der Stillstand. So kann man denn an jedem Punkte dieses weit verzweigten Gefäßsystems abwechselnde Vorwärtsbewegungen, Stillstand und Rückwärtsbewegungen des Blutes sehen, und man kann demnach nicht, wie bei höheren Thieren von

zuführenden und wegführenden Gefäßen, Arterien und Venen reden, da alle Gefäße abwechselnd diese Function übernehmen.

Merkwürdig ist bei den Salpen noch das Nervensystem mit dem Sinnesorgan, das erst in der neuesten Zeit genauer gewürdigt wurde. Betrachtest Du eine Salpe, welche in der Art vor Dir liegt, daß die Oeffnung, durch welche sie einschluckt, nach Oben gekehrt ist, so wirst Du in einiger Entfernung von dieser Oeffnung genau in der Mittellinie ein fast milchweißes Tüpfelchen erblicken, auf dem ein braunrothes Pünktchen aufsitzt, das Du eher für ein Stäubchen, als für ein Organ des Thieres halten würdest. Untersuchst Du aber diese Gegend näher, so wird Dir klar, daß der milchweiße Punkt ein rundlicher Nervenknoten, das röthliche Stäubchen darauf ein einfaches Auge sei, welches das einzige Sinnesorgan ist, das man bis jetzt mit Sicherheit bei den Salpen kennt. Unter starker Vergrößerung sieht man, daß das braunroth gefärbte Auge, welches eine elliptische Gestalt hat und von einer durchsichtigen Haut enge umschlossen ist, unmittelbar auf dem Nervenknoten aufsitzt, der nach allen Seiten eine große Anzahl feiner Nerven aussendet und

etwa aussieht, wie ein Kochtopf mit zwei kurzen dicken Beinchen, welche nach der vorderen Oeffnung hingewendet erscheinen. Ueber dem Auge selbst sieht man eine dreieckige Vertiefung, durch welche das Auge mit einem gewissen schalkhaftem Ausdrucke hervorguckt. Du siehst, daß diese Einheit des Nervenknotens mit der Anordnung dieses Systemes, wie wir sie bei den Rippenquallen vorfanden, sehr übereinstimmt.

Ist die Structur der Salpen schon merkwürdig, so bietet ihre Fortpflanzungsgeschichte des Interessanten noch mehr. Es tritt nämlich jede Art von Salpen in zweierlei Arten von Individuen auf, welche so durchaus verschiedene Gestalten besitzen, daß man sie ohne Weiteres für verschiedene Arten halten würde und auch so lange gehalten hat, bis der Dichter Chamisso zuerst auf diesen Formenwechsel aufmerksam machte, und mein Freund Krohn in neuerer Zeit durch die speciellsten Untersuchungen genaue Belege zu den Chamisso'schen Behauptungen lieferte. Ich sprach Dir schon von Ketten und von einzelnen Individuen. Es sind dies in der That die zwei Formgestaltungen, in welchen dieselbe Art auftreten kann. Ein einzelnes Individuum erzeugt nämlich

stets eine zusammengekettete Reihe von Jungen, welche während ihres ganzen Lebens zusammengekettet bleiben, und nur höchstens durch Zufall von einander getrennt werden. Jedes in einer Kette befindliche Individuum aber bringt nur einen einzigen Embryo hervor, welcher sich nach und nach von seinem Mutterthiere loslöst, und endlich von demselben ausgestoßen wird. So setzt sich also das Leben einer jeden Art von Salpen aus zwei Gliedern zusammen, die so mit einander verbunden sind, daß das Junge den Großältern ähnlich, den unmittelbaren Eltern aber vollkommen unähnlich erscheint. Die in Ketten vereinigten Individuen gleichen sich nämlich unter einander ganz vollkommen, nicht aber den vereinzelten Individuen, welche sie in sich erzeugen.

Die Ketten, welche von den vereinzelten Individuen erzeugt werden, entstehen nicht durch geschlechtliche Erzeugung, sondern durch Sprossenbildung. Betrachtest Du eine Salpe, welche gerade in der Erzeugung einer solchen Kette begriffen ist, so siehst Du unmittelbar an dem Eingeweideknäuel und in der nächsten Nähe der hinteren Auswurfsöffnung einen spiralförmig aufgewundenen Kranz junger

Individuen. Diese Spiralkette ist meistens aus mehreren Absätzen ungleichmäßig entwickelter Individuen zusammengesetzt, die gleichsam ruckweise in Masse hervorgebildet zu sein scheinen. Man findet so manchmal, daß ein einziges Individuum drei Ketten verschieden großer Jungen zu einer einzigen Spirale zusammengewunden an seinem hinteren Ende mit sich trägt. Die Spirale selbst ist um einen kegelförmigen Fortsatz herumgewunden, aus dessen bildender Thätigkeit sie hervorzugehen scheint.

Untersucht man nun die Individuen einer Kette zu gewissen Zeiten, so sieht man an derselben Stelle, an welcher bei den vereinzelten Individuen die spiralförmig gewundene Kette der Jungen sich befindet, bald ein Ei, bald ein mehr oder minder entwickeltes Junge, das durch einen förmlichen Mutterkuchen mit seiner Erzeugerin zusammenhängt. Ein bedeutender Blutstrom geht von dem Herzen der Mutter in ein kugelförmiges Gebilde über, das offenbar aus dem Dotter des Ei's sich hervor gebildet hat, und anderseits verzweigen sich in demselben Gebilde vielfache Gefäße des Jungen, welche eine unabhängige Blutbewegung zeigen. So treffen sich hier in demselben Gebilde die Gefäße der Mutter und der Frucht ganz

in derselben Weise, wie dies in dem Fruchtkuchen der Säugethiere der Fall ist, und es hält gar nicht schwer, durch directe Beobachtung der lebenden Thiere den Nachweis zu liefern, daß bei den Salpen ebensowohl, wie bei den höheren Thieren nur die flüssigen Bestandtheile dieser Blutarten ausgetauscht werden können, und keine directe Communication zwischen den beiderseitigen Gefäßen statt hat. Hier bei den Salpen liefert die periodische Umdrehung der Blutbewegung den sichersten Beweis, daß eine solche Communication nicht vorhanden sei; denn da das Tempo der Herzen bei Mutter und Kind sich nicht entspricht, so sieht man in den Gefäßen des Einen die Umdrehung erfolgen, ohne daß dies auf die Richtung der Circulation in den Gefäßen des Andern auch nur den mindesten Einfluß ausübte.

Du kannst Dir leicht denken, daß es Jahre lang fortgesetzter Bemühungen bedurfte, um diese scheinbar einfachen Thatsachen zu entwirren, deren Erkenntniß hauptsächlich daran scheiterte, daß die zusammengeketteten Individuen eine durchaus verschiedene Gestalt von den vereinzelten besaßen. Krohn hat die 30 Salpenarten, die man zu kennen glaubte, auf 10 oder 12 Species reducirt, indem er einestheils

Synonymen darlegte, anderntheils aber nachwies, daß scheinbar gänzlich verschiedene Arten nur die wechselnden Zustände derselben Art seien. Du magst aber aus diesem Beispiele wieder sehen, wie fruchtlos bei den niederen Thieren die Bemühungen derjenigen Forscher sein müssen, welche, ohne Rücksicht auf die Entwicklungsgeschichte zu nehmen, die Arten nach den inneren und äußeren Kennzeichen der ausgewachsenen Individuen unterscheiden möchten. Bei den Salpen hatte man zur Unterscheidung der Arten scheinbar die sichersten Kriterien: die verlängerten Spitzen, welche in verschiedener Anzahl bald vornen bald hinten an dem Körper ansitzen, die Lagerung der Oeffnungen, die bei den Einen ganz an dem Ende des Körpers, bei den Andern in geringer Entfernung davon sich befanden, die Zahl und Anordnung der Muskelbündel, welche den Kiemenkorb umgeben; alle diese herrlichen Merkmale dienten nur dazu Organismen zu unterscheiden, welche die Entwicklungsgeschichte vereinigt. Es kann kein glänzenderes Beispiel der Zwecklosigkeit jener Richtung geben, die in den Köpfen von Leuten entsprang, welche Registratoren hätten werden sollen. —

Man kann die Salpenketten nicht geradezu Colo-

nieen nennen, sondern höchstens aggregirte Individuen, welche in keinem näheren Connex mit einander stehen, und die vollkommen gut fortleben können, wenn auch diese Verbindung zufällig aufgehoben wird. So giebt es eine Art, welche sich durch ihre Größe auszeichnet, da sie zuweilen die Länge eines Fußes erreicht, und die im Normalzustande schiefe Ketten bildet, in welchen je ein links und ein rechts gedrehtes Individuum an einander gekettet erscheinen. Wir erfuhren erst in der letzteren Zeit, wo wir einmal bei sehr stillem Wetter einer Kette solcher Salpen begegneten, daß sie eigentlich aggregirte seien: bis dahin waren uns nur vereinzelte Individuen, wenn auch in großen Mengen vorgekommen. Es giebt aber auch Thiere, welche gewissermaßen in der Mitte zwischen Salpen und Ascidien stehen, und die unzertrennliche Colonieen bilden, innerhalb welcher sich die einzelnen Thiere etwa in gleichem Verhältnisse befinden, wie die zusammengesetzten Ascidien in der Gallertmasse, die sie umhüllt. Man trifft öfter in der Bucht von Villa franca gallertartig durchsichtige Organismen an, die etwa die Gestalt und Größe eines Tannzapfens haben, und meistens nicht ganz an der Oberfläche, sondern in

einer gewissen Tiefe schwimmen, so daß man sie mit einem Handnetze hervorholen muß. Sie haben eine lederartige Consistenz und zeigen auf der Oberfläche eine Menge biegsamer konischer Spitzen, zwischen welchen man kleine gelbe Pünkchen gewahrt. Das dickere Ende des Tannzapfens hat eine kreisrunde Oeffnung, die in eine centrale Höhe führt, welche die ganze Achse des Zapfens einnimmt, am oberen spitzen Ende aber vollkommen geschlossen ist. Der Zapfen öffnet und schließt sich durch Zusammenklappen seiner Mündung und bewegt sich dadurch äußerst langsam und schwerfällig in dem Wasser mit dem spitzen Ende voran. Wenn Du auch weiter kein Interesse an der Naturwissenschaft hättest, so versäume doch ja nicht, im Falle Du solchen Zapfen begegnest, Dir einige derselben aufzufischen und sie zu Hause in einem Gefäße mit Wasser bis zur Nacht zu bewahren. Du wirst durch ein wahres Feuerwerk en miniature für Deine Mühe belohnt werden; denn es gibt in der That keines unter den so zahlreichen leuchtenden Thieren des Meeres, welches eine solche Abwechslung in seinem Lichte und eine solche Intensität seiner Phosphorescenz zeigte. Man hat diesen Thieren deshalb, und

zwar mit vollem Rechte den Namen „Pyrosoma“, Feuerleib beigelegt. Untersuchst Du den Zapfen näher, so siehst Du, daß in der lederartigen Gallertmasse kleine Thierchen stecken, deren Darm und Leber Du eben in Form von gelben Pünktchen gewahrst. Das Thierchen besteht hauptsächlich aus einem weiten Kiemensacke, der ebenso, wie der Kiemensack der Ascidien, ringsum gegittert ist, und also in der Gestalt des Respirationsorganes sich von den Salpen entfernt, die eine cylindrische Kieme besitzen. Unter dem Kiemensacke befindet sich der Eingeweideknäuel, an welchem sich namentlich bei den meisten ein großer Eierstock und ausgedehnter Eiersack auszeichnet, in dem man sehr häufig einzelne, vollkommen ausgebildete Jungen findet. So habe ich ein Exemplar gezeichnet, dessen Eisack durch die übermäßige Ausdehnung sich ganz in den Kiemensack hineingedrängt hatte, und etwa ein Viertel des ganzen Körperumfanges einnahm. Es befanden sich fünf vollkommen ausgebildete Jungen in diesem Eisacke, die mit ihrem Kiemensacke ganz ebenso auf- und zuklappten, als wenn sie schon in freiem Wasser lebten. Bei der größeren Art dieser Pyrosomen, von denen wir sogar fußlange Exemplare antrafen, stehen die

Thiere unregelmäßig in spiraligen Reihen in der Masse des Stockes. Es gibt aber auch eine kleinere Art, bei welcher die Zapfen nur etwa einen Zoll Länge erreichen, und die Thiere vierzeilig übereinander stehen, so daß der Zapfen vier Kanten und vier tiefe Rinnen zeigt. Bei dieser Art, deren Individuen sich in engerem Connex zu befinden scheinen, werden denn auch Embryonen geboren, die ebenfalls schon zu Vieren zusammengekettet sind, und in einer gemeinsamen Gallerthülle stecken, welche etwa die Größe eines Stecknadelkopfes hat Die Organisation dieser vierzeiligen Art scheint mir viel Abweichendes zu besitzen, und ich hätte vielleicht mein werthes Ich in den Katalogen der Wissenschaft durch Schaffung eines neuen Namens verewigt, wenn mir nicht der Ruf zu der Professur einen Strich durch die Rechnung gemacht, und den ruhig studirenden Gelehrten in einen Einpöckler von Fischen und Sammler von Krebsen verwandelt hätte. Da siehst Du, wie leicht es ist, Jemandes Namen in der Zoologie zu verewigen. Wer einer solchen Verherrlichung bedürftig ist, braucht nur Extrapost zu nehmen, in der Bucht von Villa franca nach den kleinen vierkantigen Pyrosomen zu fischen, die er zu

Tausenden fangen kann, und dann bedarf es nur zweier Tage, um die Dinger abzuzeichnen, eine Beschreibung zu entwerfen, und in dem ersten besten griechischen Lexicon einen Namen zusammenzustoppeln, so ist die Sache fertig, und die Berühmtheit ein für allemal aere perennius der Nachwelt überliefert.

Ich sprach Dir von dem Leuchten, besonders der Pyrosomen. Die Salpen leuchten auch, die Medusen nicht minder, auch die Würmer nehmen sich's heraus Nachts Funken zu sprühen, und wenn man die Sache in ihrer Allgemeinheit auffaßt, so gibt es am Ende kein Thier in der See, das nicht einmal sich mit solchem Phosphoresciren abgegeben hätte. In den warmen Nächten der Tropen leuchtet die See oft wie ein allgemeines Feuermeer, und schon bei Nizza sahen wir unsere Barke hell glänzende Streifen hinter ihrem Kiele ziehen, und die Ruder, wie mit blitzenden Sternen bedeckt, aus dem Wasser hervortauchen. Man hat sich vielfach mit dem Leuchten des Meeres beschäftigt, und bald dieses, bald jenes mikroskopische Thierchen als allgemeinen Leuchter und Beleuchter für die ganze Wassermasse angesehn; allein statt nach vereinzelten Wesen zu

suchen, welche diese Eigenschaft haben sollen, hätte man wahrlich besser gethan, das Leuchten als allgemeines Gesetz für alle niederen Seethiere aufzustellen, und die etwaigen Ausnahmen zu verzeichnen. Man würde deren nicht gar viele gefunden haben.

Hätte ich ein paar Jahre am Meere zuzubringen, ich wollte mich anheischig machen, jedes Thier an der eigenthümlichen Farbe, Intensität und Verbreitung seines Leuchtens mit vollkommener Sicherheit zu erkennen, so sehr verschieden sind alle diese Eigenschaften. So leuchtet bei den Salpen nur die gelbrothe Eingeweidekugel in hellem grünlichgelben Lichte, dessen Intensität ab- und zuschwillt, ohne daß es jemals gänzlich verlischt. Bei den Medusen beginnt das Licht mit schwachen Fünkchen auf der Oberfläche der Glocke, und schreitet allmählig über die ganze Glocke fort, zuletzt sich auf die Fangarme und die Fangfäden verbreitend. Bei den Pyrosomen beginnt das helle weingelbe Licht einförmig an dem einen Ende, und schreitet mit leise zitternder Wellenbewegung nach dem anderen Ende hin vorwärts, stets mehr und mehr an Intensität zunehmend, bis der ganze Zapfen gleich einem weißglühenden Stücke

Eisen in lichter Lohe zu flammen scheint. In gleicher Weise schreitet dann diese helle Erleuchtung zurück, bis sie allmählig in vollständiges Dunkel erlischt. Nach einigen Minuten neuer Brand, neues Auflodern, dem allmähliges Verlöschen folgt.

Man sieht bei den Pyrosomen deutlich, daß die einzelnen Thierchen es sind, durch deren Eingeweide sich allmählig das Licht fortpflanzt, und vielleicht mag die Erscheinung von dem Willen der einzelnen Thierchen abhängig sein. Alle diese Lichterscheinungen werden aber verstärkt oder hervorgerufen durch Berührung und Mißhandlung der Thiere, und wie es scheint, ist es theilweise die Bewegung, welche auf solche Reize einzutreten pflegt, die die Entwicklung des Lichtes bedingt. Wir haben oft ganze Schüsseln mit Pelagien gefüllt, und diese bis spät in die Nacht hinein beobachtet. Stießen zwei solcher Medusen bei ihrem Hin- und Herschwimmen an einander, so leuchteten die Berührungsstellen hell auf, und wenn die Thiere besonders lebenskräftig waren, verbreitete sich auch zuweilen das Licht über die ganze Glocke. Rührten wir aber mit einem Stäbchen unsere Pelagien zusammen, bis der ganze Inhalt des Pokales in lebhafter Kreiselung sich umher-

schwang, so leuchteten selbst abgestoßene Stücke und die ganzen Thiere schienen im Feuer zu stehen. Das Licht aller Leuchtthiere ohne Ausnahme ist indessen sehr wenig intensiv, und deshalb schon bei gewöhnlichem Kerzenlichte nicht mehr wahrnehmbar.

Offenbar steht das Leuchten mit gewissen Lebenserscheinungen in nächster Beziehung. Die abgestorbenen zersetzten Theile leuchten zwar auch eine Zeit lang, allein die Farbe des Lichtes ist eine ganz andere, als an dem lebenden Thiere, und läßt sich auf den ersten Blick sehr leicht unterscheiden. Im Uebrigen wissen wir aber durchaus nicht, wie das Leuchten zu Stande kommt, und auf welchen Eigenschaften der organischen Materie es beruht. Auch die Versuche an italiänischen Leuchtkäfern, welche wie unsere Johanniswürmchen, nur weit stärker leuchten, haben zu gar keinen Resultaten geführt, und nach vieler Verschwendung von Gasen allerlei Art, von Zeit und Mühe sind wir jetzt ebenso weise als vorher. Bei den im Wasser lebenden Thieren ist nun vollends in der neueren Zeit auch nicht der mindeste Versuch gemacht worden, das Räthsel zu lösen, dessen Ergründung ganz anderer Mittel bedarf, als des Guckens mit dem Mikroskope.

Als wir neulich an dem Rande eines Courant unter Haufen von Medusen und Salpen langsam dahin glitten, schrie Laurent plötzlich: ein Fisch! ein Fisch! und deutete auf eine Stelle im Wasser, die durch irgend ein Thier in lebhaft wirbelnde Bewegung versetzt war. Als wir näher kamen, sahen wir in der That ein fischartiges, aber vollkommen glashelles Wesen, das sich mit unbändiger Lebhaftigkeit im Kreise umhertummelte und erst nach einigen mißglückten Versuchen mit dem Schöpfglase aufgefangen werden konnte. Es dauerte lange, ehe wir uns eine bestimmte Anschauung von unserem Gefangenen verschaffen konnten, so wild fuhr er im Glase umher, und erst als er vielleicht hundertmal an den Wänden umhergekreist war, und keine Hoffnung zum Entrinnen sich zeigte, ließ seine Lebhaftigkeit etwas nach und wir konnten unsere Neugierde befriedigen.

Das Thier hatte etwa einen Fuß Länge und vornen eine drehrunden Körper, der nach hinten etwas abgeplattet war, und in eine lanzettförmige schmale Spitze endigte. In der Mitte dieses Körpers saß an der unteren Fläche in rechtem Winkel angeheftet eine breite, blattartige Flosse, deren schrau-

benartige Windungen das hauptsächliche Bewegungsmittel des Thieres bildeten. Du hast gewiß schon auf Seen und Flüssen jene eigenthümliche Manier des Ruderns bemerkt, wo ein einziger Schiffer hinten in einer kleinen Barke steht, und durch beständiges Hin- und Herdrehen des Ruders sein Schifflein vorwärts stößt. Ganz in ähnlicher Weise bediente sich auch unser Thier seiner Ruderflosse, und es war wirklich merkwürdig, wie schnell es sich mittelst dieses scheinbar so unbedeutenden Werkzeuges fortbewegte, dessen Breite nicht mehr als höchstens ein Fünftheil der ganzen Körperlänge beträgt. An dem vorderen Ende des Körpers geht unter einem rechten Winkel ein rüsselartiger Fortsatz nach unten ab, mit welchem das Thier beständig wühlend hin- und hertastet, und an dessen Ende sich das enge Maul befindet. Das ganze Thier hat demnach die Gestalt eines Winkelhakens, dessen einer Arm (der Körper) lang und dick, der andere (der Rüssel) nur kurz und verhältnißmäßig dünn ist. Auf der äußeren Ecke des Winkels, wo Rüssel und Körper zusammenstoßen, findet sich ein kleiner, mit ausgezackten Franzen besetzter Höcker, der einer Krone nicht übel ähnlich sieht. Unmittelbar hinter dieser Krone leuchten aus

der durchsichtigen Gallertmasse zwei hellbraune, birnförmige Körper hervor, die beiden Augen, welche nach den Seiten gerichtet sind, und eine vordere gewölbte Fläche besitzen, während der hintere Theil fast spitz zuläuft.

Wie schon bemerkt, saß die Ruderflosse etwa in der Hälfte der Körperlänge, die dadurch in zwei gleiche Theile halbirt wurde. In der Mitte der hinteren Körperhälfte etwa sah man einen spindelförmigen braunen Körper, der schief in der Gallertmasse stack und mit seinem spitzen Ende ein wenig auf der Rückenfläche hervorragte. Vor diesem spindelförmigen Körper sah man einige franzenartige durchsichtige Gallertbäumchen, welche offenbar die Kiemen waren.

Betrachtete man das Thier genauer, so sah man, daß im vorderen Ende des Rüssels innerhalb einer dicken Muskelmasse eine spiralförmig aufgerollte Zunge lag, die wie die Zunge vieler Schnecken mit einzelnen Spitzen und Dornen besetzt war. Von hier aus ging der Schlund, die Achse des Rüssels durchsetzend, bis zu der Vereinigungsstelle dieses Organes mit dem Körper fort, und erweiterte sich hier zu zwei kleinen kugelförmigen Säcken, die dicht an

einander lagen, und vielleicht als Kropf und Magen gedeutet werden könnten. Von dem Magen aus setzt sich ein vollkommen gerader, kaum Linien dicker Darmkanal durch die Achse des Körpers bis zu dem braunen spindelförmigen Organe fort, in welches er seitlich einmündet. Jetzt bemerkten wir auch an dem Rande dieses spindelförmigen Körpers Pulsationen, und erkannten, daß derselbe ein Eingeweideknäuel sei, in welchem das letzte Ende des Darmes, Leber, Geschlechtstheile und Herz vereinigt lägen, was denn auch die Bedeutung der baumartigen Franzen als Kiemen vollkommen rechtfertigte. Wir hatten ein zweites Exemplar gefangen, welches beschädigt war, und den Eingeweideknäuel verloren hatte. Ich hielt diesen deßhalb anfangs für etwas Zufälliges, trotz des Widerspruchs von Herwegh, und glaubte der spindelförmigen Gestalt des Knäuls wegen, es seie ein kleines unverdautes Fischchen an dieser Stelle stecken geblieben. Die genauere Untersuchung hob diesen Irrthum natürlich sehr bald auf.

Wie mußten wir unser Thier wohl taufen? Dies war die erste Frage, deren Beantwortung bei unseren beschränkten literarischen Hülfsmitteln gerade nicht sehr leicht schien. Wir suchten vergebens eine

Abbildung und vielleicht hätten wir mit einem unbekannten Etwas in der Tasche unsere Rückreise antreten müssen. Allein wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, und so war es denn mir, dem frischgebackenen Professor der Zoologie, sogleich vollkommen klar, daß wir hier eine Firola vor uns haben müßten, auf deren Erscheinen wir durchaus nicht vorbereitet waren, da ich nach den Erzählungen von Milne-Edwards dieses Thier nur für einen Bewohner des sicilianischen Meeres hielt. Freilich muß ich sagen, daß meine Divinationsgabe doch nicht ohne bestimmteren Grund hervortrat. Ich wußte nämlich, daß eine Art sehr naher Verwandten der Firola, die Carinarie, oft in großen Schwärmen in der Bucht von Villa franca erschiene, und hatte mich aus diesem Grunde in Paris schon einstweilen mit dem Anblicke dieses Thieres befreundet, das in vielen Stücken mit der Firola übereinkommt, sich aber dadurch von ihr unterscheidet, daß der Eingeweideknäuel mit den Kiemen in einer äußerst zarten gekielten Schale steckt, welche etwa die Gestalt einer phrygischen Mütze hat. Außerdem fehlt der Carinarie der lange Rüssel, und statt eines

Kröndchens trägt sie zwei längere einziehbare Fühlhörner, welche etwa denen unserer Schnecken gleichen.

Wir fanden auf anderen Excursionen noch eine andere Art von Firolen, die zuweilen in zahllosen Schwärmen an der Oberfläche erschienen, und höchstens die Länge eines kleinen Fingers erreichten. An dem Schwanze trugen sie einen langen fadenartigen Anhang, der stellenweise mit braunen Knoten besetzt war. So ein Thierchen muß man sich wählen, um mit Bequemlichkeit anatomische Untersuchungen anzustellen. Das ganze Ding ist so durchsichtig, daß man es nur unter eine geringe Vergrößerung des Mikroskopes zu legen braucht, um Nervensystem, Gefäßsystem, Verdauungsorgane in ihrem ganzen Verlaufe ohne weitere Präparation vollständig überschauen und untersuchen zu können. Ich habe die Zeichnung des Nervensystems einer solchen Schnecke in einer Stunde gemacht, wozu ich bei einer unserer Schnecken eine 14tägige Anstrengung wenigstens nöthig gehabt hätte. Die Bequemlichkeit ist viel werth im Leben, aber am Meisten gilt sie in der Wissenschaft, wo es sich sehr oft nur darum handelt, Gegenstände zur Untersuchung zu wählen, bei welchen die Schwierigkeiten

nicht existiren, die anderwärts sich darbieten. Deshalb großentheils sind auch die Forschungen am Meere so ergiebig, weil es sich meist um Thiere handelt, deren Durchsichtigkeit eine vollständige Einsicht ihrer gesammten Oeconomie verstattet.

Den 25. Januar.

Du fragst mich in Deinem letzten Briefe, ob wir denn keine Untersuchungen über Polypen gemacht hätten, und ob ich Dir nicht Fundorte von Thieren dieser Art in der Bucht von Villa franca anzugeben wüßte. Es fragt sich nur, was für Arten von Polypen Du finden willst, und von welcher Familie der weitläufigen Klasse Du gesprochen hast. Es gibt hier, glaube ich, Repräsentanten aller möglichen Formen und zwar in solcher Zahl, daß man stets gewiß sein kann, seinen Zweck zu erreichen und Haufen derselben mit nach Hause zu bringen. Als wir neulich hart an der westlichen

Küste der Bucht von Villa franca unter dem Fort Sansculotte hinsegelten, zeigte uns Laurent eine Stelle, wo das Wasser mit vollem Brausen an die verwitterten Felsen schlug. Dort unten, sagte Laurent, findet sich in der Tiefe einiger Faden eine Grotte, welche einmal von ein Paar Jungen beim Baden entdeckt worden ist. In dieser Grotte haben sie einen Stamm ächter Korallen gesehen, so dick wie ein Mann und von fabelhafter Länge, der tief in dem Inneren der Grotte wurzelt, und dessen Zweige von dem Wogenpralle abgebrochen worden sind. „Wer den hätte," fügte Laurent hinzu und seufzte recht inbrünstig, „wer den hätte, der könnte in Genua den Markt Jahre lang mit Korallen versorgen, und brauchte nicht mehr Barken zu rudern, und sich abzuschinden für sein tägliches Brod. Es waren auch vor einigen Jahren ein Paar Korallenfischer hier, erzählte er weiter, die den Schatz heben wollten, und einige Monate lang in der Bucht arbeiteten, ohne den Stamm hervorbringen zu können. Sie waren recht arm und jämmerlich, hatten eine schlechte Barke und einen noch schlechteren Tauchapparat, und obgleich es ihnen öfter gelang, den Korallenbaum zu sehen, so konnten sie doch

niemals in die Grotte eindringen, und verloren so Zeit und Mühe. Am Ende wollte ihnen Niemand mehr borgen, Schulden hatten sie die Menge, und da nahmen ihnen die Gläubiger Barke und Tauchapparate ab, und schickten sie zu Fuße wieder heim. Welcher Schaden! sagte Laurent, und schüttelte bedauernd den Kopf. Es wäre doch eine recht große Ehre für unsere Gegend gewesen, wenn sie den größten Korallenstock geliefert hätte, den man seit Jahrhunderten gesehen hat. Sie sollten sich einmal daran machen, meine Herren, und die Koralle zu fangen suchen, da hätten Sie am Ende doch auch eine Entschädigung für Ihre Mühe, während sie jetzt schon so manchen Fünffrankenthaler hinausgeworfen haben, um Zeug zu kaufen und zu fangen, das" — hier hielt er inne, machte eine höchst verächtliche Miene, schnalzte mit der Zunge und that einen gewaltigen Ruderschlag, so daß die Barke fast wie ein Kreisel herumfuhr.

Freilich möchte ich das nächste Mal, wenn ich die Bucht von Villa franca besuche, einen Tauchapparat bei mir haben, um auf dem Boden des Meeres herumsuchen zu können. Milne-Edwards hatte einen solchen auf seiner sicilianischen Reise

mit und es reute ihn nur die unvollkommene Anordnung desselben, nicht aber der Gebrauch, den er davon machen konnte. Im Wesentlichen bestand sein Apparat aus dem Rettungshelm des Obersten Paulin, der besonders für den Fall berechnet ist, wenn man bei Feuersbrünsten in Räume eindringen will, die so von Rauch und giftiger Luft erfüllt sind, daß man nicht darin athmen kann. Der Apparat ist eigentlich nur ein lederner Helm, der luftdicht schließt, und ziemlich fest auf den Schultern aufsitzt. Der ganze Kopf steckt in diesem Gehäuse, in welchem Fenster für die Augen angebracht sind. Die obere Spitze des Helmes ist durch eine Klappe geschlossen, die sich einem Drucke von Außen nach Innen öffnet, und über dieser Oeffnung ist ein langes elastisches Rohr angeschraubt, welches mit einer Druckluftpumpe in Verbindung steht, die man beständig im Spiel erhält. Der Gedanke, der dem Ganzen zu Grunde liegt, ist außerordentlich einfach, wie Du siehst. Man führt durch die Pumpe dem Kopfe, der in dem Helme steckt, beständig frische Luft zu, die aus den Fugen an den Schultern wieder entweicht, und die ausgeathmete fernerhin untaugliche Luft mit sich führt.

Es hält leicht, diesen Apparat so zu modificiren, daß er zu dem Tauchen in dem Wasser geeignet ist. Allein wie mir Milne-Edwards sagte, der einen solchen Apparat öfters benutzt hat, so bedarf es zu seinem Gebrauche vor allen Dingen einer großen stark-bemannten Barke, welche genügende Sicherheit für das Aufziehen und Niederlassen des Apparates biete, und in ähnlicher Weise, wie die Barken der Austern-fischer für die schwere Schleppkratze eingerichtet ist. Denke Dir das Vergnügen, mit einem solchen Apparate, der alle Glieder frei läßt, auf dem Grunde des Meeres herumzuwandeln und dem geheimniß-vollen Treiben zuzuschauen, das uns jetzt nur in Bruchstücken an die Oberfläche gebracht wird. Wie unendlich unvollkommen sind alle die Hülfsmittel, welche unsere Naturforscher bis jetzt angewendet haben, um das Leben des Meeres auf dem Grunde zu untersuchen, und wie unendlich wichtig wären doch diese Untersuchungen hinsichtlich der Folgerungen, welche man aus ihnen ziehen könnte. Wir schwatzen und reden in unseren geologischen Abhandlungen unendlich viel von Schichten, die sich in der Hochsee ablagern, von dem Untergange der Schöpfungen, von der Aufeinanderfolge derselben in ver-

schiedenen Zeitepochen, und die ganzen Vergleichungspunkte, auf welche wir uns stützen können, bestehen in einigen Häuflein Sand, und ein Paar Muscheln, welche Schleppkratze und Senkblei zu Tage gefördert haben. Wie kann man hoffen, eine genügende Vorstellung von den Bewohnern des Meeresboden zu haben, von dem Einflusse, den sie auf die Ablagerung der Gesteinsschichten ausüben können, wenn man nur dasjenige kennt, was man von der Oberfläche dieses Bodens abkratzte, ohne in einige Tiefe eindringen zu können. Ein Engländer, Forbes, hat jetzt einen gewaltigen Spektakel darüber angefangen, daß er das griechische und ägäische Meer nach allen Richtungen hin mit der Schleppkratze zu durchsuchen Gelegenheit fand. Und der Mann macht ausdrücklich darauf aufmerksam, daß bis jetzt noch kein Naturforscher dies Instrument speciell zu dem Zwecke benutzt habe, um allerwärts die Zusammensetzung des Lebens in der Tiefe zu beobachten. Das ist vollkommen wahr, und in der Südsee namentlich, wo wir uns zuerst in solcher Absicht hinwenden sollten, hat auch nicht die leiseste Spur irgend einer Erforschung dieser Art statt gehabt. Dort unter den Korallenriffen in

der Mitte der Atolls, in den Buchten der Küsten müssen wir die Thatsachen suchen, welche uns in der Aufklärung der geologischen Räthsel zu leiten haben: denn die älteren Meere, in welchen sich die Gesteinsschichten unserer Erdkruste absetzten, glichen nicht sowohl unseren Becken der gemäßigten Zone, als vielmehr jenen unendlich reicheren Gewässern, die zwischen den Wendekreisen sich ausbreiten.

Ich wollte von den Polypen bei Villa franca reden und gerathe in Gefahr, Dir den Plan einer Südseeexpedition auseinanderzusetzen, die mit Schlepp- kratzen und Paulinschen Helmen bewaffnet, den Ungeheuern des Meeres etwas tiefer in ihre Ge- heimnisse schauen soll, als dies bisher geschehen. Geduld, lieber Junge, Du mußt Dir solche Excur- sionen schon gefallen lassen, die mir jetzt eine Er- holung gewähren, wo ich den ganzen Tag nichts thue, als Fische abbürsten, jeden einzeln in ein Läppchen wickeln, und sie dann so dicht als möglich in ein Faß einpacken, von dem ich eine unend- liche Bereicherung meines Museums erwarte. Das merke Dir wohl, wenn Du je einmal Fische zu versendeu oder einzupacken hast: An dem gekochten Fisch sind die Schuppen unleidlich, allein für den

Zoologen sind sie unentbehrlich, und können auf weiteren Reisen nur dadurch erhalten werden, daß man in der beschriebenen Weise jeden einzelnen Fisch besonders in Leinwand packet. Langweilig ist das freilich, allein die Vernachlässigung einer solchen Vorsichtsmaaßregel rächt sich oft grausam, und wenn die deutschen Professoren der Zoologie einmal so gestellt sein werden, daß sie sich Bedienten halten können, so dürfen sie solche Geschäfte den dienstbaren Geistern schon überlassen. Jetzt freilich, wo sie mit überflüssigem Geldmangel und noch obenein mit den Segnungen einer Wittwenkasse behaftet sind, soll's mich gar nicht wundern, wenn sie dergleichen Geschäfte selber verrichten müssen.

Die Wittwenkasse und die Polypen haben das mit einander gemein, daß sie Alles ergreifen und verschlingen, was in ihre Nähe kommt, und da somit diese Institute eine große Aehnlichkeit besitzen, so wirst Du bewundern, mit welcher Feinheit ich hier den stylistischen Uebergang zu meinem eigentlichen Thema gemacht habe. Es ist wahrhaftig gerade, wie wenn ich den Brief wollte drucken lassen, und wie wenn es mir ginge, wie Einem meiner Freunde, den ich einmal

bei der Verfertigung eines langen mit großer Sorgfalt stylisirten Briefes antraf, den er gerade für seine Braut abschrieb. Das Concept, welches er vor sich liegen hatte, war vielfältig durchcorrigirt, geflickt und verbessert, etwa wie das Concept eines Berichtes an eine Höchste Staatsbehörde, oder das Anfangscapitel eines Romans, über dessen weiteren Verlauf der Verfasser selbst noch nicht einig ist. Du gibst Dir ja eine unendliche Mühe, sagte ich, einen Blick auf das geglättete Rosapapier werfend, über dem einige lithographirte Amoretten gaukelten. Du glaubst wohl? erwiederte er lachend. Aber ich habe geschworen, nie wieder eine Zeile zu schreiben, die mir nicht bezahlt wird, und da ich überzeugt bin, daß meine Braut die Liebesbriefe höchst sorgfältig in einem eigens dazu bestimmten Kästchen aufbewahrt, und mir dieselben als Frau wieder mitbringt, so werde ich dann mein Hausrecht benutzen, mich der Briefe bemächtigen und die Gefühle für ein hübsches Honorar bei Cotta drucken lassen. Deshalb schreibe ich sie auch jetzt schon sehr sorgfältig, und hänge alle Nachrichten über Möbelkauf, Bettverfertigung und dergl. Dinge, die in die Haushaltung gehören, auf der dritten Seite hinten in

einer Nachschrift an, damit ich sie bequem wegschneiden und ohne weitere Correcturen die Briefe druckfertig haben kann. Mit dem Honorar bezahle ich dann die Wittwenkasse, und von dem Reste trinken wir Champagner bei der ersten Kindtaufe." Das war nun freilich eine vermessene Zusage, denn die Wittwenkasse verschlang das ganze Honorar eines sechsjährigen Brautstandes und bei der Kindtaufe mußten wir uns mit sauerem Landweine begnügen.

Aber meine Polypen! Ich bin bei ihnen, und kann Deine Frage mit Wenigem beantworten. So schöne große Stämme von Gorgonien und ähnlichen Thieren, wie Du sie in Neapel findest, und in allen Museen als Zierrath aufgestellt siehst, habe ich freilich bei Villa franca nicht gefunden, dagegen desto mehr kleines Zeug auf allen Blättern und Steinen, die man nur aus dem Wasser hervorbefördern mag. Die Steckmuscheln, die wir aus dem Boden herausrissen, die Blätter der Tangarten, welche wir zufällig an die Oberfläche förderten, waren dicht besetzt mit vielfachen Arten von Glockenpolypen, (Campanularien) Keulenpolypen (Coryne) und Röhrenpolypen (Sertularien), die sich meist wie dünne Fäden an

der Oberfläche der Körper hinziehen, auf welchen sie festsitzen. Auf den Steckmuscheln namentlich fanden wir lange Colonieen eines prachtvollen gelben Polypen mit acht Armen, der auf langen Fäden saß, welche, etwa wie die Ausläufer einer Erdbeere, hier und da die cylindrischen Becher trugen, in die sich der Polyp zurückziehen konnte. Diese stiellosen Becher hatten etwa die Länge einer Linie, bestanden aus durchsichtiger etwas gelblich gefärbter Hornsubstanz und ließen in ihrem Inneren den zusammengezogenen Polypen sehr deutlich wahrnehmen. —

Noch weit prachtvoller gefärbt war ein anderer Polyp, ebenfalls mit acht blattförmigen, seitlich gefranzten Fangarmen, dessen Polypenstock aber mehr ästig war, und dessen becherartige Hüllen auch einige Kalkconcremente zu enthalten schienen, welche sie vollkommen undurchsichtig machten. Die Röhren dieses Polypen, der auf Steinen und Wurzeln festsaß, waren schmutzig orangegelb, die blattartigen Fangarme hell fleischroth gefärbt, und der entfaltete Polyp bot einen desto schöneren Anblick, als alle diese Fangarme mit ihren seitlichen Einkerbungen etwa so aussahen, wie die s. g. Stuartskragen,

welche man zur Zeit jener enthaupteten Königin und später allgemein trug.

Auf den Blättern der Tange, welche den Boden bei Villa franca decken, und zwischen denen die Steckmuscheln und die rothen Seesterne hausen, sieht man ganz feine, weißliche Fädchen, die von Zeit zu Zeit ein kleines, in rechtem Winkel abstehendes Fäserchen gewahren lassen. Das sind Campanularien, welche in vielfachen Arten hier vorkommen, und sich eher zur Beobachtung eignen, da die langen gestielten Becher, in welchen die Polypen sitzen, vollkommen durchsichtig und klar sind. Man braucht nur eine solche Ranke mit der Pincette zu fassen und sie vom Blatte abzuziehen, um den ganzen Polypenstock in einem Uhrglase unter das Mikroskop zu bringen. Vielfach beschäftigt hat mich eine Art dieser Glockenpolypen, deren langgestielte Zellen stets einzeln auf den Ranken aufsitzen, und wesentliche Unterschiede in ihrer Bildung zeigen. Die Einen haben nämlich länger gestielte Zellen, in welchen ein Polyp mit vielfachen Fangarmen sitzt, die in einem Kreise um den meist hügelförmig hervorgetriebenen Mund stehen. Dies sind die ernährenden Individuen, an denen sich niemals Geschlechtsorgane

entdecken lassen. Zwischen ihnen aber sitzen auf kürzeren Stielen mehr topfartig gestaltete Glocken, die oben eine wallartige Einfassung besitzen, und im Innern eine kugelförmige Masse enthalten, welche durch einen stielartigen Fortsatz mit dem Walle und der darin befindlichen Oeffnung zusammenzuhängen scheint. Die innere dunkle Masse ist noch ringsum von heller Substanz umgeben, und bei vielen Individuen undeutlich in einzelne Kugeln zerlegt. Drückt man die Kapseln ein wenig zwischen zwei Glasplatten zusammen, so trennen sich diese Kugeln deutlicher von einander ab, und man gewahrt in ihrem Inneren kreisrunde helle Flecken, die offenbar Keimbläschen sind. Es kann also keinem Zweifel unterworfen sein, daß die topfförmigen Kapseln weibliche Individuen seien, welche nur zur Fortpflanzung bestimmt sind und Eier in ihrem Innern erzeugen.

Drückt man die Kapseln, deren Eier einen gewissen Grad der Entwicklung erlangt haben, stärker zusammen, so stülpt sich zuletzt die ganze innere Masse durch die wallartige Oeffnung der Kapseln nach Außen hervor, und bildet dann eine große Gallertkugel, in welcher die Eier zusammengedrängt

liegen. Man findet auch viele Kapseln, bei welchen dieser Prozeß sich schon in natürlicher Weise ohne Dazwischenkunft eines Druckes vollendet hat, und wo auf der Mündung der leeren Kapsel eine runde Gallertmasse aufsitzt, die eine gewisse Anzahl von Eiern enthält. Ich weiß nicht, wie die Eier sich weiter entwickeln, und was aus den leeren Eikapseln werden mag. Gewiß reißen sich die Eier von den Polypen später los, ob dies aber im Ganzen geschieht, und die Gallerthülle mit den darin enthaltenen Eiern ein Spiel der Wogen wird, oder ob die Eier sich erst zu beweglichen Embryonen entwickeln und dann die Gallerthülle durchbrechen, könnte ich wahrlich nicht sagen, und Du magst, wenn Du einmal nach Villa franca kommst, diese Beobachtungen fortsetzen und zu erklecklichem Ende führen. Ich werde keine Reclamation der Priorität Dir an den Hals werfen.

Heute, als ich im Begriffe war, Kisten und Kasten zu schließen, brachten mir die Fischer eine noch lebende Homola, ein prachtvolles Exemplar, das ich unmöglich zurücklassen konnte. Ich habe es ein paarmal in Spiritus getaucht, und da ich keine Zeit hatte, seinen vollständigen Tod abzuwarten, so habe

ich es mit Bändern und Schnüren an den Deckel der Kiste angenagelt, in welcher ich schon ein anderes Exemplar derselben Gattung untergebracht habe. Es gehören die Thiere dieser Gattung gewiß zu den größten Crustaceen, welche bei Nizza vorkommen; denn es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte daß die große weibliche Homola, welche ich aquirirt habe, beinahe die Größe eines Kindskopfes hat, und daß ihre spinnenartig ausgebreiteten Füße zwei Ellen Spannweite haben. Die Form dieser Gattung ist ziemlich eigenthümlich und sehr abweichend von derjenigen der gewöhnlichen Taschenkrebse, zu welchen das Thier doch im Grunde gehört. Der Körper hat im Ganzen betrachtet etwa die Form einer Birne, deren Stiel nach vornen gerichtet wäre. Die Oberfläche ist mit Stacheln und braunen Haaren besetzt, die Fühlhörner nur sehr kurz und klein, die Augen dagegen auf langen Stielen befestigt, und äußerst beweglich. Die Beine haben alle eine ungemeine Länge, das vordere Paar ist mit kurzen schwachen Scheeren versehen, deren Kneiparme ganz rund sind, während die drei folgenden Paare scharfe, etwas gekrümmte Haken tragen, die nur zum Gehen geeignet erscheinen. Das letzte Fußpaar, (denn alle

hochstehenden Crustaceen haben, wie Du weißt, fünf Paar Füße, während die Spinnen vier und die Insecten drei Paar besitzen), das letzte Fußpaar, sage ich, scheint nur eine Art Luxusmöbel für die Homola zu sein. Es ist klein, verkümmert, und wird stets auf dem Rücken getragen, ohne daß man bemerken könnte, daß das Thier irgend welchen Gebrauch davon zu machen geneigt sei.

Die Homola ist gerade nicht eine häufige Erscheinung auf dem hiesigen Markte, und unser Abbé ärgerte sich einigermaßen, daß man seinen bestimmten Auftrag nicht befolgt, und lieber von den Fremden einige Franken genommen hatte, statt mit ihm um ein Paar Sous zu feilschen. Man fängt das Thier nur zufällig in einer Tiefe von mehren hundert Füßen mittelst der Grundangel, welche bei den Fischern den Namen Palangre führt. Es ist wahrscheinlich, daß der Fang an großen Crustaceen weit ergiebiger sein würde, wenn man Körbe und Netze, ähnlich denen, welche man zum Krebsfange braucht, auf den Boden hinabließe und einen stark riechenden Köder darin befestigte.

Größere krebsartige Thiere sind überhaupt ziemlich selten in Nizza, während ein außerordentlicher

Reichthum von kleineren Formen vorkommt. Es gibt hier einen Baron, dessen Namen ich vergessen habe, der aber in der Administration der Stadt eine ziemlich hohe Stelle begleitet und eine vollständige Sammlung aller krebsartigen Geschöpfe besitzt, welche in dem Meere von Nizza vorkommen. Auch unser Freund, der Abbé Montolivo beschäftigt sich mit Zubereitung von Crustaceen, und hat uns einige nicht uninteressante Typen, welche während unserer Anwesenheit nicht auf dem Markte vorgekommen waren, zum Geschenke gemacht. Auf den ersten Blick scheint es, als müßte es ungeheuer schwer halten, die Crustaceen nur einigermaßen kennen zu lernen, da ihre Formen so außerordentlich mannigfaltig und ihre Zahl groß ist. Allein gerade diese Mannigfaltigkeit der Formen und Organe bietet eine solche Menge von Anhaltspunkten und so scharfe und bestimmte Unterscheidungsmerkmale dar, daß man bei einiger Bekanntschaft sehr bald die bekannten wieder findet, und die unbekannten sehr leicht in den systematischen Catalogen auffinden kann.

Die Krabben oder kurzschwänzigen, zehnfüßigen Krebse finden hier alle ihre Familien vertreten. Du

siehst in vielfachen Repräsentanten die Bogenkrabben, die sich alle dadurch auszeichnen, daß der mittlere Körper weit breiter als lang ist, und sein Vorderrand nach Außen convex verläuft, während der hintere, oft sehr schmale Rand quer abgestutzt oder selbst ausgeschweift ist. Sowohl die gewöhnlichen Taschenkrebse, deren Füße alle mit einer sichelartigen Kralle bewaffnet sind, als auch die Portunusarten, deren hinteres Fußpaar blattartig entwickelt ist und als Ruder dient, finden sich täglich in Menge auf dem Markte. Auch die s. g. Schamkrabben sind gar nicht selten, und wenu Du selbst nicht eine auf dem Markte findest, so ist Freund Montolivo gewiß gern bereit, Dir eins seiner zahlreichen Exemplare als Andenken mitzugeben. Die Calappa (dies ist der systematische Namen der Schamkrabben) hat etwa die Form eines sphärischen Dreieckes, an dessen vorderer Spitze die kleinen kurzgestielten Augen stehen. Die Farbe des Körpers ist ein gelbliches Fleischroth mit warzigen Erhabenheiten, welche hell carminroth gefärbt sind. Die ganze Krabbe ist vollkommen glatt, ohne Haare, Borsten oder Spitzen auf dem Rücken, uud sieht deshalb sehr sauber und geleckt aus, eine seltene Eigenschaft bei den Krabben, die meistens eine ganze

Welt auf dem Rücken mit sich herumtragen. Die vier hinteren Fußpaare der Calappa sind nur sehr dünn, schmächtig und mit kleinen Sichelhäkchen besetzt; das vordere Scheerenpaar dagegen außerordentlich dick, schwer und so breit, daß die Oeffnung der Zange mehr in der Breiten-, als in der Längs-Richtung der Scheere steht. Dieses ganze massive Scheerenpaar kann nun so unter die vorderen, schief nach Unten abgeschnittenen Ränder des Körpers untergeschoben werden, daß die Scheeren fast gänzlich verdeckt sind, in solcher Weise, daß es kaum möglich wäre, mehr als den Rand des Scheerengliedes vom Rücken aus zu sehen. Es sieht fast aus, als schäme sich die Krabbe dieser unbehülflichen Werkzeuge, und verberge sie deshalb unter dem Vorderrande ihres Rückenschildes.

Ganz ähnlich macht es auch eine andere Krabbe, deren allgemeine Körperform einigermaßen derjenigen der Calappen gleicht, die aber durch ihre Organisation in eine ganz andere Abtheilung der Krebse zu gehören scheint. Die Dromien sind gewiß die trägsten, indolentesten Thiere, die man sehen kann. Mit an den Leib gezogenen Füßen und Scheeren sitzen sie unter den Steinen oder zwischen den

Blättern der Tange, und man muß schon ziemlich genau zusehen, um sie von einem gelben Ocker-steine unterscheiden zu können. Sie machen auch nicht die geringste Anstrengung, um zu entfliehen, sondern lassen sich ruhig greifen und verharren auch in der Gefangenschaft in dieser Apathie, die nur bei Nacht, wie es scheint, ein wenig unterbrochen wird. Der ganze Körper ist von einem dichten, graugelben Wollhaare bedeckt, und nur die äußersten Spitzen der massiven Scheeren sind glatt und von schön rosenrother Farbe. Die Bewegungslosigkeit dieser sonderbaren Taschenkrebse erklärt sich einigermaßen aus der Organisation ihrer Füße. Es sind nämlich nur zwei Paar derselben zur Ortsbewegung tauglich, während die zwei letzten Paare als ziemlich kleine verkümmerte Anhänge auf der Oberfläche des Rük-kens getragen werden, und gewiß weder zum Schwim-men noch zum Gehen benutzt werden können. Ich weiß nicht, wer den Zoologen das Mährchen auf-gebunden hat, die Dromie benutze diese beiden Fuß-paare, um damit Seeschwämme, Blätter, Muschel-schalen und solches Zeug sich über den Rücken zu halten, und auf diese Weise maskirt ihre Beute zu beschleichen. Sie schauen zwar trotz ihrer Unbe-

weglichkeit äußerst verständig aus ihren kleinen lebhaften schwarzen Augen hervor, allein für so listig, wie die Zoologen sie gerne machen mögten, kann ich sie denn doch nicht halten. Unser alter Laurent, der die Dromien recht wohl kannte, wußte durchaus nichts von den ihnen angedichteten Listen, und ein anderer Fischer, La Rose genannt, der manches Wunderbare zu erzählen wußte, hatte ebenfalls keine Kenntniß von dieser Geschichte. Wir haben ein Paar Dromien Tage lang in unseren Gläsern zwischen Schwämmen und Pflanzen lebendig gehabt, aber niemals gesehen, daß sie bei ihren Abendpromenaden nach Beute sich in der von den Zoologen angenommenen Weise ausgerüstet hätten. Ich sehe auch nicht ein, warum eine Bestie, die beschlichen werden soll, weniger vor einem wandelnden Seeschwamme, als vor einem langsam sich bewegenden Rollsteine erschrecken sollte, und einem solchen gleicht eine Dromie mehr, als etwas Anderem. Wir haben aber in unserer neuen Zoologie noch gar manche Dinge die nicht besser sind, als die Erzählungen von Plinius und Consorten, von welchen ich Dir gleich ein recht hübsches Beispiel mittheilen will.

Es gibt eine kleine Art von Taschenkrebsen, die

etwa die Größe einer Erbse haben, und deren Leib ziemlich weich und biegsam ist, so daß sie auf irgend eine Weise in andern hartschaligen Thieren eine Zuflucht suchen müssen. Sie setzen sich deshalb besonders in mancherlei Arten von Muscheln, zwischen deren Klappen sie vollkommen gut aufgehoben sind, und man mag wohl selten ein Exemplar der Steckmuschel herausziehen, welches nicht ein Paar solcher Gäste beherbergte. Diese Thatsache war den Alten recht wohl bekannt; sie nannten den Krebs den „Muschelwächter," (Pinnotheres) und da sie in alle Verhältnisse der Natur etwas Menschliches hineintrugen, so hatten sie auch eine recht hübsche Theorie zur Erklärung dieser Thatsache gefunden. Sie sagten nämlich, es existire eine Art von Bündniß zwischen der Muschel und dem Krebschen, in welchem die eine die materielle Stärke, das andere die Intelligenz repräsentire. Die Muschel, behaupteten sie, habe weder Augen noch Ohren, könne sich nicht vom Platze bewegen, und sei deshalb allen feindlichen Angriffen ausgesetzt, wenn diese nur plötzlich genug kämen, um die Muschel bei geöffneter Schale zu überraschen. Gegen diese Unvollkommenheit ihrer Organisation schütze sie die Freundschaft des Krebses,

welcher beständig mit wachen Augen und offenen Ohren an dem Rande der Schale Wache halte, und beim Nahen eines Feindes die Muschel kneipe, worauf denn diese ihre Schale schließe und so sich gegen den Angriff wappne. Auch wenn irgend ein zur Nahrung taugliches Thier sich zwischen die Schale verirre, gebe der Krebs durch einen Kniff ein Zeichen, und erhalte dann von der Muschel, die ihn zum Lohne beherberge, einen Theil der Beute.

Gegen eine solche Erzählung haben sich unsere neueren Naturforscher mit ungemeiner Energie empört, und vollkommen nachgewiesen, daß ein jeder Organismus sich selbst genüge, und gar nicht die Rede davon sein könne, solche auf wechselseitige Dienste gegründete Freundschaft in der Natur anzunehmen. Wir glauben ihnen das recht gerne und wollen uns gegen die Schlüsse, welche sie gezogen haben, nicht im Geringsten auflehnen. Wird aber dadurch, daß sie die Erzählung der Alten zurückweisen, die ihrige von der so absurdlistigen Dromia etwa glaubwürdiger?

Noch weit eher würde ich solche Absichten bei den s. g. Dreieckkrabben voraussetzen, von denen ein Geschlecht, Maja, hier in zahllosen Exemplaren

vorkommt. Die Beine dieser Thiere sind lang und spinnenartig. Der Körper nach Vornen spitz, nach Hinten meist breit, aber mit abgerundeten Winkeln. Vornen stehen ein Paar starke Spitzen hervor, an denen man sich leicht verwundet und Körper wie Beine sind mit langen borstenartigen Haaren, mit Dornen und Spitzen besetzt, die nach allen Seiten hinausstarren. Das sind die wahren Struwwelpeter unter den Crustaceen! Polypen, Seepflanzen, Röhrenwürmer, zusammengesetzte Ascidien, Muscheln und Schnecken bauen sich auf der Oberfläche dieser Bestien an, die beständig einen Wald von Gewächsen auf dem Rücken mit sich herumtragen, und aussehen, als gehörten sie zu der Armee von Duncans Söhnen, als sie Macbeth's Schloß stürmte. Diese Majen sind wirklich, freilich wider ihren Willen, vollkommen maskirt, und man könnte allein mit den Objecten, die man von ihrem Rücken ablauste, das Studium vieler Tage füllen. Alle die langbeinigen, spinnenartigen Taschenkrebse, die Borsten, Haare und Stacheln tragen, sind stets mit solchen Aufsätzen und parasitischen Organismen über und über besetzt, und man erkennt sie oft nicht eher, als bis man sie sich bewegen sieht, wo denn aus dem

ungestalteten Haufen von Blättern und Polypenstöcken sich nach allen Seiten hin lange Spinnenbeine hervorstrecken, und das ganze räthselhafte Wesen sich in zappelnder Bewegung fortzuschieben sucht.

Die höheren Crustaceen, Krebse und Krabben scheinen überhaupt dazu bestimmt, die Organe des christlichen Polizeistaates in dem Meere zu repräsentiren. Einige derselben, und dies sind meist die großen und glatten Seekrebse mit langen Schwänzen, unendlichen Fühlhörnern und starken Scheeren, die Hummer, Langusten, Scyllaren, Galatheen und wie sie alle heißen mögen, tragen oft glänzende Uniformen, und tyrannisiren selbst kleinere Fische auf grausame Weise. Die langsamer beweglichen Krabben haben mehr die niedere Polizei auf dem Grunde. Sie stöbern beständig unter Steinen und Tangen umher, und wehe dem armen Viehe, das sie unterwegs antreffen. Sie finden gewiß irgend welchen Grund, es in Strafe zu nehmen, und solche Strafe muß jedes Mal mit dem Leben gezahlt werden. Und nun gar das Heer der parasitischen Crustaceen, die sich an ihre Beute festheften, und sie nicht eher loslassen, als bis der Tod die armen Verfolgten erlöst. Kann man sie nicht identificiren mit jenen

Hetzhunden der geheimen Polizei, welche den politisch Anrüchigen angehängt werden, und ihnen nachfolgen müssen auf ihren Winkelzügen, ohne sie einen Moment aus ihren Augen zu lassen? —

Doch Spaß bei Seite! Die Crustaceen haben wirklich eine höchst eigenthümliche Rolle in der Oeconomie des Meeres, die etwa derjenigen gleicht, welche Aasgeier, Schweine und Hunde in den Gegenden übernommen haben, wo die Polizei sich nicht auf den Schmutz der Straßen erstreckt. Die Crustaceen fressen Alles, mit besonderer Vorliebe aber faulende, verwesende Stoffe, weßhalb man sie auch mit stark riechenden Substanzen außerordentlich leicht ködert Mit ihren vielen Beinen, Freßspitzen und Kaufüßen durchstöbern sie jeden Winkel, und sind in beständiger Activität, welche durch ihre stete Unersättlichkeit andauernde Anregung findet. Ein fressender Krebs bietet wirklich ein seltsames Beispiel. Der Mund ist so besetzt mit zahlreichen Anhängseln, die von den Seiten her einander in die Hände arbeiten, daß man kaum weiß, wie die Nahrung zwischen ihnen durchkommen soll. In welcher Mannigfaltigkeit sind diese Organe ausgebildet! Das eine Paar besitzt lange, etwas weit aus-

einander stehende Borstenhaare, welche wie der Rechen eines Mühlwerkes dazu bestimmt scheinen, das Eingehende durchzusieben und Ungehöriges abzuhalten. Ein anderes Paar dieser Anhänge trägt feine Bürsten, jenes hackenförmige Krallen, dieses messerartige Schneiden, Sägezähne und andere Waffen dieser Art, welche zur Zerkleinerung bestimmt sind. Unsere Instrumente sind wahrlich armselig gegen diese Mannichfaltigkeiten von Kauapparaten, welche ein solches Individuum mit sich herumträgt, und vielleicht könnten Löffel, Messer und Gabel noch um einige höchst zweckmäßige Instrumente vermehrt werden, wenn unsere Fabrikanten und die Tonangeber der feinen Welt bei den Crustaceen einige Modelle entnehmen wollten.

Du hast mir schon oft geklagt, daß es Dir unmöglich wäre in die große Klasse der Krustenthiere einen leitenden Gedanken zu bringen, und daß Du Dich vergebens bemüht hättest, die mannichfaltigen Formen derselben in eine solche Ordnung zu bringen, daß ihr gegenseitiges Verhältniß sich klar herausstellte. Es ist mir vielfach ebenso gegangen, wie Dir, und trotz langer Unterredungen mit Milne-Edwards, der die Krebse besser als irgend Jemand

kennt, bin ich ebenfalls noch zu keinem Resultate gekommen, welches mir selbst genügen könnte. Indessen glaube ich, daß die Entwicklungsgeschichte auch hier in dieses Chaos Aufklärung bringen werde, und daß sich jetzt schon mit Sicherheit Manches sagen läßt, wozu eben die Entwicklungsgeschichte den Schlüssel gibt.

Du brauchst nur Wasser aus der ersten besten Lache zu schöpfen, um darin eigenthümliche, kleine Krebsthierchen zu finden, welche man ihres hüpfenden Schwimmens wegen „Wasserflöhe" genannt hat. Es haben diese Thierchen, die in ungemeiner Menge in allen süßen Gewässern vorkommen, einen aus vielen Ringen bestehenden Körper, der meist etwas buckelförmig gebogen, und an seinem vorderen Ende mit einem einzigen Auge versehen ist, welches einen ziemlich bedeutenden Umfang hat; weßhalb denn auch der Name Monoculus oder Cyclops dem Thierchen nicht mit Unrecht beigelegt worden ist. Ausser dem einfachen Auge besitzen diese Cyclopen mehre Paare von borstigen Ruderfüßen, die, wie es scheint, zugleich als Bewegungsorgane und als Athemorgane dienen. Wenigstens läßt sich kein anderes Kiemenorgan an dem Körper entdecken. Die Eier werden

von den Thierchen in zwei mehr oder minder langen Säcken an dem hinteren Theile des Körpers getragen, und meist kannst Du schon mit blosem Auge im Sommer die Weibchen an diesen Anhängen erkennen.

Von dieser Grundgestalt aus kannst Du eine lange Reihe von Formen entwickeln, die in ihrem endlichen Zustande zwar ungemein verschieden sind, im Beginne aber alle die Gestalt und Organisation jener Monokeln so täuschend nachahmen, daß man zuweilen selbst versucht sein könnte, sie für ausgebildete Thiere dieser Gattung zu halten. Die Monokeln selbst entwickeln sich in der Weise, daß ihre verschiedenen Fußpaare erst nach und nach hervorsprossen, so daß also die Jungen anfangs nur mit einem Ruderpaar die Eihülle verlassen und nach und nach erst, während sie frei umherschwimmen, die Zahl derselben sich vermehrt. Man muß also auch diese embryonale Entwicklungsreihe in den Kreis der Betrachtungen ziehen, wenn man die Formen verstehen will, welche sich durch dieses bindende Glied aneinander reihen.

Untersuchst Du nun, welche Abtheilungen der Crustaceen embryonale Formen besitzen, die der ent-

wickelten Gestalt der Monokeln ähneln, so triffst Du zuerst auf zwei höchst eigenthümliche Abtheilungen, in welchen eine Modification der einzelnen Körpertheile eintritt, die man wohl als beispiellos bezeichnen dürfte. Zuerst begegnest Du der Reihe der parasitischen Crustaceen, die besonders an den Kiemen der Fische schmarotzend ihr Leben zubringen, und Alle wenigstens den Character beibehalten, daß ihre Eier in langen Säcken an dem Hinterleibe der Weibchen getragen werden. Bei den meisten dieser Thiere gehen nach und nach die Augen verloren, der Mund wandelt sich in einen röhrenförmigen Saugmund um, die Füße verlieren allmählig ihre Rudergestalt und werden zu Haken und Krallen umgebildet. So schreitet die Rückbildung der einzelnen Organe stets mehr und mehr vor, und bei der verkümmertsten Familie, den Lernäen, findet sich im ausgebildeten Zustande meist nur noch ein wurstförmiger Körper ohne deutliche Querringe, ohne Augen, Fühlhörner und Füße, welche in scharfe Hakenkrallen zum Anheften verwandelt sind. Das Thier bietet dann solch abweichende Gestalt, daß Cuvier es noch zu den Eingeweidewürmern, nicht aber zu den Gliederthieren und Crustaceen rechnete.

Es wäre wohl der Mühe werth, einmal diese allmähligen Umwandlungen der Glieder näher als dies noch geschehen, in das Auge zu fassen, da hier die staunenswerthesten Methamorphosen vorkommen, von denen die systematische Zoologie bis jetzt nur wenig Gebrauch machen konnte.

Eine zweite Entwicklungsreihe der Cyclopenform findet sich in den Balanen und den übrigen Rankenfüßern oder Cirrhipedien, über deren Stellung man früher ebenfalls große Zweifel hegte. Ich weiß nicht, ob ich Dir damals erzählt habe von St. Malo aus, daß ich einmal mehrere Balanen mit nach Hause brachte, um mir ihre Lebenserscheinungen näher zu betrachten, und daß Eines dieser Thiere während seiner Gefangenschaft eine Menge von Eiern legte, die jedesmal mit dem ausgestoßenen Athemwasser hervorgetrieben wurden. Es waren kleine weißliche Körper von ovaler Gestalt, die wie ein Strahl von höchst feinem Sande aus der Athemöffnung hervorkamen, und die ich anfangs unbeachtet ließ, da ich sie eher für Excremente als für Eier hielt. Nach einiger Zeit aber glaubte ich eine gewisse Bewegung an den winzigen Dingelchen wahrzunehmen, und als ich sie unter das Mikroskop

brachte, sah ich zu meiner nicht geringen Freude theils Eier mit entwickelten Embryonen, theils Junge vor mir, welche eben die Eihülle verlassen hatten, und mit ihren Ruderfüßen recht lebhaft umherschwammen. Ich zeichnete die Jungen in diesem Zustande, und fand ihre Aehnlichkeit mit entwickelten Cyclopen außerordentlich groß. Sie hatten wie diese ein einziges Auge mitten auf der Stirn, und drei Paar Ruderfüße mit langen Borsten, die ganz so gegliedert erschienen, wie die Ruderfüße der Cyclopen.

Man kennt die Uebergänge, wodurch sich diese Embryonen zu ausgebildeteren Rankenfüßern umwandeln, durch sehr schöne Untersuchungen Burmeister's in Halle jetzt so ziemlich im Großen. Man weiß, daß sie sich mit der Rückenfläche, den Kopf nach Unten festsetzen, ihr Auge und die complicirten Freßwerkzeuge verlieren, und daß ihre Füße sich in lang zusammengerollte Ranken verwandeln, welche nur noch zum Haschen der Beute, nicht aber zur Bewegung dienen.

So verbinden sich denn durch die Cyclopen eine Menge von abweichenden Formen zu einem gemeinschaftlichen Typus, der von derselben Grundform

ausgehend zu den abweichendsten Gestalten führt, welche eine bizarre Phantasie hätte ersinnen können. Wenn Du alle Formen, welche von dem angeführten embryonalen Typus ausgehen, von der Menge der übrigen Krustenthiere abziehst, so wirst Du schon sehen, daß die Ueberbleibenden in sich übereinstimmendere Gestalten zeigen und die große Mannichfaltigkeit weniger Grundverschiedenheiten darbietet, als man anfangs hätte glauben können.

Bei einer anderen Gruppe verlassen Dich zwar bis jetzt die aus der Embryologie genommenen Thatsachen so ziemlich; allein hier gelingt es vielleicht auf andere Weise zu suppliren. Es giebt in den älteren Schichten der Erde eine überraschende Menge eigenthümlicher Crustaceen, welche man Trilobiten genannt hat, weil ihr Rückenschild durch zwei Längsrinnen in drei parallele Abtheilungen zerfallen scheint. Diese Trilobiten waren die einzigen Crustaceen jener Meere, aus welchen sich die älteren Gebilde der Grauwacke, der Dachschiefer des alten rothen Sandsteines ꝛc. absetzten. Sie kommen in diesen Schichten in den mannigfaltigsten Formen und oft in so ungemein großer Anzahl vor, daß das Gestein förmlich nur aus ihnen gebildet erscheint. Diese

Thiere hatten gewiß keine eigentlichen Füße, sondern nur blattartige Anhänge unter dem Körper, die zugleich als Bewegungs- und Athem-Organe dienen. Du wirst wohl schon öfter in den Sümpfen und stehenden Gewässern s. g. Kiemenfüße oder Blattfüße (Apus cancriformis) gesehen haben, die zuweilen nach einem Regen im Frühjahre und Sommer in ungeheurer Menge plötzlich erscheinen und ebenso plötzlich wieder verschwinden. Ich erinnere mich noch aus meiner Knabenzeit, daß man einmal nach einem warmen Regen in der Nähe der Stadt an einem besuchten Pfade in einer zufällig gebildeten Lache eine solche Unzahl von diesen Thieren antraf, daß die ganze Stadt darüber in Bestürzung gerieth, und die abergläubischen Gemüther die entsetzlichsten Dinge aus dieser Erscheinung weissagten. Die Thiere selbst haben etwa die Länge eines halben Fingers, sind glatt, und von einem einzigen ovalen Rückenschilde gedeckt, das hinten ausgeschnitten ist, um dem kurzen geringelten Schwanze Spielraum zu geben, der zu beiden Seiten zwei lange fadenförmige Anhänge trägt. Auf dem vorderen Theile des Schildes stehen drei einander genäherte Augen, die fast eine Masse bilden. Dreht man das Thier um, so erblickt

man an dem hinteren Theile des Körpers eine Menge zarter blattartiger Anhänge, die in zwei queren Reihen einander folgen, und in unaufhörlich schwingender Bewegung sind. Nach vornen zu finden sich unmittelbar hinter dem Munde ein Paar ungestalteter Ruderfüße, welche drei kurzgegliederte Anhänge besitzen, die lange genug sind, um zu beiden Seiten des Schildes mit ihren Enden hervorzuragen. Man kennt auch Einiges von der Embryologie dieser Thiere, und man weiß, daß ihre Larven zwar ein Paar borstige Ruderfüße besitzen, ähnlich denjenigen der Cyclopen, daß sie aber gleich von Anfang an sich schon durch den Besitz blätteriger Anhänge unter dem Bauche unterscheiden.

Die Blattfüße nebst ihren Verwandten, welche ebenfalls meistens in süßen Gewässern vorkommen, scheinen mir die letzten Glieder jener gewaltigen Schöpfung zu bilden, die in den Trilobiten ihren Anfang nahm. Wir kennen in der heutigen Schöpfung, wenigstens nach den jetzt vorhandenen Thatsachen keine höheren Formen, welche sich etwa aus dem Typus der Blattfüße entwickeln ließen, und so viel wir wissen, gibt es auch keine Embryonen anderer Krebse, welche in ihrer Jugend etwa Gestalten

darböten, die den Blattfüßen in ähnlicher Weise nahe kämen, wie die Jungen der Rankenfüßer und der Parasiten, den cyklopenartigen Thieren. Es stehen also die Blattfüßer als isolirte Gruppe unter den Crustaceen da.

Was ich mit den übrigen Ordnungen der Crustaceen anfangen soll, weiß ich in der That nicht recht. Alle zehnfüßigen Crustaceen, kurz- wie langschwänzige, gehören offenbar demselben Typus an, zu dem auch meines Erachtens die Heuschreckenkrebse und die Flohkrebse gehören. Die Entwicklungsgeschichte des Flußkrebses, welche Rathke geliefert hat, weist dieses auf das Ueberzeugendste nach, indem sie zeigt, daß die allmähligen Entwicklungsstadien dieses Thieres mit den in den genannten Krebsen ausgeprägten Formen eine große Uebereinstimmung bieten. Dagegen fehlen uns alle Anhaltspunkte für diejenigen Formen, welche mit unseren gewöhnlichen Asseln übereinstimmen, und es bleibt nichts übrig, als auch diese vor der Hand als einen eigenthümlichen Typus zu betrachten, dessen Verbindung oder spätere Geltendmachung den Untersuchungen einer künftigen Zeit vorbehalten bleiben muß.

Ich habe Dir an dem Beispiele der Krusten-

thiere nachzuweisen gesucht, in welcher Weise man meiner Ansicht nach die systematische Zoologie behandeln müsse, wenn sie ein wirkliches Bild der Typen geben soll, die sich in den verschiedenen Formen des Thierreichs erkennen lassen. Es kommt hier nicht auf das Verhältniß der ausgebildeten Thiere an, welche so mannichfaltige Aenderungen in ihren ganzen Organisationen erleiden, daß nur hier und da ein Anhaltspunkt gewonnen werden kann, der auch dann noch trügerisch ist, wenn er nicht in der Vergleichung anderer Typen eine Stütze findet. Es beruht vielmehr diese ganze Umgestaltung der Zoologie auf dem einfachen Satze, daß Thiere, welche demselben Typus angehören, sich auch in entsprechender Weise entwickeln, und daß ihre Verschiedenheiten erst im Laufe dieser Entwickelung nach und nach auftreten und immer mehr und mehr sich herausbilden, je länger diese Entwickelung dauert. Deßhalb sind die Embryonen derjenigen Thiere, welche zu demselben Typus gehören, einander um so ähnlicher, je jünger sie sind, und aus dem gleichen Grunde auch gibt sich die Verschiedenheit der größeren Typen des Thierreiches um so früher zu erkennen, je weiter dieselben von einander entfernt sind.

Eine Ahnung dieses Gesetzes brachten schon die ersten embryologischen Untersuchungen, die in der Wissenschaft der letzten Jahrzehente eigentlich erst Platz griffen. Allein sie wurde um so eher mißverstanden, als man damals, in Deutschland wenigstens, an der Idee festhielt, daß allen Gestaltungen des Thierreiches nur ein einziger allgemeiner Plan zum Grunde liege, dessen verschiedene Modificationen sich in dem höchsten Thiere, dem Menschen, gleichsam sammelten, und in den einzelnen Punkten seiner Organisation reflectirten. Man übersah dieser Ansicht zu Liebe, daß sich von Anfange an typische Grundverschiedenheiten in den Embryonen herausstellten, welche in der ganzen Organisation für immer ausgeprägt blieben und niemals sich reduciren ließen. Man übersah, daß einige allgemeine Merkmale hinreichten, um den Embryo eines Wirbelthieres in jedem Falle zu erkennen, und von dem eines Gliederthieres, oder eines Molluskes stets und unter allen Umständen auf das Bestimmteste zu unterscheiden. Behält man diese Thatsache im Auge, und sucht man, von ihr ausgehend, den Grad der Verwandschaft zu entwickeln, welcher unter den verschiedenen Thieren herrscht, so kann man auf die

leichteste Weise die Frage lösen, wenn nur das Material, das die embryologische Untersuchung liefern soll, in genügender Menge und hinreichender Schärfe vorhanden ist. Du hast gesehen, daß es uns leicht war, die Rankenfüßer und die Parasiten an dem ihnen gebührenden Orte einzureihen, weil wir ihre Embryonen kannten, ein Resultat, welches ohne diese Kenntniß niemals erreicht werden konnte, jetzt aber sich ohne Weiteres von selbst verstand. Ein Gleiches würde auch mit den übrigen Krebsen der Fall sein können, wenn ihre Entwicklungsgeschichte nur in ähnlicher Weise gekannt wäre, und alle Hypothesen, alle noch so geistreichen Combinationen können uns nicht über diesen Mangel der Thatsachen hinweghelfen. Das ist eben der große Vorzug der Naturwissenschaften, daß sie die Hypothese entbehrlich machen, sobald eine gewisse Summe von Thatsachen vorhanden ist, aus denen das Resultat ganz von selbst hervorgeht, und daß die Menge der Thatsachen nur dann verwirrend wirkt, wenn sie unvollständig ist.

Nizza, den 1. Februar 1847.

Mein lieber Rahl!

Endlich sind wir so weit, daß ich Dir unsere Ankunft zu dem Carneval melden kann. Dein Manfred, dessen Lob uns schon die hiesigen Zeitungen brachten, wird wohl die Gastfreundschaft des Ausstellungslocales an der Porta del popolo noch so lange in Anspruch nehmen können, bis wir ihn mit eigenen Augen bewundert haben. Ich freue mich um so mehr darauf, als ich die kleine Skizze, die Du in Paris eines Tages zusammenpinseltest, noch lebhaft im Gedächtniß habe, und als Embryologe ungemein gespannt bin, zu sehen, in welcher Weise das neugeborene Kindlein sich zum Manne entfaltet hat.

Wir haben unterdessen grauenhafte Pläne geschmiedet, die darauf hinauslaufen, der ganzen bisherigen Malerei eine neue Seite abzugewinnen. Dichtung und Naturforschung, in uns Beiden repräsentirt, haben den Plan zu einem Gemälde entworfen, das eine neue Epoche in der Kunst bezeichnen wird, wenn die Talente des Malers in dem Kleeblatte

nicht fehlten. So aber müssen wir uns darauf beschränken, Dir einstweilen eine Beschreibung à la Passavant des beabsichtigten Gemäldes zu geben, da es ja überhaupt jetzt nothwendig ist, zum Verständnisse der Gemälde nazarenischer und anderer Kunstschulen große Abhandlungen zu schreiben. Nazarenisch aber soll das Bild werden, deß kannst Du versichert sein, und Beziehungen sollen sich darin finden, noch weit feiner, als die Tropfen des Overbeckischen Wassers, womit die verschiedenen Künste und Wissenschaften in ihr wahres Verhältniß zu der Religion gesetzt werden.

Ueber die Tendenz des Bildes (denn Tendenz muß es haben) haben wir freilich noch nicht völlig einig werden können. Wir sind zwar der Ansicht gewesen, daß es nothwendig sei, neue Stoffe in die Malerei einzuführen, und der sogenannten Historienmalerei einen naturwissenschaftlichen Grund unterzuschieben. Die Historienmaler haben bis jetzt nur eine sehr geringe Auswahl von Geschöpfen gehabt; — Menschen, Pferde und Hunde bilden das ganze Magazin des profanen Zweiges derselben und nur die Heiligenmaler können sich des Vorzugs rühmen, noch einige andere fabelhafte Figuren zur besseren

Ausstaffirung ihrer Schildereien erfunden zu haben. Ich rede hier nicht von den entsetzlich langen Händen, den linienartig geschnittenen Augen und den platten Busen, welche der Malerei nothwendig den Stempel der Frömmigkeit aufdrücken. Es gehört zu diesem Mobiliar auch noch die Sammlung von Engeln, Cherubim, Seraphim und anderen ideellen Wesen, die gegen alle Principien der vergleichenden Anatomie zusammengewürfelt sind. Daß die Flügel nur Modificationen der Arme sind, scheint unseren Nazarenern vollkommen unbekannt, sie malen frisch darauf los menschliche Wesen, die zwei Paar Arme haben, ein Paar wirkliche, und ein Paar modificirte, nämlich Flügel, und glauben dadurch, daß sie den bestimmtesten Gesetzen der Natur ein Auge ausschlagen, der Frömmigkeit einen bedeutenden Vorschub geleistet zu haben. Und nun gar diese Köpfe, die mit zwei Flügeln leben sollen! Sprechen diese nicht der ganzen Natur, Allem, was wir von der Structur des thierischen Wesens wissen, den offenbarsten Hohn? Lesen denn diese Unglücklichen den Göthe nicht und beherzigen sie nicht den schönen Vers:

> Und wenn er keinen Hintern hat
> Wie kann der Edle sitzen?

Bewahre! Alles dieses rührt unsere Nazarener nicht im Geringsten, sie fahren fort, die Mißgeburten einer verschrobenen Phantasie auf die Leinwand zu klecksen und prätendiren, daß wir bei deren Anblick gerührt sein sollen.

Deßhalb beschließen wir, in unserem Tendenzbilde nicht vorneherein unsere naturwissenschaftlich gebildete Zeit zu beleidigen, und uns streng an die Natur selbst zu halten. Das Material, aus dem wir da zu wählen haben, liegt in Masse vor uns. Wir können Thiere mit sechs, acht, zehn und mehr Beinen, mit hundert Augen uns auslesen und auf diese Weise die einzelnen in die Handlung verwickelten Personen so innig mit einander verketten, wie es einem Historienmaler nie gelingen mag, dem nur zwei Augen, zwei Arme, und im Nothfalle zwei Beine zu Gebote stehen.

Da ferner unsere Zeit ebensowenig den Beruf zur Gesetzgebung (nach Herrn v. Savigny) als denjenigen zur Erfindung neuer Compositionen (nach Overbeck) besitzt, so haben wir beschlossen, uns auch hierin der allgemeinen Ueberzeugung zu fügen, und eine anerkannt tüchtige Composition zum Muster zu wählen. Die Anordnung, welche Raphaels

Transfiguration zeigt, scheint uns in der That die passendste, indem sie zugleich die Verehrung ausdrückt, welche wir diesem, obgleich von dem richtigen Wege abgewichenen Genius der Malerei, zollen. Freilich wäre es zweckmäßig gewesen, vielleicht einem älteren Maler, Fiesole oder einem noch früheren sich anzuschließen, der die ursprüngliche Reinheit des altchristlichen Typus unverfälscht bewahrt hat, allein der Geschmack unserer Zeit ist leider so sehr durch dramatische Effecte verzogen und verbildet, daß man seine Heilung nur durch allmählige Ueberführung, nicht aber durch plötzlichen grellen Sprung erwarten kann. So dürfte es denn auch unzweckmäßig erscheinen, in dem ersten naturwissenschaftlichen Tendenzbilde jene starre Trockenheit nachzuahmen, welche unser verwöhnter Gaumen in älteren Gemälden zu finden wähnt.

Das Bild soll den Gegensatz ausdrücken, der in der Natur zwischen höheren, durchsichtigen, ätherischen Gebilden und niederen Geschöpfen sich bemerklich macht. Aus dem Lichte strömt die Klarheit, und dieser von Oben herabkommenden Klarheit hebt sich die Schöpfung entgegen, die nach dem Ausdrucke der Naturphilosophen von dem

festen Erdkerne nach dem Lichte emporstrebt. Deßhalb beabsichtigen wir in die obere Partie des Bildes eine Art von Dreieinigkeit zu setzen, die in concret existirender Form zugleich die Beziehungen ausdrücken soll, durche welche die Meeresbewohner nach der lichten Oberfläche hinangezogen werden. Wie nun ferner der fromme Gedanke stets durch seine Klarheit und Durchsichtigkeit sich vortheilhaft auszeichnet vor allen übrigen Ideeen, die aus drm Schlamme des Materialismus auftauchen, so erschien es auch nothwendig, zur plastischen Anschauung dieses Gedankens Thiere zu wählen, die durch höchste Durchsichtigkeit vor den übrigen voranstehen. In der Mitte soll deßhalb eine Qualle und zwar eine der größten Quallen, ein gewaltiges Rhizostom schweben. Durch die glockenförmige Gestalt, welche die Scheibe dieses Thieres besitzt, ist zugleich eine Andeutung gegeben auf den frommen Sinn, als dessen tönendes Zeichen eben die Glocke betrachtet werden kann. Auch deßhalb wurde das Rhizostom gewählt, weil die himmelblauen Lappen seines Randes durch ihre eigenthümliche Farbe eine gewisse Sehnsucht nach Oben andeuten; während seine unten etwas gelappten Fangarme daran er-

innern könnten, daß sich sein Stiel mit Gewalt von dem sündhaften Boden abgerissen habe, und dem Zuge nach oben gewichen sei.

Die meisten der übrigen Quallen erscheinen als gefräßige Thiere, deren weites Maul stets offen steht; — das Rhizostom hingegen läßt durch die vielen engen Kanäle, welche seine Fangarme durchziehen, nur höchst verfeinerten Nahrungsstoff in sein Inneres eindringen, eine Eigenschaft, welche ebenfalls zu seiner Wahl nothwendig beitragen mußte. Da indeß ferner die Frömmigkeit ohne äußeres Symbol in einer darstellenden Kunst nicht möglich ist, und nach der Meinung der Theologen der Glaube nur dann wirklich existirt, wenn er sich durch eine Gemeinschaft der Gläubigen, durch eine Kirche mit Symbolen als Aeußerliches hinstellt, so mußte auch die Kirche im Allgemeinen durch das Rhizostom repräsentirt werden. Es scheint in der That, als hätte die Wahl nicht sinniger getroffen werden können, denn alle einzelne Nahrungskanäle des Thieres fließen in einen großen Magen zusammen, seine ganze Masse ist glasartig und durchsichtig und bei diesem scheinbar unschuldigen Aeußeren ist dennoch seine Oberhaut mit nesselnden Spitzen bewaff-

net, welche demjenigen, der es berührt, juckende Flecken zurücklassen.

Von dem Rhizostom soll alles Licht ausgehen, welches das Gemälde überstrahlt. Allein die vielseitige Entfaltung, deren unsere Grundidee fähig ist, konnte nicht in einem einzigen Repräsentanten zur vollständigen Anschauung gebracht werden. Deßhalb wurden denn in pyramidalisch schöner Gruppirung zu beiden Seiten noch zwei Gestalten angebracht, welche ebenfalls höherer Vollendung zustrebend sich im höchsten Glanze des Rhizostoms spiegeln. Links eine einsame Firola. Die dunkelbraunen Augen nach Oben gerichtet, schwebt sie mit eingezogenem Rüssel dem Ziele entgegen. Dieser Rüssel, der stets umher wühlt, der eine stachelige Zunge in sich gewunden birgt, welche auf die Beute hervorgeschnellt werden kann, läßt er nicht eine Menge von Beziehungen entdecken, deren Ergründung wir dem aufmerksamen Beschauer füglich überlassen mögen?

Auf der anderen Seite schwebt eine Stephanomie. Das Thier mit seinen hundert Mäulern, die beständig nach allen Seiten hin angeln, mit seinem contractilen Stiele, der bei der winzigsten Berührung zusammenschnurrt, um sich später zu

fabelhafter Länge auszudehnen, mit der großen Anzahl von Schwimmglocken, welche in beständiger Bewegung sind, ist es nicht das schönste Emblem des Socialismus in der alten Kirche, der an gemeinsamen Faden so viele fressende Mäuler befestigt hatte und in den Klöstern Tag und Nacht die Betglocke zog? Du siehst, daß somit auch die einzelnen Richtungen des kirchlichen Lebens in vollständiger Weise angedeutet sind, indem die Firola das einsiedlerische, die Stephanomie hingegen das sociale Element des Mönchsglaubens repräsentirt.

Unter dieser im freien Wasser schwebenden Dreieinheitsgruppe soll man in unserem Gemälde den felsigen Meeresgrund entdecken, der dieselbe Gestalt annehmen kann, wie der Berg Tabor in der raphaelischen Transfiguration. Auf der oberen Fläche desselben fallen uns vor allen Dingen drei Gestalten in die Augen, welche dieselbe mystische Drei wiederholen, die schon in der obersten Gruppe benutzt worden war, und die sich auch im Vordergrunde noch einmal wiederholen soll. Ist ja doch gerade das Zahlverhältniß, ob zwar wenig gekannt doch höchst wichtig in der ganzen Natur und gerade die Drei eine der Zahlen, welche von wesentlichster

Bedeutung erscheinen. Die Gruppe also, welche auf der Fläche des Berges Tabor den erwachenden Aposteln ähnlich sich zum Lichte emporhebt, besteht aus einigen Arten, welche alle zur Familie der Holothurien gehören. Du kennst den Namen, welchen die italiänischen Fischer diesen Thieren geben, und den man wohl in italiänischer, nicht aber in deutscher Gesellschaft aussprechen darf. Um die Fruchtbarkeit in der Natur auszudrücken und plastisch darzustellen, bedurften die Alten des Phallus. Ein ähnlicher Gedanke sollte hier ausgedrückt werden, wo es darum galt, die unerschöpfliche Fruchtbarkeit des thierischen Lebens auf dem Meeresgrunde in das Gedächtniß zurückzurufen. Sie haben freilich keine schönen Gestalten, diese Symbole thierischer Fruchtbarkeit, allein auch die Diana von Ephesus war kein Ideal weiblicher Schönheit, und wurde dennoch weithin in alle Lande verehrt.

Zeigt sich in der Mitte das Symbol, so tritt uns auf beiden Seiten das Resultat dieser thierischen Fruchtbarkeit entgegen. Denn was die Vereinigung Großes erschaffen kann, zeigen uns die Korallenthiere und Polypen, kleine winzige Thierchen, unscheinbaren Gallertklümpchen gleich, die mit rastlosem

Eifer aus der Vereinigung von Millionen von Individuen jene gewaltigen Riffe hervorgehen lassen, an welchen die künstlichen Schiffe der Menschen wie an Felsen zerschellen. Die Kolonieen dieser Thierchen haben Berge geschaffen, Thäler ausgefüllt und auf die Beschaffenheit der Erdoberfläche den größten Einfluß ausgeübt, der Mensch aber trotz aller seiner Riesenwerke, trotz aller seiner Anstrengungen hat noch nicht soviel erreichen können, als diese unscheinbaren Wesen, deren er Tausende mit dem Tritte seines Fußes zermalmen kann. Deßhalb sollen auch auf unserem Gemälde einige Korallenstöcke ganz oben auf den Berg Tabor gepflanzt werden, nur um dadurch anzudeuten, welch große Resultate durch eine zweckmäßige sociale Vereinigung erzielt werden können, besonders wenn dieselbe, wie hier, von dem Lichte der Frömmigkeit bestrahlt wird.

In dem Vordergrunde soll das Auge zuerst angezogen werden durch eine Gruppe von drei Personen, welche der Lichterscheinung im oberen Theile des Gemäldes ihre ungetheilte Aufmerksamkeit zuwenden. Wir glaubten anfangs auch hier vollständig die raphaelische Disposition der Transfiguration beibehalten zu können, allein bei näherer Betrachtung des Pla-

nes mußen noch mehrfache Figuren hinzugefügt werden, um die Räume vollständiger zu füllen. Die großen Faltengewänder, mit welchen Raphael seine Figuren umhüllt hat, geben denselben etwas Massenhaftes und dadurch schon Imponirendes; da aber die Meerthiere höchst unanständiger Weise alle nackt gehen, so mußte der Magerkeit der Composition durch eine Vermehrung der handelnden Individuen einigermaßen abgeholfen werden. So ist denn die mittlere Gruppe aus drei Krebsarten zusammengesetzt, welche sich in begeistertem Schwunge auf ihren Schwänzen in die Höhe richten und mit ihren langgestielten Augen das Rhizostom anstaunen. Einerseits ein ächter Langschwänzer mit breiten blattartigen Fühlern und gewaltigen Krallenfüßen, ein Scyllarus, den wir längere Zeit in Nizza als Hausthier auf dem Stubenboden herumkriechen ließen. Es war ein recht interessanter Kerl, der wahrscheinlich bei einer verliebten Abendpromenade mit seiner Frau Gemahlin zugleich in das Netz gerathen war, und sein Mißbehagen, sich auf trockenen Teppiche zu befinden, durch lebhaftes Klatschen mit dem Schwanze zu erkennen gab. Die kleinen amethystblauen Fühlhörner, welche vornen an seinem Kopfe standen,

trug er meistens nachlässig vor dem Maule herabgekrümmt, und mit seinen Kaufüßen schien er sich beständig in einiger Verlegenheit zu befinden, was vielleicht daher rührte, daß wir ihm nichts zu essen gaben, weßhalb ihm diese Organe ziemlich überflüssig erscheinen konnten. Gegenüber diesem ziemlich großen Repräsentanten der gegliederten Wasserthiere sucht sich ein Einsiedlerkrebs auf seinem weichen Hinterleibe in die Höhe zu richten. Die beiden Fühlerpaare sind lang nach oben ausgestreckt, das grünliche Auge blickt in höchster Spannung zu der ätherischen Lichterscheinung empor; allein das Uebernatürliche dieser Erscheinung flößt unserem Einsiedler, der eben erst sein Muschelhaus verlassen hat, zugleich hohe Ehrfurcht ein. In Demuth zieht er die gewaltigen Scheeren an den Leib heran, senkt das gekörnte Haupt und scheint in dieser andächtigen Stellung des Befehles zu harren, der ihm von oben werden soll.

Sprach sich in der Gestalt des Scyllarus mehr ein gewisses stumpfsinniges Hinbrüten, in derjenigen des Einsiedlerkrebses dagegen andächtige Verehrung aus, so läßt sich die ganze Gluth himmelanstrebender Schwärmerei in der Stellung einer Squilla oder

eines Heuschreckenkrebses erkennen, welcher mehr im Hintergrunde zwischen den beiden genannten sich in die Höhe richtet. Die eine Fangscheere ist krampfhaft an den Leib gezogen, die andere nach Oben entfaltet mit beschwörendem Ausdrucke. Jeder Muskel des gerade aufgerichteten Thieres ist stramm angezogen, und auf der letzten Spitze seiner Schwanzflosse erhebt es sich, während die Kiemenruder seines Bauches wie von Ueberraschung gelähmt erschienen.

Du siehst, lieber Rahl, daß wir in dieser Gruppe die verschiedenen Eindrücke darzustellen versuchen, welche ein so außerordentliches Ereigniß, wie eine von Frömmigkeit leuchtende Meduse, in verschieden gestalteten Organisationen hervorbringen kann. Zugleich aber auch lassen diese drei Personen einige Beziehungen nicht verkennen, welche freilich nicht auf den ersten Blick in die Augen treten, sondern erst dem Beschauer des Gemäldes durch die Beschreibung dargelegt werden müssen. Die Gruppe ist ähnlich derjenigen der drei Schweizer im Grütli, was ohne Zweifel darauf hindeutet, daß die Urheber des Bildes zu einer gewissen Zeit dem Schweizerbunde angehörten, oder demselben auch jetzt noch angehören. Zugleich aber führen uns diese drei

Schweizer im Grütli die Idee des republikanischen Staatenbundes vor die Seele und erinnern uns daran, daß ohne Erleuchtung von Oben ein solcher Staatenbund nothwendig den Krebsgang gehen müsse.

Dies die Hauptgruppe, welche uns in dem Vordergrunde entgegentritt. Ueber den drei Krebsen schwebt als Symbol der Eintracht ein Venusgürtel mit lang ausgebreiteten Fangfäden und lebhaft schimmernden Schwimmplättchen, welche in allen Farben des Regenbogens schillern. In ihm ist die christliche Liebe zum vollendetsten Durchbruch gekommen.

„Seid umschlungen Millionen“ tönt es aus diesem leicht hinschwebenden Thiere uns entgegen. Dem Rufe folgt eine Colonie von Salpen, deren gelbrothe Eingeweideknäuel in erhöhtem Lichte ob der freudigen Botschaft erglänzen. Nicht minder strebt auf der anderen Seite eine gurkenartig gestaltete Beroe dem Lichte zu, das ihr von Oben entgegenleuchtet.

Die Colonieen festsitzender Meerthiere, welche sich an jedem Vorsprunge des Felsens angesiedelt haben, sind ebenfalls zu freudiger Theilnahme erwacht und geben diese durch mannigfaltige Aeußerungen zu erkennen. Die Röhrenbewohnenden Wür-

mer haben sich weit aus ihren Hülsen hervorgestreckt, und ihre büschelartigen Fangarme nach allen Richtungen hin ausgedehnt. Die Balanen haben die Deckelklappen ihres Gehäuses geöffnet und strecken die gegliederten Rankenfüße der vorwärts schwebenden Erscheinung nach. Selbst in die dunkeln Ritzen, in welchen sich die Seeanemonen angebaut haben, ist ein Strahl des Lichtes gedrungen, und hat sie veranlaßt, ihre Fangarme zu entwickeln, und vor Erstaunen den Mund weit zu öffnen. Aus der Ferne eilt ein Papier Nautilus (Argonauta) in stürmischer Eile mit ausgespannten Segeln herbei, um dem überraschenden Ereignisse näher zu sein. Die Seescheiden, deren gallertartige Gehäuse im Vordergrunde festsitzen, scheinen in lebhafteren Farben zu erglühen, und ein großer Seeigel gibt sich alle Mühe, mittelst seiner Saugröhren und Kalkstacheln an dem felsigen Boden sich emporzuarbeiten.

Während so Alles Theilnahme, lebhaftes Entgegenkommen, ja selbst enthusiastisches Entzücken zu erkennen gibt, fehlt auch nicht das Element der Verstocktheit, welches von dem aufgehenden Lichte sich abwendet, und in demselben Augenblicke, wo alle Andern von höherer Begeisterung erfüllt sind, seinen

niedrigen Begierden zu fröhnen sucht. Ein heimtückischer Tintenfisch, aus dessen ovalem Auge der Verrath hervorblickt, hat mit seinen starken Armen eine sorglos herzueilende Galathee ergriffen, und ist im Begriffe, dieselbe seinem krummen Schnabel entgegenzuführen. Verzweiflungsvoll sind die Augen des armen Krebsleins auf die himmlische Erscheinung gerichtet, bei welcher sie, wenn nicht Hülfe, doch Trost suchen. Die langen Scheeren suchen sich irgendwo, aber vergebens festzuhacken, um dem Zuge des Unholds widerstehen zu können. Weiter unten bestrebt sich eine hämische Krabbe, die aus sicherem Versteck herbeilt, mit ihrer krummen Zangenscheere den Scyllarus in die Weiche zu packen und zu sich herabzuziehen.

Da hast Du, lieber Rahl, in Worten die Skizze des Bildes, welches die neue Malerei regeneriren soll. Du wirst einsehen, daß die Elemente, welche wir in dieselbe einführen, so durchaus neu und unerwartet sind, daß es einiger Zeit bedürfen wird, um ihnen Anerkennung zu verschaffen. Die Leute sind bis jetzt nur gewohnt gewesen, die Thierwelt des Meeres in s. g. Stillleben zu behandeln, in unvernünftig zusammengewürfelten Haufen

todter Fische und polirter Muscheln, bei denen man höchstens die Geschicklichkeit des Malers und seinen Geschmack in der Zusammenstellung der Farben bewundern konnte. Es kommt mir das gerade vor, wie wenn unsere Historienmalerei sich darauf beschränken wollte, Haufen verstümmelter Leichen und abgeworfener Kleidungsstücke so zusammenzulegen, daß ein gewisser Farbeneffect dadurch erzielt wird. Wir verlangen glücklicher Weise mehr, und wenn wir uns auch bei Genrebildchen begnügen müssen, so wollen wir doch auch in diesen ein Stückchen Leben und nicht blos todte Dinge sehen. Das Leben der Thierwelt aber ist bis jetzt nur in beschränktem Kreise aufgefaßt und meistens sogar ein menschliches Element in dasselbe hineingelegt worden, dessen wir unsere Composition vollkommen zu entkleiden versucht haben. Du kannst es darum gewissermaßen ein naturwüchsiges Bild nennen. Eben dieser Naturwüchsigkeit halber befürchte ich aber, daß unser Bestreben keine Nachfolger finden werde. Es geht uns wie allen Genie's, die ihrer Zeit vorauseilen. Unser Publikum kennt die Seekrebse nur wenn sie gesotten sind, und verabscheut das übrige Gethier, von welchem es im Seebade genesselt und

genirt wird. So muß denn eine schöne Idee begraben werden, so lange bis eine künftige Generation fähig sein wird, sie zu begreifen und weiter auszubilden. Hätten wir auch Deinen Pinsel zur Ausführung derselben, und Deine Meisterhand in Behandlung der wunderbaren Farben, welche das Gethier des Meeres uns zurückwirft, es würde nicht hinreichen, das Interesse eines unvorbereiteten Publikums zu wecken.

Dies mag Dir einstweilen zum Troste gereichen, da es den Zeitpunkt, in welchem Euer Aller Richtung zu Grunde gehen wird, in undenkliche Zeiten hinausschiebt. Der Carneval rückt heran. Du hast in Deinem Briefe mich einigermaßen höhnisch gefragt, ob es auch mit meiner Würde verträglich sei, solch tolles Treiben mitzumachen; — ich bin darüber mit mir selbst noch im Zweifel. Wenn ich aber bedenke, daß ich bis jetzt die amtlichen Fesseln noch nicht angethan habe, sondern noch immer als freier Proletarier der Wissenschaft in der Welt umherschweife, so will es mir scheinen, als bedürfe es kaum eines kleinen Ruckes, um Decret und Amt für ein Paar Wochen von dem Halse zu werfen, und mich der allgemeinen Lust zu erfreuen. Herwegh

meint ohnedem, ich seie so fleißig gewesen, daß mir ein wenig Erholung Noth thue, und da die Krone der Schöpfung der Mensch sei, so müßten wir auch unsere Untersuchungen in aufsteigender Linie mit dem Menschen beendigen. Durch die Lecture der römischen Elegieen halte er sich aber vollkommen überzeugt, daß Rom der passendste Ort zu diesem Studium sei, und er stimme unmaßgeblich dafür, mit dem nächsten Dämpfer der Hauptstadt der Welt zuzueilen.

So magst Du Dich denn einstweilen zu unserem Empfange vorbereiten, und Pinsel und Palette putzen lassen, denn wir hoffen Dich so in Anspruch zu nehmen, daß Dir keine Zeit zum Malen übrig bleiben soll. Deinen Modellen magst Du zwar immerhin einige Beschäftigung zusagen, denn wir haben uns vorgenommen, als Künstler in der Künstlerstadt zu leben, und der Wissenschaft für einige Zeit Lebewohl zu sagen. Die Zeit wird immerhin noch früh genug kommen, wo wir unter das Joch zurück kriechen müssen, und unsere Aufgabe wird jetzt sein, an dasjenige, was uns in weiterer Ferne erwartet, so wenig wie möglich zu denken, und zu ergreifen, was in unmittelbarer Nähe liegt.

Genua, den 2. Februar.

Wir haben seit gestern der Naturkunde Valet gesagt, um mit frischem Winde der Kunst und dem Alterthume in die Arme zu eilen. Ein kleines Schiff, der Achilles, hat die beiden Cäsaren und ihr Glück wohlbehalten in der alten Hafenstadt abgeladen, und nach vielem Laufen und Rennen in der Stadt umher, sitzen wir nun hier bei Austern und französischem Weine, um das Ende eines Feiertages zu erwarten, während dessen die Schiffe nicht fahren können, weil die Douanen die Abfertigung versagen. Bei strömendem Regen geleitete uns gestern der Abbé zu unserer Nußschale, die wir als schnelleres Transportmittel gewählt hatten, während wir bei schönem Wetter ganz gewiß die herrliche von Napoleon angelegte Straße der Corniche eingeschlagen haben würden, die fast beständig an dem Seeufer her von Nizza nach Genua führt. So aber hofften wir, da keine Aussicht für Aenderung des Wetters war, in einer kurzen Nacht Genua zu erreichen und zu dem Anfange des Carneval in Rom einzutreffen. Freilich bangte uns vor der Seekrankheit, der wir Beide unterworfen zu sein glaubten, allein

zwischen zwei Tagen im Postwagen während beständigen Regens und einer Nacht Seekrankheit blieb keine große Wahl übrig.

Unser Schiffchen hatte nur zwei kleine Kajüten, von welchen auch nur eine mit Betten versehen war, während die andere für das gemeine Volk nur Strohsäcke enthielt. Augenscheinlich war das Schiff gar nicht auf weibliche Passagiere eingerichtet, und eine Art von Spanierin oder Portugiesin, die mit einem blonden Cousin, wie sie ihn höchst interessanter Weise nannte, ihre Seefahrt machte, befand sich in nicht geringer Verlegenheit, als man ihr ein Lager mitten unter uns übrigen Herrn anwies. Sie schickte sich indessen in Geduld, und kletterte auf das obere Bette, während der Cousin sich unten hinlegen mußte, und bald mit den Uebrigen um die Wette schnarchte. Außer diesem interessanten Paare, das uns irgend eine Branche der Kunst auszubeuten scheint, gehen auch noch zwei wohlgenährte Epicier's aus Paris mit, die eine ganz lächerliche Furcht vor den Effecten des Meeres haben, und sich dagegen mit allen möglichen Pillen, besonders aber mit einem ungemeinen Vorrath von Orangen versehen haben, die nach ihrer Meinung schon um deswillen



gegen die Seekrankheit ganz vortreffliche Dienste leisten müssen, weil sie an der Küste des Meeres wachsen. Die beiden Freunde, die zusammen in den Tagen des Juli gestritten haben, sind etwa in ähnlicher Weise, wie der Cousin und die Cousine, über einander geschachelt, und stören die ganze Reisegesellschaft im Schlafe durch ihre beständige Geschwätzigkeit. **Voulez vous une orange, mon ami? Elles sont excellentes!** ruft der Eine, während er in den Sack greift, dem er seine Südfrüchte anvertraut hat. **Volontiers, mon ami,** antwortete der Andere im schmelzenden Tone und dankt gerührten Herzens für das mitgetheilte Stück. Kaum aber glaubt man sich auf's Neue einlullen zu können, so fragt Derjenige, welchem vorher die Orange angeboten wurde, wieder in süß einschmeichelndem Tone: **Vous partagerez une orange avec moi, mon ami?** und der treue Freund erwiedert wie oben: **Volontiers, très volontiers! Je vous remercie de coeur!** So brachten die beiden alten Gewürzkrämer einen großen Theil der Nacht mit Anerbietungen von Orangen zu, bis ich ihnen endlich sehr höflich bemerkte, daß sie durchaus nicht berechtigt seien, den Schlaf der übrigen Kajütengenossen in dieser Weise zu stören,

daß ihnen aber das Verdeck vollkommen zu ihren oratorischen Uebungen frei stehen würde. Anfangs verwunderten sie sich über meine Insolenz, und schienen sich bei meiner Bemerkung nicht beruhigen zu wollen. Nach kurzer Zeit aber waren sie still und später in Genua so artig und zuvorkommend als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Die Genueser Austern (wie Du siehst, kann ich mich noch nicht ganz von der Zoologie trennen) sind außerordentlich klein und unansehnlich, während sonst die Austern des Mittelmeeres, wie namentlich die von Marseille, eine colossale Größe erreichen, und zuweilen selbst bis zu dem Durchmesser einer ausgestreckten Hand anwachsen. Außerdem sind die Genueser nicht rund und glatt, sondern im Gegentheile länglich und sehr tief, während die aufliegende Schale sehr flach und dünn ist. Das Thier selbst ist im Verhältniß zur Schale nur sehr klein, und der Kellner betrachtete uns deßwegen mit einiger Verwunderung, als wir, eingedenk der großen mittelländischen Austern, nur ein Paar Dutzend für Jeden von uns verlangten. Der Geschmack ist ebenfalls ganz eigenthümlich. Er hat etwas Süßliches, das aber durchaus nicht unangenehm ist, und woran wir uns so schnell

gewöhnten, daß der Kellner des andern Morgens über unsere Virtuosität erstaunte.

Genua liegt schön, allein mit Nizza kann ich seine Lage dennoch nicht vergleichen, so manchen Einspruch ich auch erfahren möchte. Die frühere Beherrscherin der Meere erhebt sich in einem majestätischen Amphitheater, im Hintergrunde des prachtvollen Hafens, dessen weitläufige Räumlichkeit gar sehr mit der geringen Anzahl von Schiffen contrastirt, die nur in einem kleinen Theile sich zusammengedrängt haben, wie wenn sie fürchteten, sich innerhalb des weiten Raumes zu verlieren. Die Berge schließen sich ebenfalls in schönem Halbkreise um diesen amphitheatralischen Bogen, der die Stadt bildet, und die Mauern und Schanzen, welche ihre Gipfel krönen, bieten ganz hübsche Anhaltspunkte in der Landschaft. Alles dies ist aber doch wieder zu nahe, zu sehr in sich geschlossen und gerundet, als daß man nicht ein gewisses beengendes Gefühl empfinden sollte, welches die offene Gegend von Nizza unfähig ist hervorzurufen.

Da wir einen ganzen Tag vor uns hatten, um Mariä Reinigung mit gebührender Andacht zu feiern, so wollten wir trotz des kalten Wetters, welches

über Nacht eingetreten war, uns den Blick auf den Hafen von Oben herab nicht versagen, und stiegen deßhalb, ohne vorher bestimmte Richtung, durch die engen Queerstraßen der Stadt hinauf, wo wir hoffen konnten, zu freier Aussicht zu gelangen. In der That erreichten wir auch nach langem Steigen ein kleines Gärtchen auf der Stadtmauer, wo man nicht nur die ganze Stadt und den Hafen zu Füßen, sondern auch einen nicht unbeträchtlichen Theil der Küste nach Osten hin überblickte. Lange aber hielten wir's dort Oben nicht aus, denn der Wind war schneidend, und die ganze Gegend ringsum von Schnee überdeckt, der in der Ebene zwar nur einen leisen Anflug bildete, auf den Bergen aber in ziemlich dichter Decke sich aufgehäuft hatte. Wir waren bald genöthigt, unsern luftigen Standort zu verlassen, und da nach der Versicherung der schwäbischen Kellner, welche in dem Hotel dienen, das kalte Wetter schon seit mehren Wochen anhält, so können wir mit vieler Zuversicht behaupten, daß das Clima von Nizza bei Weitem wärmer und angenehmer sein muß, als dasjenige von Genua, das doch kaum wenige Stunden davon entfernt liegt. Die mehr nördliche Lage Genua's kann gewiß wenig hierzu beitragen,

vielmehr mag der Unterschied hauptsächlich darin begründet sein, daß die Bergketten, welche die Bucht von Nizza umgeben, zwar weiter zurückliegen, aber auch einen weit höheren und vollständigeren Wall bilden, als die Kette, von welcher Genua in unmittelbarer Nähe umschlossen wird.

Die alten Paläste Genua's zu beschreiben, wäre einigermaßen überflüssig, da Du in jedem Reisehandbuche von Italien Notizen darüber findest. Sie sehen aus, wie die Herrlichkeit von Genua selbst, öde und halb zerfallen, und trotz aller noch übrigen Pracht ist es unmöglich, mit Behagen in diesen leeren Marmorhallen umherzuwandeln. In einigen dieser Paläste gibt es Privatsammlungen von Gemälden, die mich durchaus nicht angesprochen haben würden, wenn ich nicht Gelegenheit gefunden hätte, mich hier mit van Dyk auf's Neue zu befreunden. Die reichen Genuesen seiner Zeit müssen besonderen Gefallen an den Porträts des berühmten Meisters gefunden haben, denn alle Säle hängen voll von Männern, Weibern und Kindern in steifen goldbrocatenen Gewändern, und überall erblickt man Gesichter, die nur von van Dyk gemalt sein können. Namentlich findet sich in dem Palaste der Prinzen

oder Marquis von Brignole-Sale das Porträt eines ihrer Ahnherrn, das unbedingt van Dyks Meisterstück genannt werden kann. Der Mann sitzt in schwarzer spanischer Kleidung auf einem weißen Rosse, das gerade aus dem Bilde herausschreitet. Er hat das Barett mit herablassendem Gruße abgenommen und scheint nach seiner Gemahlin zu schauen, die in einem andern Bilde daneben hängt, und auch wirklich eines Blickes nicht unwerth scheint. Das Roß des Reiters ist vollkommen weiß, wie ich Dir schon bemerkte, aber nichts desto weniger leuchtet das freundliche Gesicht über dem hellen Pferde so klar hervor, daß man gewiß erst nach einiger Zeit den Blick davon abgleiten läßt, um dann auch einmal das Pferd anzuschauen. In Turin findet man ein kleines Zimmer neben an der Gallerie, in welchem nur zwei Gemälde hängen, einerseits ein Herzog von Savoyen, ebenfalls auf einem weißen Rosse, und von van Dyk gemalt, und gegenüber Carl Albert, einen Schimmel reitend, von Horace Vernet. Du weißt, wie sehr ich diesen einzigen Geschichtsmaler unserer Epoche verehre, der mir deshalb besonders werth ist, weil er mit den Gestalten unserer Zeit etwas anzufangen weiß, und nicht ge-

nöthigt ist, in alten Chroniken und Wappenbüchern nach Kostümen, Mänteln und Harnischen zu suchen. Horace Vernet hat aus dem Soldaten unserer Zeit gemacht, was man daraus machen konnte und seine Gemälde in dem Saale von Constantine geben uns ein besseres Bild von dem Kriege in Afrika, als alle Schlachtberichte, Bulletin's und Auseinandersetzungen der französischen Journale. Ich kann wohl sagen, daß ich diese Gemälde bewundert habe und jetzt noch bewundere. Um so schmerzlicher aber war es mir, in Turin eingestehen zu müssen, daß Vernet's Porträt unendlich weit hinter dem von van Dyk zurückstehe, und sich gegen dies ausnehme, wie eine grobe Zimmerdecoration gegen ein feines Kunstwerk, das ein sinniger Geschmack aufgestellt hat. Ich muß gestehen, daß mir dies einigermaßen wehe gethan hat, und jetzt, wo ich diesen Genueser Principe auf seinem weißen Rosse gesehen, muß ich eingesteh'n, daß Vernet in Turin noch ganz glimpflich weggekommen ist.

Daß wir am Abend das Theater besuchten, Morgens unsern Schlaf ungebührlich verlängerten, und am Ende die Gallerie der Brignole-Sale noch einmal ansahen, um nur die Zeit bis zu unserer

Einschiffung todtzuschlagen, kannst Du Dir leicht denken. Was sollten wir auch Anderes thun, da die Villen und Gärten, welche wir besuchen wollten, im Schnee vergraben lagen, und ein so eisig kalter Wind durch die nackten Straßen Genua's schnob, daß wir trotz unserer Mäntel vor den Läden der Goldschmiede froren, deren Filigrane und Korall-arbeiten wir mit steigender Bewunderung betrachteten. Das ist der einzige Handelsartikel, den die einst so reiche Seestadt noch übrig hat, die einzige Industrie, die ihr von ihrer früheren Größe geblieben ist. Die Arbeit selbst ist prachtvoll, die Muster aber leider nur zu oft geschmacklos. Es fehlt das rege Treiben eines Centrums zur Belebung dieser Industrie, die sich in ihrem Geschmacke dem Geschmack der übrigen Luxusgegenstände anreihen muß und nicht stehen bleiben darf, wenn sie nicht allmählig durch diese Vernachlässigung untergehen soll. Gerade eine solche Industrie, in welcher der Geschmack Alles ist, kann nicht an einem Orte gedeihen, wo es den Arbeitern an steter Anregung fehlt. Ich habe dies recht deutlich in den Bergen um Neuchâtel beobachten können, wo die Uhrenfabrication in so ausgezeichnetem Flore steht. Die äußere Verzierung der Uhren, die

Emaillirung derselben wird meistens nicht in dem Jura, sondern vielmehr in Genf vorgenommen. Die Fabricanten in **Locle** und **la Chaux-de-Fonds** haben schon wiederholte vergebliche Versuche gemacht, diesen Industriezweig Genf's an sich zu reißen, dem sie nur ungern tributpflichtig sind. Allein das Herbeiziehen der geschicktesten Arbeiter half ihnen nichts. Die Leute wurden in der öden Gegend, in der sie keine künstlerische Anregung fanden, allmählig stumpf, producirten nichts mehr, und sanken von Künstlern zu mechanischen Arbeitern herab. Auf dieser Stufe stehen jetzt schon die Genueser Goldschmiede, und es wird der Regierung Carl Albert's wohl schwerlich gelingen, sie wieder emporzuheben.

Civitavecchia den 4. Februar.

Ich schreibe Dir am Bord des Schiffes, das im Hafen noch stille hält und wartet, bis es der Douane gefällig ist, sich die Augen auszureiben. Es scheint wirklich, als hätte dieses Volk darauf gerechnet, daß

man Notizen in seine Tagebücher und Briefe an seine Bekannten schreiben müsse, und außerdem noch einiger Zeit bedürfe, um sich von der Seekrankheit zu erholen, gegen welche, wie wir heute gesehen haben, weder der rohe Materialismus eines deutschen Zoologen, noch der Idealismus eines deutschen Dichters einigen Schutz gewährt. Noch jetzt, wo mir der Kopf wüste und leer ist, trotzdem daß das Schiff schon seit mehreren Stunden still liegt, noch jetzt durchrieselt mich manchmal ein kalter Schauer, wenn ich an die Schrecken der verwichenen Nacht denke. Du wirst Dich deshalb auch wenig erbauen an meinem heutigen Briefe, in welchen vielleicht die Rückerinnerungen der Seekrankheit von Zeit zu Zeit Irruption machen werden.

Von Genua nach Livorno blieben wir noch in unserem Nußschälchen, das die Gewoheit hat früh abzugehen und spät anzukommen, aber doch im Uebrigen, wie mir der Capitän sagte, ein recht gutes Schiffchen ist, wenn es auch nicht schnell segelt und dem Steuerruder schlecht gehorcht. Die Dampfschiffe zwischen den einzelnen italiänischen Küstenstädten gehen alle nur Nachts, und liegen Tags über im Hafen, wodurch man die Reise zwar nicht beschleu-

nigt, aber doch den Reisenden die Annehmlichkeit bietet, sich die Küstenstädte flüchtig ansehen zu können. Für Jemanden, der zum ersten Male die Reise macht, ist eine solche Einrichtung ganz willkommen; — sie wird ungemein langweilig für Leute, die zu wiederholten Malen die italiänische Küste bereisen. Marseille, Genua, Livorno, Civitavecchia, Neapel und Palermo sind die Stationen, welche von den größeren Dampfschiffen besucht werden, während die kleineren meistens noch Nizza zwischen Marseille und Genua einschieben müssen, da ihnen sonst diese Route zu lang werden würde. Der Capitän des Dampfschiffes Capri (es soll beiläufig gesagt das beste Schiff des Mittelmeeres sein) sagte mir, die Administration würde gerne eine Schnellschiffahrt einrichten, wenn dies nur der Douane wegen möglich wäre. Man habe jetzt schon eine große Erleichterung in dem Verkehr der Dampfschiffe dadurch eintreten lassen, daß man ihnen erlaube, Morgens in aller Frühe in den Hafen einzulaufen, und dort einige Stunden liegen zu bleiben, bis es der Douane gefällig sei, zu kommen, und die Erlaubniß zum Verkehr mit dem festen Lande zu geben. Früher habe auch dies nicht stattfinden dürfen und

die schnellsegelnden Dampfschiffe, welche die Fahrt zwischen Genua und Livorno in 6 Stunden, die von Livorno nach Civitavecchia in 8 Stunden machten, hätten das Vergnügen gehabt, aussen vor dem Hafen den Aufgang des Douanentages zu erwarten.

Es ist natürlich, daß der Reisende unter solchen Verhältnissen gerade kein Bild von den Ufern mitnehmen kann, an denen er hinsegelt. In der Nacht von Genua nach Livorno war ich ziemlich lange auf dem Verdecke, und ließ mir in dem hellen Mondscheine die einzelnen Punkte der felsigen Küste zeigen. Der Golf von Spezzia möchte wahrscheinlich mit dem von Villa franca an landschaftlicher Schönheit, wie an naturwissenschaftlichem Reichthume wetteifern können. Es ist ein wahrer Fiord mit hohen felsigen Ufern und engem Eingange, hinter welchen sich eine tiefe und auch ziemlich breite Bucht findet, die einen herrlichen Ankerplatz für Kriegsschiffe bieten soll. Der Steuermann unseres Schiffes, der überhaupt ein großer Napoleonist schien, behauptete, der Kaiser habe die Absicht gehabt, die ganze Bucht von Spezzia zu befestigen, und in einen imposanten Kriegshafen zu verwandeln, von welchem aus er die englische Flotte im Mittelmeere

vernichten wollte. Ich weiß nicht, in wiefern dies wahr sein mag; — daß ich aber künftig bei zoologischen Untersuchungen an der italiänischen Küste Spezzia nicht vernachlässigen werde, kann ich Dir im Voraus versichern.

In Livorno findet man das rührige Treiben einer großen Handelsstadt mit all den Unannehmlichkeiten, die ein solcher Ort für nicht handelnde Fremde hat, in störender Weise vereinigt. Ein Mastenwald verdeckt die Uebersicht des Hafens, in dem es beständig schreit und tobt, als beginne irgend ein Volksaufstand. Die Bootsführer, welche von dem Schiffe an das Land zu führen haben, betrachten Dich wie eine ihnen zugewiesene Waare, und behandeln Dich etwa, wie sie Kaffeesäcke behandeln würden. Wir beschlossen, unser Gepäck gar nicht an das Land zu bringen, sondern es ohne Weiteres von unserem Achilles auf den Capri zu lootsen, mit dem wir nach Civitavecchia gehen wollten. Dieses einfache Hinüberschaffen zweier Koffer hätte beinahe eine internationale Frage abgegeben. Die unserem Schiffe zugetheilten Kahnführer behaupteten nämlich: sie hätten allein das Recht, sich unserer Sachen zu bemächtigen, um sie an Bord des Capri zu bringen,

während andrerseits die Bootsführer des Capri unser Gepäcke als Gut betrachten wollten, das ihrem Schiffe zugehöre. Der Streit wurde endlich, da die Schiffe ganz hart an einander lagen, dadurch geschlichtet, daß wir von unserem Verdecke aus die Koffer in eine Lucke des Capri hinüberreichten, worauf beide streitende Parteien sich zufrieden geben mußten.

Livorno hat mir durchaus nicht gefallen. Es trägt in allen seinen Theilen ein Gepräge platter Nüchternheit, das mir in der Seele verhaßt ist und das eckelhafte Getreibe der Herumlungerer auf den Straßen, die sogleich den Fremden auswittern, und ihn mit Anerbietungen aller Art verfolgen, erhöht gerade nicht den Reiz der Stadt. Man kann keinen Schritt thun, ohne sich von einem Menschen verfolgt zu sehen, der in allen Sprachen durch einander den Dom, die Judenschule, hübsche Mädchen, gute Waffen, geschmuggelte Cigarren, türkischen Kanaster u. s. w. anbietet, und durch seine Zudringlichkeit so lästig wird, daß man am Ende nothgedrungen zur Reitpeitsche greift und sich den Kerl mit Hieben vom Halse treibt.

Unsere erste Sorge war deshalb auch, in das türkische Magazin einzutreten, und uns dort ein

Paar guter Instrumente dieser Art zu verschaffen. Du mußt nicht glauben, daß sich Livorno gerade durch Pracht und Schönheit seiner Magazine auszeichne; — wir haben im Gegentheile gefunden, daß die kleineren Läden von Paris den größten Magazinen in Livorno recht füglich die Wage halten können. Das türkische Magazin hat wirklich ächt türkische Waaren, und besonders Seidenstoffe von herrlicher Schönheit, so wie Weichselrohre von einer Länge, die an das Fabelhafte grenzt. Kaum konnten wir der Versuchung widerstehen, für unsere Frauen und Schätzchen von den ersteren, für uns selbst von den letzteren Ankäufe zu machen. Allein reiflichere Reflexionen ließen uns die Ausführung des Vorhabens auf den Rückweg verschieben. Man hat zwar in Paris die Erfahrung gemacht, daß weibliche Tugend noch nie einem Caschmirshawl widerstanden hat, und es mögte somit ganz zweckmäßig erscheinen wenn wir Rom mit einigen türkischen Schärpen im Koffer betreten würden. Da aber Freund Rahl versichert, daß ein gewöhnliches seidenes Halstuch die nämlichen Dienste thue, so würden wir unrecht gegen unsere Nachfolger handeln, wenn wir die Preise allzusehr steigerten, und demnach besser thun, die Türken-

waaren für Paris zu versparen, wo man sich auf ihre Aechtheit versteht. Mit den Weichselrohren wären wir vielleicht gar für Kosaken oder Viehtreiber aus den Maremmen gehalten worden, denn sie waren so lang, daß man ganz gut Spieße aus ihnen hätte verfertigen können. Um den Kaufmann, der uns Kasten und Schubladen mit der größten Bereitwilligkeit geöffnet hatte, einigermaßen zu entschädigen, kaufte sich Herwegh eine Reitpeitsche von Gutta percha, einem elastischen Stoffe, der eben gerade in den Handel kam, und ich ein riesiges Stück Tousche, an dem meine Enkel noch zehren könnten, und wenn auch meine ganze Nachkommenschaft der Malerei sich zuwenden würde.

Den Nachmittag brachten wir in einem engen rauchigen Kaffeehause in der Hauptstraße zu, wo hauptsächlich die Kaufleute aus dem Orient und der Levante ihre Niederlage haben. Von dem Völkergemische, welches sich dort trifft, kann man gerade nicht viel sagen, wenigstens wurden unsere Erwartungen während einiger Stunden, die wir dort zubrachten, außerordentlich herabgestimmt. Alle die Anwesenden trugen mehr oder minder den jüdischen Charakter, selbst die zahlreichen Griechen, welche

vorhanden waren, sahen Juden nicht unähnlich, und das einzige Individuum, welches sich scharf von ihnen unterschied, war ein Türke, der im Turban, Kaftan und Pantoffeln in einer Ecke saß und sich sehr freundschaftlich mit einem Schwarme von Griechen unterhielt, welcher ihn umgab. Er hatte wirklich etwas Nobles, nicht gerade in seinem Gesichte, sondern in seiner Haltung und seinen Geberden, während die Griechen nicht anders um ihn herumscharwenzelten, als wenn noch immer die drei Roßschweife über ihnen geschwungen würden. Es will mir fast dünken, als wäre es recht schade, daß die schöne Nation der Türken im Kampfe gegen diese Griechen den Kürzeren zog, die durch die christliche Demuth so weit heruntergebracht worden sind, daß sie sich nach Beendigung ihres Freiheitskampfes einen ausländischen Monarchen, der sie von Haut und Haar nichts anging, auf die Nase setzen ließen. Doch ich will nicht noch einmal anfangen über diese Demuth zu räsonniren, welche von den Pfaffen zum Ruin der Individuen, wie der Völker erfunden worden ist.

Auf dem Capri war die Verköstigung in dem Preise des Transportes inbegriffen, und wir be-

schlossen deshalb an Bord unser Mittagsmahl einzunehmen. Das Schiff gehört einer neapolitanischen Gesellschaft, ist aber in England gebaut, und auch bis auf die kleinste Geräthschaft herab in England ausgestattet, woran die Gesellschaft schon um deßwillen recht gethan hat, als die meisten Passagiere in der That zu jenem stelzbeinigen Volke gehören, das seine Langeweile für guten Geschmack, und seine Nüchternheit für feinen Anstand ausgeben mögte. Die Sonne war gerade am Untergehen, als wir den Hafen verließen, um die offene See zu gewinnen. Die ganze Gesellschaft befand sich auf dem Verdecke, und suchte sich so viel als möglich gegen den scharfen Wind zu schützen, der aus Westen blies. Ich habe schon oft bedauert, kein Talent zum Carricaturzeichnen zu besitzen. Was hätte ich darum gegeben, diese von Oben bis Unten carrirten Gestalten in meinem Skizzenbuche festhalten zu können! Die Einen hatten sich von Oben her mit schottischen Plaids und andern derartigen Tüchern, die eine ganz scheußliche Farbenzusammenstellung boten, eingehüllt; die Andern begannen im Gegentheil das System der Einwicklung von Unten herauf, und stelzten in ungeheueren Pelzstiefeln umher, während der schwanke Oberkörper

nur in einen Sommerrock gehüllt war. Schweigend ging Alles neben einander her mit großen Schritten auf dem Verdecke auf und ab, und Jeder schien standhaft die Eßglocke zu erwarten, die auf solchen Schiffen stets mit schlauer Berechnung dann ertönt, wenn die Passagiere die ersten Anwandlungen der Seekrankheit zu empfinden pflegen. So ging es auch bei uns. Kaum tanzte das Schiff auf den höhern Wellen, die man stets in dem Durchpasse zwischen der Insel Gorgona und dem festen Lande antrifft, als man auch zur Tafel rief, an welcher schon der größere Theil der Passagiere nicht mehr Theil nahm. Wir hatten uns noch mit vielem Heldenmuthe an die Suppe gewagt, obgleich Jeder von uns einige Blässe in dem Gesichte des Andern fand.

Doch ich will Dir weiter keine Beschreibung von einer der schrecklichsten Nächte geben, die ich in meinem Leben zugebracht habe. Wir lagen einander gegenüber in derselben Situation, Jeder das Gefäß, das man in guter Gesellschaft nicht gerne nennt, inbrünstig umarmend. Anfangs glaubt man in der Veränderung der Lage, in allen kleinen Listen, welche ein unendliches Gefühl des Leidens nur eingeben

kann, Hülfe gegen diese entsetzlichen Angriffe zu finden, die mit jeder Erneuerung schmerzlicher und entnervender werden. Bald aber verliert sich auch die letzte Spur dieser kläglichen Energie. Mit beiden Armen an die Ränder des Bettes geklammert, zittert man dem Augenblicke entgegen, den das nahende Gekrach der Balken verkündet. Die Schlafsäle der Cajüte befinden sich nämlich hinten im Spiegel des Schiffes, und die Betten sind in der Weise an den Wänden angebracht, daß sie der Längsachse der Schiffe parallel laufen. So lange dieses eine Woge hinaufklettert, befindet man sich in einem Stadium momentanen Wohlseins; nun aber hat das Schiff mit seinem Vordertheile die Spitze der Woge erreicht, es überschreitet dieselbe, um auf der entgegengesetzten Seite hinabzugleiten, die Balken beugen sich und knattern in dem Maße, als sie über die Woge hinaus ragen, und dies knatternde Geräusch schreitet allmählig von Vornen nach Hinten fort, bis es über den Häuptern der Kajütenbewohner an dem Steuerruder ausläuft. Das ist der kritische Moment, das allgemeine Signal zum Losbrechen. Während das Geknatter sich nährt, hat man das Gefühl einer entsetzlichen Leere. Es ist, als würden alle Einge-

weide langsam aus dem Leibe hervorgehaspelt und dies Gefühl ist so entmannend, daß man in solchen Augenblicken nicht den mindesten Widerstand leisten würde, geschehe auch, was da wolle. Diese Apathie nimmt mehr und mehr zu, und endlich tritt jenes letzte Stadium ein, wo man nichts mehr sieht, hört und fühlt, und das ganze Individuum da liegt, wie ein Klotz, den von Zeit zu Zeit convulsivische Bewegungen erschüttern.

Ich hätte geglaubt, daß so furchtbare Angriffe einen bleibenderen Effect auf den ganzen Organismus zurückließen, allein jetzt wo das Schiff schon seit mehreren Stunden im Hafen still liegt, und wir uns etwa wie auf festem Lande befinden, fühle ich nur noch eine dumpfe Schwere in der Stirne, und einiges Angegriffensein der Augen, in deren einem sich durch die allzu heftige Anstrengung beim Erbrechen eine kleine Blutunterlaufung gebildet hat. Ich werde als halber Kakerlak in Rom anlangen, was mich einigermaßen freut, da meine Individualität dadurch nur an Interesse gewinnen kann.

Rom den 5. Februar.

Der h. Vater, unter dessen beglückendem Scepter wir uns seit heute Morgen befinden, wird noch gewaltig viel zu thun haben, bis er die Reformen so weit geführt hat, daß man ohne Verwünschungen die Hauptstadt der christkatholischen Welt erreicht. In meinem Leben ist mir noch keine solche Wirthschaft vorgekommen und wenn ich wieder einmal nach Italien gehe, so werde ich sicher den Weg von Civitavecchia nach Rom lieber zu Fuß machen, als in diesen schändlichen Anstalten, die man hier Schnellposten nennt.

Die unmittelbaren Unterthanen des Papstes machen in Civitavecchia trotz des Enthusiasmus, welchen sie für ihren Pius IX. aller Orten zur Schau tragen, gerade nicht den günstigsten Eindruck. Die Lastträger und Bootsführer tragen jetzt Mützen, auf deren Schildern mit großen weiß oder gelb lackirten Buchstaben Evviva Pio IX. steht; und einen verrükten Kerl haben wir sogar gesehen, der nicht nur auf der Mütze, sondern auch auf zwei Epauletten seine Segenswünsche für den Landesvater zur Schau trägt. Dieser offene Enthusiasmus

hat indessen die übrige Natur dieser Schwärmer nicht im mindesten geändert. Sie nehmen noch eben so gut wie früher ihre Trinkgelder und wissen den Fremden auf der kurzen Strecke vom Hafen bis zu dem Wirthshause noch ganz prächtig um seine Piaster zu bringen. Ja selbst die befrackten Angestellten der Douane empfangen den Ankömmling noch immer mit offenen Händen, und drücken für einige Paul's die Augen so fest zu, als man es nur wünscht.

Nach vielem Drängen und Treiben fassen wir endlich um 10 Uhr Morgens in einer Diligence Platz, die den Versprechungen zufolge uns um 6 Uhr desselben Tages in der ewigen Stadt abliefern soll. Wir haben eine Art Coupé, dessen Mittelplatz von einem jungen Lombarden eigenommen wird, der anfangs zwar ziemlich zurückhaltend ist, bald aber sich als Anhänger des jungen Italiens zu erkennen gibt, und mit Herwegh über die Befreiung Europa's im Allgemeinen und diejenige Italiens insbesondere in eine höchst principielle Discussion geräth, die endlos geworden wäre, wenn nicht die beiden Redner über einige speciellen Applicationen ihrer Theorieen so radical von einander abgewichen wären,

daß eine Discussion in gewöhnlicher Art nicht mehr stattfinden konnte. Auch trat ein Ereigniß ein, welches auf italiänischen Reisen sicherlich unangenehmer ist, als Räuberanfälle und Douanenconfiscationen. Es fing an zu regnen. Dem Wasser vom Himmel widersteht kein italiänischer Postillon, und auch die Bestien von Pferden scheinen durchaus nicht darauf eingerichtet zu sein, im Regen weiter zu gehen. Der Weg war vollkommen gut, nicht im Geringsten aufgeweicht oder schwer fahrbar, allein nichts desto weniger mußte in jedem Orte Vorspann genommen werden, die nicht mehr ziehen wollte, sobald sie durchnäßt war So langten wir mit einem Zuge von acht Pferden und vier Postillonen mit einbrechender Nacht in Palo ein, wo unser Conducteur das Aufhören des Regens erwarten wollte. Er gab uns so hinlängliche Gelegenheit, von den Fenstern der Osteria aus einen alten römischen Hafen zu betrachten, der vollkommen von Sand erfüllt, jetzt auf dem Trocknen liegt.

Allein es regnete fort und fort ohne Aufhören und trotz des Widerstrebens der Postillone und der Pferde mußte an das Weiterfahren gedacht werden. Wir mogten etwa eine Stunde zurückgelegt haben,

Herwegh und der Lombarde discutirend und ich schlafend, als plötzlich der Wagen mitten im Felde still hielt, und sich ein ungeheures Toben und Schreien erhob. Es regnete ziemlich heftig, allein doch nicht übermäßig, und als wir unsere Köpfe aus den Wagenfenstern herausstreckten, sahen wir weder einen Berg, noch sonst Etwas, was ein so plötzliches Anhalten hätte motiviren können. Die Pferde wollten nicht mehr fort, und die Postillone benahmen sich auf die ungeschickteste Weise von der Welt, um ihre Thiere anzutreiben. Sie standen am Rande der Chaussee, schrieen wie wahnsinnig und hieben mit langen Peitschen auf die Thiere ein, die dann natürlich, statt gerade auszugehn, auf die Seite wichen, und in den Chausseegraben gegenüber rannten. Dort wurde dasselbe Manöver wiederholt und auf diese Weise die Pferde aus einem Chausseegraben in den andern gepeitscht, ohne daß der Wagen um einen Schritt vorwärts gekommen wäre. Was half es, daß wir heraussprangen, daß ich Einen der Postillone an dem Kragen faßte, mit einigen derben Rippenstößen zu dem Pferde heranführte, und ihn zwang, das Thier an dem Zügel zu nehmen und zu leiten, während ich es mit der Peitsche be-

arbeitete? Wir kamen so freilich ein Paar Schritte vorwärts, dann aber rieb sich der arme Teufel, den ich etwas unsanft gepackt haben mogte, mit jämmerlichem Ausdrucke das Genik, und sagte: Es ist unmöglich, Herr! Sie sehen ja selber, daß es regnet, die Pferde wollen nicht gehen, und wenn man sie zu Tode schlüge. Wir wollen heim reiten und Andere holen. Es geschah, wie sie sagten. Sie spannten die Pferde aus, drehten um und rannten in hellem Gallop auf und davon, während wir in unserer Diligence uns, so gut es gehen wollte, einzurichten suchten, und den Morgen erwarteten.

Nach vier Stunden etwa kamen unsere Postillone zurück, und mit der Dämmerung um 6 Uhr Morgens trafen wir in Rom ein, wo uns noch eine langweilige Visitation erwartete. Bei dieser amüsirte mich außerordentlich ein dicker französischer Kaufmann, der schon auf dem Capri unser Reisegesellschafter gewesen war, und jetzt aus Rache gegen die Postillone geschworen hatte, er wolle dem untersuchenden Douanier kein Trinkgeld geben, um dadurch an den Tag zu legen, wie sehr er dieses Volk verachte. Sein Koffer wurde natürlich von Oben bis Unten durchwühlt, seine sämmtlichen Objecte heraus-

geworfen und in eine schauderhafte Unordnung gebracht, während er beständig gegen solches Verfahren protestirte, und den Visitator zwingen wollte, uns, die wir uns freigebig bezeigt hatten, ebenso zu behandeln, wie ihn. Es war überhaupt ein origineller Bursche, dieser dicke Krämer, der jetzt schon zu wiederholten Malen die Reise nach Rom machte. Die Kunst interessire ihn nicht, sagte er uns, Alterthümer auch nicht, und das Volksleben in Rom langweile ihn ebenfalls; er mache aber die Reise von Marseille nach Neapel jedes Jahr, hauptsächlich nur der Seekrankheit und der Galle wegen, die er sich bei dem Abstecher von Civitavecchia nach Rom sammele. Er fühle sich jedes Mal nach einem solchen tüchtigen Anfalle von Seekrankheit, wie neu geboren, und spare dadurch eine Badereise, welche ihm die Aerzte seiner Constitution halber empfohlen hätten.

———

Den 8. Februar.

Wir sind in Rom schon so eingewohnt, als wären wir alte Bekannte. Rahl's freundliche Fürsorge hat uns in der Nähe des spanischen Platzes eine für unsere Bedürfnisse vollkommen hinreichende Wohnung verschafft, und so haben wir denn unser Leben etwa so eingerichtet, wie es wandernden Musensöhnen geziemt, die alle Sorgen von sich geworfen haben, und nur dem Carneval, der Kunst, dem Alterthume und dem Leben ihre Zeit widmen wollen. Das Café greco bildet natürlich den Ausgangspunkt des Tages, wo die Pläne verabredet, und die gemeinschaftlichen Excursionen veranstaltet werden. Es giebt vielleicht kein dumpferes, häßlicheres Local, als dieses Künstlercafé, in dem alle Nationen, besonders aber die Deutschen zusammenströmen. Vielleicht ist dies gerade der Grund, weshalb man da so behaglich zusammensitzt. Von dem Café greco aus führt unser Weg heute dahin, morgen dorthin, je nachdem uns gerade der Geist an alte oder neue Kunst, an Heidenthum oder Christenthum mahnt. Dann finden wir uns mit den Freunden, welche die altbürgerliche Mittagszeit um

12 Uhr einhalten, in der Trattoria del Lepre zusammen, wo's uns freilich schwer wird, mit unserem gelehrten Italiänisch den Speisezettel zu verstehen, den der Aufwärter uns mit geläufiger Zunge herplappert. Du magst mir überhaupt glauben, daß der Speisezettel einer Restauration der beste Prüfstein für die Kenntniß einer Sprache ist, und daß man aus dem Verständniß eines solchen Zettels sogleich beweisen kann, ob Jemand die Sprache nur aus Büchern gelernt, oder aber ob er sie in dem Lande selbst gesprochen und gehandhabt habe. So müssen wir uns beim Lepre meistens damit behelfen, daß wir auf den Teller eines Bekannten hinweisen und questo! sagen, wenn nicht allenfalls der gefällige Aufwärter irgend Einen der Anwesenden zum Dollmetsch aufruft. Nachmittags hatten wir bis jetzt so viel zu thun, daß wir nicht dazu kommen konnten, in irgend einer Weise die Kunstanschauung des Morgens fortzusetzen. Da lockt uns das Leben und die Natur. Es ist ja Carneval und manchmal auch schönes Wetter, das genossen sein will, da die Umgegend von Rom nicht an einem Tage gesehen werden kann.

Rahl wünschte gerne mir einen Ueberblick über

die Weltstadt zu geben, und während Herwegh unsere Sachen ordnete, und seiner Frau unsere glückliche Ankunft meldete, bestiegen wir den Thurm des Capitols, um uns von diesem erhabenen Punkte aus eine Orientirung der Stadt im Ganzen zu verschaffen. Wie könnte ich Dir beschreiben, was ich dort Alles sah? Ich muß sagen, daß mich die Rundschau um so mehr überraschte, als ich dem brutalen Volke der alten Römer bis jetzt niemals einen rechten Geschmack abgewinnen konnte. Hier bekommt man freilich Respect vor ihrer Größe, die aber dennoch weder wohlthuend noch eigentlich imponirend ist. Ich glaube wahrhaftig, daß alle diese Ruinen, diese zertrümmerten Tempel und Paläste jetzt in ihrem verfallenen Zustande bei Weitem imposanter erscheinen, als sie damals sein konnten, wo sie noch unversehrt dem Auge sich darstellten. Indessen fürchte nicht, daß ich meinen Reisebericht mit langen Excerpten aus Förster und Bunsen über das alte Rom anfüllen werde. Die Philologen haben mich in der Schule zu sehr gelangweilt, als daß mir nicht jeder Buchstaben Lateinisch, den ich vor meinen Augen sehe, einen heimlichen Widerwillen machen sollte, der mir jedes Mal den Humor

verdirbt, und mich unwiderstehlich zwingt, die Beschäftigung aufzugeben. Es ist mir auch völlig einerlei, ob diese oder jene Säule zum Jupiterstempel oder zum Friedenstempel gehört habe und ob das Trajansforum sein Bereich noch einige Schritte weiter erstreckt habe oder nicht. Mit solchen Fragen möge sich beschäftigen, wer keinen Anspruch darauf macht, an der Bewegung des Lebens Theil zu nehmen. Uns interessirt mehr das Volk, das jetzt unter diesen Säulen daherwandelt, und dessen frisches und unverdorbenes Leben, und wir wollen deshalb Romantiker sein in dem Centrum des klassischen Alterthums. Herwegh verspürt freilich von Zeit zu Zeit Lust, sich an einigen alten Steinen zu begeistern, und in Gedanken die Kaiserpaläste wieder aufzubauen, für deren Niederreißung nur er Interesse haben sollte. Allein ich hoffe, daß diese flüchtigen Nachwehen des würtembergischen Schulsackes bald vorübergehen sollen unter dem Einflusse des neueren römischen Lebens. Hilft das nichts, so werde ich freilich genöthigt sein, ihm einen **Horatium ad modum Minellii** anzuschaffen, der dann sicher als niederschlagendes Pulver wirken soll.

Ich konnte mich auf dem Capitol kaum trennen

von dem Anblicke der Campagna und des Albanergebirges, das mit so reinen, schönen Linien aus der unermeßlichen Ebene auftaucht. Nicht so sehr spricht mich die Form des Sabinergebirges an, die eine schwache Wiederholung der Alpen zu sein scheinen, und ich kann nicht in die Behauptung mancher hiesiger Landschaftsmaler einstimmen, welche diesem Gebirge die Palme zuerkennen wollen.

Von dem Capitol aus wählten wir den Weg über das Colosseum nach dem Lateran hin, der bekanntlich die eigentliche Pfarrkirche des Papstes ist, und vor dessen Treppe man eine entzückende Aussicht gegen die Gebirge genießt. Hier traf Willers zu uns, der ausgezeichnetste Landschaftsmaler, der jetzt in Rom lebt, eine prächtige, kräftige Natur, die auf einen Jeden wohlthuend wirkt, der nicht den Sinn für Einfachheit an der Natur wie an dem Menschen verloren hat. Wäre Willers im Mittelalter geboren, statt in unserer Zeit, er wäre gewiß Landsknecht geworden, und hätte sich vielleicht mit dem Schwerte ebenso ausgezeichnet, wie jetzt mit dem Pinsel. Meinem an starre Zacken und schroffe Gehänge gewöhnten Augen gelang es noch immer nicht ganz, die sanft ansteigenden Linien des Alba-

nergebirges aufzufassen und ich konnte nicht umhin, mich mit Willers in ein Gespräch über diese Eigenthümlichkeiten der vulkanischen Formen einzulassen, die man sich gewöhnlich als spitze Kegel vorstellt, während sie im Gegentheile meist nur schildförmige Erhebungen über die Ebene darstellen. Der Aetna, der Vesuv, das Albanergebirge, ja selbst die meisten älteren basaltischen Kuppen sind in diesem Falle, und gerade der Aetna erscheint in seinen Gehängen so äußerst flach, daß er trotz seiner bedeutenden Höhe nur eine schildförmige Erhöhung darstellt. „Ja wohl, ja wohl, sagte Willers, indem er sich den langen Schnurrbart strich und den grauen Filz etwas mehr auf das Ohr rückte, den Bogen Papier möchte ich sehen, den Einer nöthig hätte, um die Linien des Albanergebirges in ihrem richtigen Verhältnisse zu zeichnen. Ich habe es schon öfters versucht, allein dann wird es so niedrig, daß es sich kaum aus der Ebene erhebt, und kein Mensch glauben will, daß dies wirklich das Albanergebirge sei. Deshalb, fügte er lachend hinzu, ist auch Der nicht der beste Maler, welcher am Besten die Natur copirt, sondern Der ist's, der am Besten zu lügen versteht. Nicht wahr, Rahl? Das weißt Du so gut, als ich."

Der aber gab keine Antwort; denn er war in der Kirche verschwunden, wo er ein altes Frescogemälde betrachtete, das einen besonderen Werth in der Kunstgeschichte haben soll, mir aber wie ein steifes, häßliches Ding vorkam, dem ich weiter keine Aufmerksamkeit schenken konnte. Die letzten Strahlen der Sonne fielen gerade durch ein hohes Fenster der Basilica in den inneren Raum und erleuchteten grell den oberen Theil einer Säule, die entweder von weißem Marmor, oder mit weißem Stuck überzogen war. „Da sehen Sie selbst, sagte Willers, indem er auf den Abendschein an der Säule deutete, das sollen wir malen! Und das haben wir auf der Palette! fügte er hinzu, indem er auf den unteren Theil der Säule deutete, die schon beschattet war. Hatte ich Unrecht, zu sagen, wir müßten lügen?"

Von dem Lateran aus setzten wir unseren Weg immer an der Grenze der Stadt nach der größten Basilika Roms fort, nach Santa Maria Maggiore die wir bei schon eingetretener Dämmerung erreichten. Die Kirche ist außerordentlich reich verziert. im Innern, wenn es ihr gleich an Gemälden und werthvollen Kunstgegenständen vollständig mangelt. Ich kann nicht sagen, daß die Basiliken hinsichtlich

des Eindrucks, den sie machen, mit unseren gothischen Kirchen wetteifern können. Die horizontale Decke gibt ihnen mehr oder minder das Ansehen eines Boudoir's, das gelegentlich zum Beten eingerichtet wurde, und es fehlt der mystische Schauer, den die hohen Gewölbe der gothischen Dome mit ihrer ewigen Dämmerung erregen. Die Religion in Rom freilich kennt keine Mystik, aber auch keine Zeit. Der Römer betet und hört eine Messe, wenn er den Beruf dazu in sich fühlt, und nachher benutzt er ebenso sorgenlos die Kirche als allgemeinen Versammlungsort, wo er sich ein Stelldichein gibt und seine weltlichen Geschäfte besorgt. Die officielle Religiosität, die Sonntag Morgens um 9 Uhr beginnt, wenn es zur Kirche läutet, und um 11 Uhr mit der langweiligen Predigt beendigt ist, wird in Rom niemals Wurzel fassen können und auch nothwendig in unseren Gegenden stets mehr und mehr zurückgedrängt werden. Auch weiß ich nicht, warum man dem Glauben eine bestimmte Grenze ziehen will, und sagen, bis hierher und nicht weiter. Schiller hat schon längst gesagt: „Es gibt nur zwei Ding' überhaupt, was zu der Fahne gehört, oder nicht.“ Und so meine ich, könnte man auch in religiösen Dingen nur zweierlei auf-

stellen: „Man glaubt Alles, wie der Katholicismus, oder gar nichts, und diese Religion hat leider noch gar keine Kirche, weil sie eben keine braucht.“

Wir brachten den Abend in einer ächt römischen Kneipe zu, wo auch das Volk sich versammelte, und wo man kernige Witze in Menge hören kann. Morgen beginnt der Carneval und heute Abend schon bereitete man sich recht gründlich zu demselben vor. Die Zote ist während des Carnevals das wahre Element des Gespräches von Vornehm und Gering, und alle öffentlichen Reden sowohl, wie die Privatunterhaltungen sind während dieser Zeit auf das Reichlichste mit jener Würze versehen. Auch heute Abend war in der Sabina, so heißt die Kneipe, ein Spaßmacher, der sich durch einen dreieckigen Hut auszeichnete und lange Reden hielt, die uns höflichst erheiterten, da wir noch nicht wußten, welche Licenzen sich die Sprache der Südländer erlauben darf. Es ist dies überhaupt ein sonderbares Capitel, über das ein Rabelais unserer Zeit wohl einmal eine gründliche Abhandlung schreiben sollte. Die abgeschmackte Pruderie der Engländer hat Worte verpönt, deren wir uns überall bedienen dürfen, während wir über Ausdrücke erröthen müssen,

die sich in dem Lexicon der feinsten französischen Sprache vorfinden. Die Italiäner genießen in dieser Hinsicht noch weit mehr Freiheit, als ihre gallischen Nachbarn und behandeln gewisse Dinge mit einer Unbefangenheit und Natürlichkeit, die wirklich das Erstaunen Desjenigen erregen müssen, der aus nördlichen Gegenden hier ankommt. Allein es ist ein Unterschied zwischen einem Volke, welches daran gewöhnt ist, nackt zu gehen, und einem solchen, das sich nur von Zeit zu Zeit stellenweise entblößt, und dieser Unterschied macht sich eben in italiänischer und deutscher Ausdrucksweise geltend. Unser Clima verlangt einmal Ueberwürfe und Hosen, während die glücklicheren Südländer an einem Feigenblatte genug haben.

In der Carnevalsrede unseres Lustigmachers aus der Sabina fehlte aber auch sogar das Feigenblatt, und es ging so toll darin zu, daß einige Römerinnen, welche lange mit zugehört hatten, doch endlich das Weite suchen mußten. Wir verstanden glücklicher Weise nicht Alles, und so konnten wir ohne weitere Verletzung des Anstandes ruhig auf unseren Plätzen verweilen, ohne eines neuen Testamentes bedürftig zu sein. Eines neuen Testamentes, fragst Du?

Habe ich Dir niemals die Geschichte eines frommen Hofrathes erzählt, der einmal mehrere Tage in unserer Gesellschaft zubrachte? Wir bemerkten, daß er jedes Mal, wenn nur das geringste Wort fiel, welches hätte mißdeutet werden können, erst recht herzlich darüber lachte, dann aber den Kopf schüttelte und mit betrübter Miene ein kleines schwarzes Büchelchen aus der Tasche zog, in welchem er einige Zeilen las. Mein Freund Artist hatte bald heraus, daß der gute Mann durch Lesen eines Verses in der Bibel sich jedes Mal von der Sünde, eine Zweideutigkeit angehört zu haben, rein waschen wollte, und nun schwur er hoch und theuer, der Herr Hofrath solle gar nicht mehr dazu kommen, sein Buch in die Tasche zu stecken. Das hielt er auch redlich. Nach drei Tagen änderte der Hofrath seine Reiseroute, und wir waren herzlich froh, seiner los zu sein.

Den 9. Februar.

Gestern Nachmittag wurde feierlichst der Carneval eröffnet. Du hast wohl Goethe's Beschreibung davon schon öfters pflichtgemäß gelesen, und wirst Dich mit mir darüber gewundert haben, wie kalt und leblos sich dieses Fest unter seiner Feder ausnimmt. In der That schien auch der Anfang einer solchen Beschreibung zu entsprechen. Wir betrachteten uns lange Zeit das Volk, welches dicht gedrängt in der Straße auf- und abwogte, von den Fenstern des Künstlervereines aus, die auf den Corso hinausgehen. Es sah aus, wie an einem schönen Sonntagsnachmittage auf den Pariser Boulevards; eine dichtgedrängte Volksmasse Kopf an Kopf, in der weder Masken noch sonst etwas Characteristisches sich darbot. Wohl aber zeigte der alte Corso selbst ein festliches Ansehen. Alle Fenster waren mit bunten, meist rothen oder hellblauen Teppichen behangen und überall waren die decorirten Balkone mit Menschen erfüllt, von denen, wie begreiflich, Alt-England die größte Zahl geliefert hatte. Manche dieser Balkone sahen aus, als seien sie zur Exhibition storchbeiniger Lords und Ladie's bestimmt, die aus gläsern hellgrauen Augen auf die Straße

glotzten, ihre langen Dreiecknasen über die rothen Festflaggen herunterbogen und die Hälse verlängerten, wie Sumpfvögel, die etwa da unten zu fischen hätten. Aus den Fenstern aber und von den kleineren Balkonen her blitzten ganz andere schwarze Augen, die eine wärmere Sonne gewöhnt waren.

Nach langem Harren ertönten wiederholte Trompetenstöße, und mit großer Ruhe zertheilte sich das Volk nach beiden Seiten, um in der Mitte Raum für einige reich vergoldete Kutschen zu lassen, die mit Sechsen bespannt in langsamem Schritte von der **Porta del Popolo** nach dem Capitol hinauffuhren. Voran ritten einige Dragoner des Papstes, und eine andere Abtheilung schloß den ganzen Zug, der unter schmetternden Fanfaren sich nach dem Capitol bewegte. Hinter den Wagen schlug die Menge zusammen, wie die Wellen hinter dem Kiele eines Schiffes. Nun begann auch ein größeres Leben die Masse zu durchdringen. Es zeigten sich einzelne Wagen; nur Einer derselben war mit Masken besetzt, während in allen andern sehr einfach gekleidete Herrn in Paletot's und grauen Hüten saßen, die sich damit amüsirten, Blumensträusschen oder kleine Gypskügelchen unter die Menge

zu werfen. Auch in den Fenstern, auf den Balkonen, auf den Gerüsten längs der Straße bemerkte man lebhaftere Anregung. Man sah viele weibliche Gestalten, welche sich ebenfalls mit Blumensträußchen bewaffneten, und ein lebhafter Krieg entspann sich zwischen den Wagen auf der einen, und den Fenstern und Balkonen auf der andern Seite.

Wir wollten unseren Standort verlassen und uns drunten unter die Menge mischen, als schon die verhängnißvollen vier Kanonenschüsse ertönten, welche bei einbrechender Dämmerung den Kutschen das Signal geben, daß sie den Corso verlassen müssen. In einem Nu waren sämmtliche Wagen durch die Seitenstraßen verschwunden, und das Volk wogte wie vorher durch den Corso in Erwartung des Pferderennens. Vergebens bemühten sich Soldaten und Gensd'armen, in der Mitte der Straße eine Bahn für die Pferde frei zu halten, die ohne Reiter, wie rasend durch den Corso nach dem Capitol hinauf sprengten. Die lebendige Mauer, welche von beiden Seiten Spalier bildete und mit lautem Halloh und lebhaftem Schwenken der Tücher die Rosse noch mehr anfeuerte, floß unmittelbar, wo

diese vorübergerauscht waren, wieder zusammen, und der blitzschnelle Eindruck war in demselben Augenblicke verschwunden. Die Nacht trat vollständig ein, und ehe wir noch die Straße erreicht hatten, war das Volk größentheils verlaufen. Nur in den Osterieen hörte man noch fröhliche Reden, Musik und Gesang bis spät in die Nacht.

Den 11. Februar.

Die Freuden des Carnevals finden nicht an jedem Tage in der Woche statt, und so können wir denn manchmal einen Nachmittag benutzen, um die Umgegend in Augenschein zu nehmen. Der Morgen ist ein für allemal dem Vatican geweiht, da wir zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß dort auch für bloses flüchtiges Beschauen mehr zu thun sei, als sonst in der ganzen übrigen Welt zusammengenommen. Zwei Tage lang haben wir in der Sixtinischen Capelle nicht gesessen, sondern gelegen, um uns die wunderbaren Schöpfungen Michel Angelo's

in den Sinn zu prägen, und jetzt gelten unsere Wallfahrten schon seit mehren Tagen den Gemälden von Raphael und den antiken Sammlungen, die der Vatican in seinen weiten Räumen birgt. Es hat sich auch da gleich ein tief greifender Unterschied zwischen unserer beiderseitigen Auffassungsweise ergeben. Mir machen die Statuen, so schönste auch sonst sein mögen, allemal einen fröstelnden Eindruck. Die klassische Ruhe erscheint mir nach kurzer Zeit kalt und todt, und ich flüchte mich dann so bald als möglich hinüber nach den Stanzen und nach der Gallerie, wo ich Leben und Lebenswärme in den Farben finde. Herwegh dagegen steht Stunden lang, seinen abgekürzten Bunsen in der Hand, vor diesem oder jenem behauenen Marmorblock, und vertieft sich in dessen Formen, während er die Gemälde, die mein Hemmschuh sind, flüchtiger überschaut.

Aber auch hinsichtlich der Gemälde zeigt unser Geschmack eine merkwürdige Verschiedenheit. Ich habe Raphael erst kennen gelernt, denn was ich bisher von ihm sah, waren meist nur einzelne Figuren, die immer langweilig sind, und wären es auch Madonnen mit und ohne Kinder, und allen-

falls mit einigen Heiligen als Zugabe. Da muß ich denn offen bekennen, daß ich ihn oft und viel angesehen, und nicht begriffen habe, wie man ihn als den ersten Genius der Malerei auffassen könne. Hier aber in den herrlichen Schöpfungen des Vatican, und noch mehr in der Farnesina bin ich vollkommen bekehrt worden, und habe die Ueberzeugung mitbringen müssen, daß man Raphael nur kennen könne, wenn man ihn an den Wänden jener Gebäude erblickt hat. In den Stanzen des Vatican finden wir uns auch fast immer in verschiedenen Zimmern: Herwegh vor der Schule von Athen oder gar vor dem katholischen Wust der Disputa, den nur Raphael einigermaßen genießbar machen konnte, ich dagegen vor der Feuerbrunst des Borgo oder der Schlacht des Constantinus. Die Gemälde mit ihren sitzenden Figuren, in welchen nur inneres Leben, keine äußere Handlung und Bewegung sich zeigt, sind mir überhaupt im Grunde der Seele verhaßt, und es ist mir manchmal, als müßte ich Einen dieser Menschen, die so ruhig da sitzen, und mit den ernsthaftesten Gesichtern von der Welt eine Monstranz oder ein Buch angucken, von seinem Sitze aufreißen, oder in einiges oratorisches Feuer bringen. Aber

diese beiden erschütternden Dramen der Feuersbrunst und der Zwei-Kaiserschlacht, wie sprüht da das Leben aus jeder Figur! Wie läuft und rennt das Alles durch einander, Wasser zu holen, Kinder und Eltern zu retten, oder, in dem andern Bilde, wie kämpft und streitet es da noch gegen einander, während auf der einen Seite der Sieg, in der Gestalt Constantin's, triumphirend heranrauscht und auf der andern Maxentius in den Gewässern der Tiber unterliegt! Ich habe manchmal geglaubt, diese Figuren sich bewegen und dahinschreiten zu sehen, und nicht selten habe ich die Anwandlung verspürt, dem jungen Manne, der sich über die feuerzerstörte Mauer zu retten sucht, und mit den Füßen tastend in der Luft umherfährt, während er sich mit den Händen oben festgeklammert hat, meine Schulter als Stütze zu bieten.

Wir haben manchmal Abends im Zwielichte Rahl's reiche Sammlung von Kupferstichen und Umrissen nach neueren Gemälden durchblättert, und da ist es mir denn so recht aufgefallen, wie manchem Bekannten aus diesen beiden Gemälden Raphael's ich in den neueren Compositionen zum zweiten Male wieder begegnete, und wie sonderbar diese

Figuren durch eigenes Leben von dem Modellenleben der übrigen Gestalten abwichen. Mit welch inniger Rührung habe ich nicht die Wasserträgerin aus der Feuersbrunst auf dem Einzuge Friedrich Barbarossa's in Mailand von dem berühmten Herrn Schnorr von Karolsfeld als besorgte Hausfrau wieder begrüßt, welche ihre Habseligkeiten vor den blonden Bärten rettet, die mit dem Kaiser über einige sitzende Personen in die Stadt hinein reiten! Ich kann auch wohl sagen, daß mich die Raphaelischen Gemälde besonders deshalb so ungemein angesprochen haben, weil eben die Bewegung aller Figuren eine natürliche und momentane ist, die keinen Nachgeschmack des Modells und der Kleiderpuppe verräth. Es ist die Auffassung des Augenblicks, welche diese Gestalten geboren und fixirt hat, und nicht wie bei unseren meisten neueren Malern die allmählige Verkörperung der Idee, die mühsam, mit aller Anstrengung und nur durch mechanische Beihülfe sich aus der Unbestimmtheit gestaltet hat. Dieser Geruch nach dem Modelle, der den neueren Producten so sehr anklebt, läßt sich in dem frischen Hauche, der durch Raphael und Michel Angelo weht, nicht verspüren, und das ist eben das Geheimniß, das ihnen

inne wohnt, und das unsere Neueren nicht zu ergründen vermögen. Sie thun dann freilich besser, es zu machen, wie die Düsseldorfer, und lauter Gemälde zu componiren, bei denen man mit ruhig sitzenden oder stehenden Modellen vollständig auskommt! Die schwächlichen Gemüther, die nicht auf eigenen Füßen stehen können, sondern jeden Strich kopiren müssen, finden dann, wenn ihnen irgend Jemand vorangeht, all diese seufzende, trauernde und girrende Romantik zusammen, die man mit einigem Asphalt und Judenpech anstreicht, um ihr eine gewisse mystische Tiefe zu verleihen. Wenn es aber gar noch gelingt, gute Modelle aufzutreiben, die recht kraß gegen einander abstechen, so ist man nahe daran, den Gipfel der Kunst erklommen zu haben, und von seiner Höhe mitleidig auf die Zeitgenossen herabzuschauen. Ich ärgere mich jedes Mal, wenn ich in Ausstellungen und Kunstläden an diesen klassischen Personen der Academieen vorbeigehe, und den alten Bekannten Ezzelin, als Kaiser Heinrich, als Franz von Sickingen, und wer weiß in noch wie viel Gestalten, wiederfinde. Doch nein! Es gibt nur einen Ezzelin, und der hat sich in Frankfurt einmal der Abwechslung wegen ins Gefängniß

gesetzt, um sich in seinem Geschäfte zu üben, und ein traurig wüthendes Gesicht machen zu lernen. Da wird er denn zum Unglück von zwei Mönchen gestört, die wahrscheinlich sich für Gefängnißreform und Zellensystem interessiren, und als ihm das zu lange dauert, wirft er ihnen einen wüthenden Blick zu, ballt die Faust, und sagt in seiner breiten baierischen Mundart: „Jetzt lossen's mi aus, verfluchte Pfaffen! I muß Modell sitzen!“ —

Den 10. Februar.

Heute haben wir uns das Vergnügen gemacht, einmal mit auf dem Carneval umherzufahren, und Blumensträuße und Gipskugeln mit den Begegnenden einzutauschen. Kahl und Herwegh saßen im Fond, ich auf dem Rücksitze, und statt einer vierten Person stand ein gewaltiger Korb mit Gipskugeln uns zur Hand. Alle leeren Räume waren mit Blumensträußchen angefüllt, die wir von Zeit zu

Zeit wieder complettirten. Die Wagen fahren in dem engen Corso zu beiden Seiten neben einander her, so daß sie sich beständig begegnen, und wenn ihrer viele sind, so müssen sie bald hier, bald dort in die Nebenstraßen einbiegen, die dann auch sogleich mit improvisirten Balkonen versehen werden, welche sich mit Neugierigen und Theilnehmenden füllen. Anfangs, als wir kaum in den Corso eingebogen waren, schien es uns Neulingen ziemlich unbegreiflich, wie man bei solch einfachem Getändel, als Blumen- und Gipswerfen, nur einigermaßen in Eifer gerathen könne. Allein nun sieht man bald hier, bald dort ein wunderniedliches Gesicht, aus dem ein Paar schwarze Augen hervorblitzen, die man gerne einmal auf sich lenken mögte. Man sucht ein recht niedliches Blumensträußchen hervor, und wirft es der Schönen zu, die es laut klatschend auffängt, und mit einem andern aus ihrem Vorrathe beantwortet, das natürlich mit dem lebhaftesten Interesse entgegengenommen wird. Nun regnet es aus allen Fenstern, von allen Balkonen mit Blumensträußen auf den Wagen herab, und man hat alle Hände voll zu thun, um hier aufzufangen, dort zu entgegnen, während der Wagen in lang-

samem Schritte vorüberzieht. Ich habe vor, Dir noch einen besonderen Brief über die Römerinnen zu schreiben, wenn ich erst nähere Bekanntschaft mit ihnen gemacht haben werde. Für jetzt kann ich Dir nur sagen, daß es die schönsten Weiber sind, die ich noch sah, und daß mich nichts mehr entzückt, als die freie Naivität, mit der sie sich ihrer Freude überlassen. Man hat ihnen noch nicht angebildet, sich ihres Lachens zu schämen und die Freude, die sie empfinden, in ihren Gesichtszügen zu unterdrücken, und sie haben auch noch nicht gelernt, ihre vollen freien Bewegungen einzuschränken, und die Decenz derselben mit an den Leib gezogenen Ellenbogen zu wahren. Sie rufen Dir zu mit neckendem Hohne, wenn es ihnen geglückt ist, Dich mit einem Sträußchen im Gesichte zu treffen. Eine ganze Gesellschaft bricht in lautes Lachen aus, wenn Dir irgend ein scherzhafter Unfall begegnet, oder Du durch eine komische Geberde ihre Lust anregst.

Allein der Wagen geht unaufhaltsam weiter, und plötzlich regnet auf Dich eine Menge erbsgroßer Kügelchen herab, die überall weiße Flecken hinterlassen und auch gar nicht angenehm prikeln, wenn sie die nackten Stellen des Gesichtes treffen. Bald

lernt man sich dann vorsehen, und die gestielten Drahtnetze, die man in der linken Hand hält, zur rechten Zeit vor die Augen bringen, wenn ein solcher Angriff droht. Es ist ein Wagen mit Männern besetzt, die uns in dieser Weise begrüßen, und denen man eben so kräftig zu antworten sucht.

So geht es denn unter beständigem heiterem Spiel und Scherz den Corso hinauf, und an der anderen Seite wieder hinab, und je länger man Theil nimmt, desto lebhafter wird die Anregung, desto mehr wird man absorbirt, und desto mehr freut man sich in der allgemeinen Freude. Wunderbar ist der Anstand, die Leichtigkeit, ich mögte sagen, die Liebenswürdigkeit, mit welcher sich dieses Volk einer Belustigung hingibt, die doch so leicht ausarten könnte. Alles bewegt sich bunt durch einander, neckt sich mit Gipskügelchen, höhnt sich aus mit spitzigen Worten, ohne daß jemals ein Streit entstünde, oder die geringste Rohheit begangen würde. Du siehst auch keine Polizei, welche überhaupt nur dazu in der Welt vorhanden ist, um Unordnungen anzuzetteln. Nur an den Straßenecken halten einige Reiter, welche die Wagen in das richtige Geleise einweisen. Kurz Du kannst Dich hier recht über-

zeugen, daß die Oeffentlichkeit das Element dies Volkes ist, und daß die Ungebundenheit, die Freiheit ihm eine gewohnte Sache ist, die durch ein allgemeines Anstandsgefühl geregelt wird, ohne deshalb in das Steife und Eckige überzugehen. Darum ist es auch Grundsatz, daß der Carneval keine Erinnerung läßt, und daß Alles, was in diesen Tagen geschieht, so wie es Eingebung des Momentes war, auch mit demselben vorüberrauscht. Jede Schöne empfängt die Huldigung, die Du in Blicken, Worten und Geberden ihr zutheilen magst, und erwiedert sie in derselben neckischen Weise, ohne daß Du darauf eine Folgerung für weiteres Glück bauen könntest. Es ist in diesen Tagen, als kenne man in Rom von der Liebe nur, wie Goethe sich ausdrückt, den himmlischen Anfang, ohne den leiblichen Fortgang und das fleischliche Ende.

Unter diesem neckischen Humor, dieser leichten Grazie macht nur ein Volk in dem Carneval eine Ausnahme, die aber nur um so roher und gewaltthätiger erscheint. Das wirft mit Gipskügelchen, wie wenn es Plumpudding wäre, und verschleudert Blumensträuße, wie wenn es mit Hammelskeulen zu thun hätte. Ich kann Dir nicht sagen, wie ich

über diese Engländer erbittert war, die aus der gefälligen Neckerei eine plumpe Gemeinheit machten, und meinten, den Grad ihres Vergnügens nach den Scheffeln von Gipskügelchen messen zu können, die sie auf das Volk herunterwarfen. Schon in den ersten Tagen war uns ein Balkon aufgefallen, der so hoch war, daß man von den Wagen aus ihn nicht erreichen konnte, und unter welchem sich ein wahrer Berg von Gipskügelchen auf der Straße aufgehäuft hatte. Er war von einem reichen Lord besetzt, dessen Namen mir auch genannt wurde, und der nebst einigen liebenswürdigen Landsmänninen die Freuden des Carnevals in seiner Art genoß. Gallonirte Bedienten schleppten beständig große Körbe mit Gipskügelchen hinauf, und diese Zierden Altenglands hatten große Blechschaufeln, deren Inhalt sie von Oben herab über die vorbeiziehenden Wagen ausgossen. Die allgemeine Entrüstung, welche dies rohe Benehmen erregen mußte, schien das wesentliche Moment ihrer Freude zu sein. Wir konnten das nicht länger mit ansehen. Ein Haufe von jungen Malern, dem wir uns anschlossen, verproviantirte sich gehörig mit Apfelsinen, Eiern und nußgroßen Gipskugeln und begann nun ein förmliches Bom-

bardement gegen die Insulaner, die sich anfangs wacker hielten, bald aber zu schmählichem Rückzuge gezwungen wurden. Ein nicht allzu frisches Ei hatte den Hut einer alten verknöcherten Lady getroffen, und seine Lordschaft eine Apfelsine in das Gesicht erhalten, die einige Nachwirkung zu hinterlassen schien; denn an den folgenden Tagen war der Balkon leer, oder begnügte sich mit unthätigem Zuschauen.

Heute bei unserem Umherfahren begegnete uns ein ähnliches Abenteuer, das wir noch lange herzlich belachten, zumal da es gewissermassen eine Erinnerung an unsere Jugendjahre auffrischte, wo wir es im Werfen und anderen Leibesübungen dieser Art zu einiger Fertigkeit gebracht hatten. Wir waren schon einmal einem Wagen begegnet, in welchem eine lange Gestalt mit einer himmelblauen Halsbinde, deren Breite einen Fuß alten Maßes betragen mogte, zwischen zwei ungeheuren Körben mit Gipskügelchen verschanzt stand. Der Engländer, denn es mußte ein Engländer sein, hatte sich eine große Drahtmaske vor das Gesicht gebunden und trotzte damit allen Angriffen, während er besonders die Frauen mit seinen Projectilen überschüttete, die nur aus Gipskugeln bestanden, denn Blumensträußchen hatte er

nicht. Als wir zum zweiten Male diesem Indivi-
duum nahten, bot uns zufällig ein Blumenverkäufer
ein Körbchen, in welchem sich eine ungeheure strauß-
artige Masse befand, die aus Kohlblättern, Brennesseln
und einigen dicken Salatstrünken zusammengebunden,
und zur Vermehrung ihrer Schwere reichlich mit
Wasser befeuchtet war. „Da hast Du einen Blumen-
strauß, sagte Rahl, den Du dem unverschämten Eng-
länder dort schenken kannst. Er hat ja doch keinen!“
Mit beifälligem Nicken legte ich mir das Kraut
handgerecht, während ich zu größerer Sicherheit das
eine Knie auf den Wagensitz stemmte, und die
Maske ablegte, um beide Hände frei zu haben. Jetzt
waren wir ihm gegenüber, und in dem Augenblicke,
wo er sich seitwärts bog, um eine Schaufel voll
Gipskugeln auf einige vorübergehende Römerinnen
zu entleeren, traf ihn der wohlgezielte Wurf auf
die himmelblaue Halsbinde und die Seite des Backens.
Wie vom Blitze gerührt, stürzte das lange Indivi-
duum unter dem klatschenden Wurfe zusammen,
richtete sich dann auf, und wollte voller Entrüstung
aus dem Wagen springen, um sich an seinen An-
greifern zu rächen. Wir aber schwenkten mit lautem
Hurrah unsere Hüte, das Volk umher klatschte

jauchzend in die Hände, und die Pferde zogen, von dem plötzlichen Jubel erschreckt, lebhafter an, so daß wir bald einander aus dem Gesichte waren. Aber der Dank entging uns nicht. Denn als wir später noch einmal an derselben Stelle vorüberkamen, erkannten uns die Umstehenden auf den Balkonen, und unter wiederholtem Bravorufe wurden wir mit Blumen und Zuckerzeug überschüttet.

Den 11. Februar.

Das Wetter ist fast anhaltend nebelig und kalt, so daß wir gezwungen sind, der Zeit unsere Excursionen abzustehlen. Doch konnten wir gestern einen herrlichen Abend benutzen, um auf den Monte Mario hinaufzusteigen und von dort aus den Sonnenuntergang zu genießen. Der Zutritt zu der halbverfallenen Villa wird zwar eigentlich nur gegen Vorzeigung einer Karte des Besitzers gestattet, allein ein Paar gute Worte und die Aussicht auf einige Pauls bewogen doch die hübsche

Beschließerin, uns ohne weiteres einzulassen. Doch bat sie recht beweglich, uns an dem Rande des Hügels zu halten, und nicht weiter in den Park hineinzugehn, da wir sonst leicht dem Herrn begegnen könnten. Den sahen wir nun freilich nicht, wohl aber kam in der Abenddämmerung, als wir uns eben zurückzogen, ein spitzer Hut und eine Kapuze aus dem Walde hervor, deren allzugroße Ungeduld die Beschließerin zu beklagen schien. Könnte ich nur fließender italiänisch sprechen! Eine Concurrenz mit dem geistlichen Herrn hätte vielleicht ihre besondere Reize gehabt! Ich hätte ja Landschaftsmaler werden, und alle Tage den Sonnenuntergang von dem Monte Mario aus studiren können!

Ich habe wieder vergessen, ob der Monte Mario ein Paar Fuß höher oder tiefer liegt, als die Spitze der Kuppel der St. Peterskirche. Dies thut der Aussicht nichts zu und nichts ab. Du magst hinkommen, wohin Du willst, auf die Höhen der Villa Pamfili, der Villa Ludovisi, des Monte Pincio, — überall empfangen Dich entzückende Aussichten, bald nach dem Albanergebirg, bald nach der Campagna, bald wieder über die ewige Stadt selbst. Nirgends aber vereinigt sich Alles in einem so großartigen

Gemälde, nirgends erfaßt man so mit einem Blicke die ganze Bedeutung der Lage Roms, als von diesem erhabenen Punkte aus, der die ganze Stadt beherrscht und übersehen läßt. Zu Deinen Füßen liegt das neue Rom mit seinem großartigsten Monumente, dem St. Peter, dessen colossale Kuppel sich über die niederen Häussermassen erhebt, wie ein gewaltiger Riese unter kleinen Zwergen. Die spitzen Thürmchen des Lateran, der Santa Maria Maggiore bilden auf der einen Seite, die altersgrauen Massen des Colosseums und des Forums auf der andern die Umgrenzung der Stadt. Ueber die Ebene ziehen nach allen Weltgegenden die Linien der Wasserleitungen und Aquäducte, welche die Stadt gleich riesigen Armen nach dem Gebirge streckt, um von dort aus sich den kühlen Trunk zu holen, der in allen Straßen Roms reichlich quillt. Die ganze Ausdehnung der Campagna liegt vor Deinem Blicke: denn zur Rechten im Westen sinkt die Sonne in das Meer, das als glänzender Streif an dem Horizonte sich hinzieht, und auf der anderen Seite schweift der Blick bis zu Soracte und zu den schneebedeckten Höhen der Lionessa, die durch die Schluchten des Sabinergebirges herüberdräut.

Der Sonnenuntergang war herrlich. Die Campagna glühte in einem Lichte, wie ich es nie gesehen und der Himmel hatte Farben, deren grelle Zusammenstellung uns fast unnatürlich erscheinen mußte, da wir gewohnt sind, Alles durch eine vermittelnde Schicht grauen Dunstes zu erblicken. „Hier mußte die eigentliche historische Malerei geboren werden, sagte Herwegh, nachdem wir eine lange Zeit stumm unsere Augen geweidet hatten. Die strengen Linien dieser Gebirge, die Todesstille der öden Campagna mit ihren Ruinen und der dumpfen Luft, die auf ihr lastet, und dieser Himmel darüber, der in allen Farben des höchsten Glanzes erglüht, das bildet ja schon für sich allein ein historisches Gemälde, in dem alle Vergangenheit und Zukunft der Menschheit aufgezeichnet sind, und wo man nur einzelne Figuren einzusetzen braucht, um die speciellen Begebenheiten einzuzeichnen.“ „Sie haben wohl Recht,“ antwortete Willers, indem er sich langsam den Bart strich, und noch einen Blick auf das Gebirge warf, das die letzten Strahlen der scheinenden Sonne sammelte; „Sie haben wohl Recht! aber einen großen Bogen Papier müßte doch der haben, der das Albanergebirge genau so in seinen Linien zeichnen wollte

wie es wirklich ist.“ Das warf uns denn wieder aus dem historisch elegischen Ton, den Herwegh angestimmt hatte, in die fröhliche Stimmung des Carnevals zurück, und als wir am Abend, in der Kneipe zu den tre latrone bei einem Glase Orvieto saßen, merkte uns Niemand an, daß wir heute auch ein Stück Weltgeschichte mit durchgelebt hatten.

Den 12. Februar.

Die Einförmigkeit ermüdet, und es bedarf der Contraste, um sich in diesem Leben des ankommenden Fremden in Rom die Sinne frisch und wach zu erhalten. Deshalb auch haben wir als unverbrüchliche Regel festgesetzt, daß wir Nachmittags weder Gemälde noch Statuen mehr ansehen wollen, wenn wir den Morgen der Kunst gewidmet hatten, und selbst in diesen Betrachtungen suchen wir uns so viel als möglich jene Abwechslung zu verschaffen, welche die Uebermüdung verhüte. Heute fuhren wir zuerst nach der Farnesina und sodann nach St.

Pietro in vinculis, wo der kolossale Moses des Michel Angelo aufgestellt ist.

Es ist wirklich merkwürdig, daß das schönste Gedicht, welches Raphael in seinem Leben verfertigt, die Geschichte von Amor und Psyche an der Decke des Gartensaales der Farnesina, im Allgemeinen am wenigsten berücksichtigt wird, und daß es schwer hält, gute Kupferstiche davon sich zu verschaffen. Die sinnige Anordnung, womit die beiden großen Deckengemälde, das Gericht und das Gastmahl der Götter darstellend, verbunden sind mit den kleineren Scenen, die in den Zwickeln der seitlichen Gewölbe sich befinden, diese Anordnung ist nur ein geringes Verdienst gegenüber den herrlichen Compositionen, die in lieblicher Reihe das anmuthige Mährchen uns versinnlichen. Rahls Lieblingsbild befindet sich in dem einen Sockel, wo Papa Jupiter mit übereinandergeschlagenen Beinen und dem gutmüthigsten Gesichte von der Welt den lieben Jungen, den Amor am Kopfe gefaßt hat, und ihm einen recht saftigen Schmatz auf den Backen drückt, wobei dem Alten vor lauter Rührung die Thränen in den grauen Bart rollen. Amor steht so gutmüthig dumm da, und läßt die Arme an dem Leibe herunterhangen, als könne er nicht drei zählen.

Aber neben diesem gutmüthigen Vertrauen, mit dem er sich ganz geduldig abschmatzen läßt, sieht man doch ein schalkhaftes Lächeln in seinen Zügen, das sogleich zeigt, er sei sich seiner Ueberlegenheit über Papa Jupiter recht wohl bewußt. Ich kann Dir die Bilder nicht alle hernennen, die so die einzelnen Begebenheiten des Mährchens darstellen. Ich kann Dir auch nicht alle die kleinen Liebesgötter beschreiben, die in den possirlichsten Stellungen zwischen den Sockeln des Gewölbes sich herumtreiben, und mit den verschiedenen Attributen der Götter und Helden, mit den Thieren des Wassers und des Landes ihr loses Spiel treiben. Dort schleppen zwei dieser Schalksknechte mit gewaltiger Anstrengung die Keule des Herkules, hier flieht Einer davon mit dem Hammer und der Zange des lahmen Vulkan, während ein Dritter die Rosse des Neptun zu wilder Flucht spornt. Und nun gar der Hochzeitsschmaus! Wie erschallt da das unauslöschliche Göttergelächter! Wie gibt sich Alles einer ungestörten Freude hin, und wie scherzen Götter und Göttinnen unter einander, während der junge Ehemann Amor offenbar verlegen ist und Frau Psyche verschämt bis über die Ohren erröthet

Neptun dem Wassermanne ist offenbar der Nectar etwas zu Kopfe gestiegen, und er erlaubt sich Freiheiten gegen seine Gemahlin Amphitrite, die sich allerdings nur durch den Zustand entschuldigen lassen, in welchem er sich eben befindet.

Doch ich kann Dir dies Alles nicht beschreiben; auch von dem Triumphe der Galathee, der in dem daran stoßenden Zimmer sich befindet, mag ich Dir nichts Näheres sagen, da Du Beschreibungen und Kupferstiche überall in Menge findest. Aber das ist mir und uns Allen, die wir damals in der Farnesina waren, klar geworden, daß Raphael den Gipfelpunkt der Kunst nicht in den Madonnen, nicht in der Disputa, und nicht in all jenen anderen berühmten Werken dieser Art erreicht hat, sondern vielmehr in den herrlichen Schöpfungen, denen er sich hingeben konnte, wenn er von den Fesseln des Christenthumes befreit war. Ich begreife warlich nicht, wie man Angesichts aller dieser Schöpfungen noch behaupten mag, daß das Christenthum es sei, welches in dem Katholicismus der Kunst einen neuen Hebel in die Hand gegeben habe. So lange Raphael und Michel Angelo noch christlich waren, und den christlichen Typus in der Kunst einiger-

maßen fest hielten, klebte ihnen auch eine gewisse Langweile, Aengstlichkeit, mit einem Worte jene christliche Demuth an, die alles Vorragende zu Grunde richtet und niederbeugt. Erst als sie Heiden wurden, und den Glauben mit all seinen Typen und Verzerrungen hinter sich warfen, erst dann wurden sie, was sie sind und für alle Zeiten bleiben werden. Was ist denn die christliche Kunst anders, als eine Darstellung jener verzerrten Züge, welche der Glaube dem rein Menschlichen aufdrückt? Was ist sie anders, als eine Verhäßlichung des menschlichen Ideals, das sie zerknirschen und mit allen möglichen Flecken des Körpers und des Geistes beladen muß, um den Contrast herauszubringen, den das Göttliche diesem Menschlichen gegenüber haben soll? Worin liegt denn dieser christliche Typus, als eben in der Unterdrückung des Sinnlichen, das den Menschen erst schön macht, und wenn die Schönheit das letzte Ziel der Kunst sein soll, ist dann nicht das Christenthum der lebendige Gegensatz aller Kunst, eben weil sein Zweck ist, das Sinnliche zu ertödten? —

Aber ich will mich in keine längere Discussion solcher Dinge einlassen, die jedem klar werden müssen,

der mit unverfälschtem Sinne die Kunstgeschichte betrachtet und sieht, wie die Einführung des Christenthumes die antike Kunst zurückschleuderte, um an deren Stelle eine Menge ungenießbarer Typen zu setzen, und wie erst nach und nach mit gewaltigem Ringen die Kunst sich aus diesen Fesseln befreien mußte, welche ihr die Barbarei des Glaubens geschlagen hatte. Wir haben nun Kirchen und Gallerien wiederholt angeschaut und durchlaufen, und ich habe mich stets mehr und mehr gelangweilt an all diesen christlichen Schildereien, womit der Glaube seine Kirchen und Kapellen ausstaffirte. Ich habe mich gelangweilt an diesen typischen Gestalten mit langen Gesichtern, an diesen Weibern, die keine Kinder gebären, und diesen Männern, die keine zeugen können.

Die Statue des Moses, welche in der kleinen unansehnlichen Kirche von St. Pietro in vinculis sich befindet, hat mir mehr Eindruck gemacht, als der ganze Vatican mit all seinen Göttern, den Apollo von Belvedere und den olympischen Jupiter nicht ausgenommen. Die riesige, von einem weiten Mantel umwallte Gestalt ruht sitzend, während sie mit der einen Hand sich auf die Gesetztafeln lehnt, und mit der andern in den Locken des langen Bartes

spielt, die bis über den Gürtel herabwallen. Es liegt eine furchtbare Kraft in diesen eisernen Zügen, und man fühlt es wohl, daß eine solche übermenschliche Gestalt dazu gehörte, um ein durch Knechtschaft entartetes feiges Volk zur Selbstständigkeit zu ermannen. Es ist die erste und die einzige Statue, die mir Leben und innere Lebenskraft zu haben schien. Es ist die einzige, bei welcher ich vergessen konnte, daß ich einen Marmor vor mir hatte. Die Gestalten, welche ich auf Gemälden gesehen habe, bleiben mir meist so lebhaft in dem Gedächtnisse eingeprägt, daß ich nur die Augen zu schließen brauche, um sie in Farben vor mir zu sehen. Bei Statuen ist mir das Gleiche nur bei dem Moses begegnet. In der verflossenen Nacht mischte sich sogar diese strenge ernste Gestalt auf wunderbare Weise in die Götterversammlung der Farnesina, die mich im Traume beschäftigte. Sie hatte sich zu dem Gastmahle an die Stelle des Jupiter gesetzt, und die übrigen Götter schienen die Verwechslung gar nicht zu gewahren, sondern mit ihrem Genossen zu verkehren, wie wenn er dorthin gehöre. Allmählig glätteten sich auch die Falten des Gesichtes; der strenge Ausdruck des Auges verlor sich, und die beiden Amoretten, welche

die Keule des Herkules schleppen, schlupften in den langen Bart, bemächtigten sich der wallenden Locken, und schlugen damit, wie mit Plumpsäcken, auf Amor und Psyche los, deren Verlegenheit durch solch neckisches Beginnen nur um so größer wurde. Ich weiß nicht, was noch weiter aus dem phantastischen Traumbilde geworden wäre. Es verschwand unter anderen, und nur die Erinnerung blieb mir, welche ich Dir hier aufzeichne.

Den 16. Februar.

Senza moccolo! Kennst Du den Zauberruf, der ganz Rom auf die Straßen lockt, und der uns mit all seiner Begleitung seit vorgestern in dem Kopfe summt? Senza moccolo! Wer das nicht gehört hat, und zwar aus römischen Kehlen gehört hat, der begebe sich getrost auf die Reise, und fahre Tag und Nacht, bis er, wie jener Engländer an dem Mont blanc, so an dem letzten Carnevalstage in Rom ankommt, wo er auf dem Corso den Abend

zubringen kann, beschäftigt mit Ausblasen und Anzünden von Lichtern und umschwirrt von dem tausendstimmigen Rufe: **Senza moccolo**! Goethe hat allen Deutschen schon erzählt, daß der Carneval mit einem solchen Spiele endigt, und daß das Geschrei, die Hitze, das Gedränge auf dem Corso an diesem Abend ganz unerträglich sei. „Als ihr das letzte Mal fuhrt, sagte Rahl, seid ihr bei dem Blumenwerfen schon in Eifer gerathen, drum bitte ich Euch, zieht heute eure schlechtesten Röcke an, denn ohne einige abgerissene Schöße werdet ihr nicht davon kommen Als ich das erste Mal den Moccolo-Abend mitmachte sah ich am Ende aus, wie ein Mensch, der von Straßenräubern überfallen, oder in einer Katzbalgerei arg mißhandelt worden ist."

Ich habe Dir, glaube ich, schon gesagt, daß die Römerinnen die schönsten Weiber der Welt sind, so weit wenigstens meine Beobachtungen reichen, die sich noch nicht auf andere Welttheile, als Europa, erstrecken. Die Römerinnen haben Alle etwas Großartiges, Majestätisches in Gesicht und Haltung. Es sind volle kräftige Frauen mit schwarzen Haaren und Augen und wenn Du mir sagst, daß ihre Hände und Füße nicht so klein und niedlich sind, als die-

jenigen der Pariserinnen, so gebe ich Dir vollkommen Recht, antworte aber, daß dies auch nicht nöthig scheine, da sie doch in vollem Verhältniß zu den Formen des Körpers stehen. Unsere römischen Freunde behaupten: die Römerinnen seien kalt, und ich will ihnen nicht widersprechen mit meiner kurzen Erfahrung von 14 Tagen. Aber daß ihre Augen nicht kalt sind, sondern Flammen sprühen, und ihr Mienenspiel, ihre Geberden an Lebhaftigkeit unerreicht sind, das kann ich behaupten. Glaube nicht, daß ich deshalb sagen wollte, alle Römerinnen seien unbedingt schön zu nennen. Die Schönheit will überall gesucht sein, warum nicht auch hier? Es fragt sich nur, wo man sie leichter findet. Aber jene glatten Alltagsgesichter findet man nicht, die zwar zwei Backen, einen Mund, und was sonst etwa noch zu einem Gesichte gehören kann, aufzuzeigen haben, wo man aber vergebens die Prägung irgend eines Characters in den Zügen sucht. Ein jedes römische Gesicht trägt seine Leidenschaften und Apathieen, seine Tugenden und Laster offen in seinen Zügen umher, und für denjenigen, der sich für Physiognomik interessirt, bietet Rom das reichste Feld, weil es das sicherste ist.

Es sind die Weiber, Freund, welche die Race erhalten, die in Körper und Geist den Typus des Volksstammes am längsten bewahren, und darum gleichsam den Spiegel der Zukunft und der Vergangenheit bilden, die einem Volke beschieden sind. Du wirst wohl schon oft Bemerkungen gemacht haben über das Mißverhältniß, welches in manchen Volksstämmen zwischen Männern und Weibern existirt, wie dort das männliche, hier das weibliche Geschlecht hinter dem andern an körperlicher Schönheit, wie an geistiger Ausbildung zurücksteht. Dies Verhältniß zwischen den beiden Geschlechtern ist es gerade, aus dem man Vergangenheit und Zukunft erschließen kann. Gutes und Schlechtes, Fortschritt und Rückschritt wird zuerst von dem Manne angenommen, und geht von diesem auf das Weib über, dessen conservative Natur nur weit allmähliger den fremden Einflüssen nachgibt. Da aber die Stufe geistiger Cultur, die ein Volk einnimmt, sich nicht nur in seiner Körperbildung reflectirt, sondern geradezu von derselben abhängt, so ist es leicht erklärlich, daß in einer aufstrebenden Nation, die im Fortschritte begriffen ist, die Männer, in einer sinkenden dagegen die Weiber den Vorzug der Körperschönheit und

der intellectuellen Fähigkeiten in Anspruch nehmen können. Findest Du einen Volksstamm, der schöne Weiber, aber im Durchschnitte häßliche, schlecht gebildete Männer hat, so kannst Du mit Sicherheit behaupten, daß derselbe schon längst seinen Culminationspunkt überschritten hat, und dem Untergange entgegengeht.

Wie schlagend findest Du diese Wahrheit in Rom bestätigt. In jeder Bewegung, jeder Stellung dieser Weiber tritt Dir etwas Großartiges, Imponirendes entgegen, daß Dir, ich will gerade nicht sagen Ehrfurcht, aber doch ein ähnliches Gefühl abnöthigt. Wäre mir das Wort plastisch nicht zum Ekel (ich habe einmal von sehr gelehrten Männern behaupten hören, in W. von Humboldt's Werk über die Kawi-Sprache herrsche eine sehr plastische Ausdrucksweise) wäre mir das Wort nicht zum Ekel, ich würde sagen: die Römerinnen seien in allen ihren Bewegungen durchaus plastisch.

Nun stelle Dir diese herrlichen Weiber vor in schönen Kostümen, welche besonders die vollen breiten Schultern, den herrlich geformten Nacken und Hals hervorheben, wie sie ihr angezündetes Moccolo gegen die Angriffe Derer vertheidigen, die es auszu-

löschen streben. Das Lichtchen hoch in die Höhe haltend, suchen sie mit der andern Hand die Angreifer abzuwehren, während ihre spottenden Lippen das Feldgeschrei: Senza moccolo! ihnen entgegenrufen. In dem Verlaufe weniger Augenblicke hast Du hier eine Reihe von Bildern, Gruppen, und lebhaft bewegten Scenen, die keine Beschreibung wiedergeben, kein Pinsel versinnlichen kann. Dort zieht langsamen Schrittes ein Wagen hin mit einem halben Dutzend der schönsten Römerinnen besetzt, und zum Ueberfluße noch vertheidigt von einem Paar handfester Burschen, welche mit Plumpsäcken dem Angriffe wehren. Hell flackern die Lichtchen, welche die Schönen in die Höhe halten und höhnend fordert der Ausruf: Senza moccolo! die Umstehenden auf, die Festung zu stürmen und ihren Glanz zu löschen. Ein dichter Knäuel umgibt den Wagen. An den Rädern klettert man hinauf, den hinteren Sitz sucht man zu ersteigen und erntet bei solchen Versuchen Püffe in Menge, welche unter stetem Lachen und Scherzen auf das Freigebigste ausgetheilt werden. Muthwillig lassen die Schönen das fliessende Wachs ihrer Kerzen auf Hände, Kleider und Hüte der Angreifenden herabtropfen, sie fahren ihnen

mit den brennenden Kerzen in das Gesicht, und je besser einer abgeführt ist, desto lebhafter ist der Triumph, der zuweilen nur durch ein halb mitleidiges halb spöttisches „oh! poveretto!“ unterbrochen wird. Die Angreifer ändern nun ihre Taktik. Alte Schnupftücher werden an lange Stöcke gebunden, von den Balkonen, aus den Fenstern herab werden lange Rohre geschwungen, die solche Fahnen tragen, und mit welchen man die Lichter in den Wagen auszulöschen sucht. Die Angegriffenen aber haben scharfe Hacken, womit sie die Tücher zerreißen, starke Stöcke zum Zerhauen der Rohre, und wenn es auch hier und da gelingt, ein Lichtchen auszulöschen, so ist der Nachbar in dem Wagen stets bei der Hand, um den Unfall zu verbessern, und den alten Glanz wiederherzustellen. Gelingt es aber nach unsäglichen Anstrengungen endlich die Lichter eines Wagens zu verlöschen, dann klatscht Alles in die Hände, lautes Bravorufen erschallt, den Ausgelöschten wird ein Rübchen geschabt, oder, ein Rest antiker Sitte, das Hahnreizeichen gemacht, und das Hohngeschrei: Senza moccolo! pflanzt sich tausendstimmig über den Corso hinaus fort.

Die Beleuchtung der Straße durch dieses tolle

Spiel kann durch officielle Illuminationen nicht im Entferntesten nachgeahmt, geschweige denn erreicht werden. All diese Millionen Lichter sind in beständiger Bewegung, flackern dort auf, verlöschen hier wieder, und so ist steter Wechsel bei bleibendem Gesammteindrucke der wesentliche Character dieses Moccoloabends. Uns war es gegangen, wie Nahl prophezeit hatte. Wir waren in eine völlige Ausgelassenheit hineingerathen, und ein Wagen voll Jägerinnen, auf dem sich das schönste Mädchen befand, welches ich in Rom sah, hatte unserer Besonnenheit den letzten Stoß versetzt. Erst am andern Morgen, als wir uns betrachteten, konnten wir uns wundern über die Tollheit, mit der auch wir angesteckt worden waren. Blaue Flecken und Schrammen trugen wir in Menge davon, unsere Hüte waren vollkommen demolirt, unsere Röcke so zerrissen, daß wir zwei Tage lang im Frack umhergehen mußten, aber hatten wir dafür nicht die Satisfastion, — den schönen Jägerinnen die Lichter ausgeblasen zu haben?

Ich könnte Dir nun bei diesem Anlaß schon wieder von der Plumpheit und Rohheit der Engländer erzählen, die den Moccoloabend so eigent-

lich wie ein Vorvergnügen bei Kerzenbeleuchtung ansehen. Die Püffe sind ihnen die Hauptsache, das Auslöschen der Lichter nur eine nothwendige Folge eines gut ausgeführten Schlages. Trotz des vielen Drängens, trotz der Lebhaftigkeit, mit welcher das ganze Spiel geführt wird, bleibt es doch dem Italiäner ein bloses Spiel, das niemals in eine Rauferei oder gar Schlägerei ausartet. Nirgends habe ich ein Zeichen üblen Humors, niemals irgend eine gereizte Handlung erblicken können, welche zu fernerer Streitigkeit Veranlassung gegeben hätte. Das Anstandsgefühl, das auch der geringste Mann aus dem Volke besitzt, herrscht selbst in diesen Stunden der tollsten Ausgelassenheit, und niemals wird vergessen, daß der Scherz auch Scherz bleiben soll. Deshalb können sich denn auch die Italiäner nur schwer entschließen, den grämlichen Beefsteaks, die ihr Licht mit Faustftößen vertheidigen, einen Denkzettel anzuhängen. Es muß arg kommen, damit dies geschehe. Ich sah zwei junge Fante mit grauen Hüten und steifen Nacken, die mit ungemein hölzernen Gesichtern durch die Menge schritten und ihre Kerzen etwa gerade so trugen, wie ein gutgeschulter Bediente beim Voranleuchten in den

Speisesaal. Ein Mann in kurzer Jacke blies dem Einen das Licht aus, der augenblicklich mit einem Faustfloße auf den Magen antwortete, welcher den Mann zu Boden warf. Das war denn doch zu arg und ehe noch die beiden Inglese zur Besinnung kamen, lagen sie am Boden und waren weidlich abgeprügelt. Wir standen im Kreise und lachten, was den Einen so empörte, daß er mit geballten Fäusten auf uns losfuhr, aber doch bei genauerer Betrachtung unserer Individualitäten sich dann eines Besseren besann, und beschämt mit seinen Gesellen abzog.

Den 22. Februar.

Das tolle Leben des Carnevals ist nun verrauscht und Alles in sein gewöhnliches Geleise zurückgekehrt. Wir haben gestern einen schönen Tag benutzt, um mit zwei jüngeren Freunden und Schülern Rahl's einen Ausflug nach Tivoli zu machen. Noch bei dunkler Nacht fuhren die beiden Freunde vor

unserer Wohnung an und erst als wir schon eine Weile in der Campagna vorgerückt waren, begann es zu tagen. Der Nebel war so dicht, daß wir keine 20 Schritte vor uns sehen konnten. Bald hörten wir Hufschlag hinter uns und in Kurzem tauchte aus dem Nebel ein trottender Reiter hervor, der uns einen vergnügten guten Morgen bot, und um die Erlaubniß bat, uns ein Stück Wegs begleiten zu dürfen. Es war ein untersetzter stämmiger Mann, der trotz der Kälte seinen Mantel über den Sattelknopf geworfen hatte, und den offenbar das Bedürfniß, den einsamen Weg durch Unterhaltung zu würzen, an die Seite unserer Kutsche führte. Er sei aus dem Gebirge, erzählte er uns, einige Meilen hinter Subiaco zu Hause, habe Geschäfte in Rom gehabt, und kehre nun auf seinem Klepper nach der Heimath zurück. Sein Pferdchen sei ein ganz vortrefflicher Renner, was ihm erlaube, manchmal solche Excursionen zu machen, und wenn wir einmal kommen wollten, ihn zu besuchen, natürlich im Sommer, denn jetzt im Winter seie es zu unfreundlich dort oben, so werde er uns lauter solche Pferde verschaffen, damit wir bequem und schnell das Gebirge bereisen könnten. Nun sprach der Mann von

seinem Handel seiner Viehzucht, von seiner Familie und seinen Verwandten, von der wilden Schönheit der Felsen und Wälder, die sein Dorf umgeben stets mit so gewandtem Ausdrucke und so offenem Sinne, daß ich wirklich mit Bewunderung seinem Gespräche zuhörte. Welcher Unterschied, dachte ich, zwischen diesem wohlhabenden Bauer und unseren Landbesitzern, die höchstens vom Preise des Kornes und von den Plackereien der Administrations- und Steuer-Beamten zu erzählen wissen! Mit welcher Leichtigkeit dieser schlichte Mann die Rede handhabte! Leichte Witze und Anspielungen wechselten mit dem natürlichsten Ausdrucke seiner Empfindungen, und ich hätte wahrlich unter der Unsumme von Räthen, aus der die Büreaukratie meines Vaterlandes zusammengesetzt ist, lange suchen können, um einen so angenehmen und würzigen Gesellschafter zu finden. Auf Wiedersehn in Tivoli! rief er uns ganz munter zu, indem er nach einem Meierhofe abbog, der in der Nähe lag. Der Nebel hatte sich allmählig gelichtet, und als wir in den ödesten Theil der Campagna einzogen, begünstigte uns die herrlichste Sonne. Welch öde Gegend! Ein schwefeliges Wasser schleicht langsam durch diese verpesteten

Thäler, über denen das Fieber und die Malaria schwebt. Grau und todt ist Alles, aber um desto frischer hebt sich aus dieser kahlen Ebene das Gebirg, an dessen Fuße die Villen und Häuser von Tivoli sich ausbreiten.

Wir wollten in der Malerkneipe an dem Tempel der Sibylla unser Absteigequartier nehmen, vorher aber noch im Vorbeigehn die Villa d'Este besuchen, deren Cypressen von allen Landschaftsmalern, die Rom je besucht haben, wenigstens einmal copirt worden sind. Unter diesen Cypressen, die wahrhaft colossal sind und eine herrliche Gruppe bilden, soll einer, freilich unrichtigen Sage zufolge, der Tasso einen Theil seines befreiten Jerusalem gedichtet haben. Die Cypressen selbst gehören zu der Zahl der „Huren," wie unsere deutschen Maler sie ziemlich unästhetisch nennen. Es gibt einige solcher auffallenden Bäume, Landhäuser und Vedutten, wie die Pinien der Villa Pamphili, mit denen jeder neue Ankömmling sich genauer bekannt macht, und die deshalb mit jenem unästethischen Collectivnamen bezeichnet werden.

Von dem oberen Theile der ganz verfallenen und verwilderten Gartenanlagen genießt man eine

herrliche Aussicht über die Campagna, aus der in der Ferne die Thürme von Rom hervorragen. Auch eine Nachbildung der antiken Monumente im Kleinen findet man auf einer Terrasse, die nebenbei im Zopfstyle ausgeschmückt ist, eine sonderbare Zusammenstellung!

Ich gebe Dir keine Beschreibung des Sibyllentempels, der Grotte des Neptun und des großen Wasserfalles des Anio, dem man durch einen Tunnel, welcher durch den Berg gegraben wurde, alle malerische Schönheit genommen hat. Der obligate Eselsritt um Tivoli herum im Angesicht der Cascatellen wird mir aber ewig im Gedächtniß bleiben. Wir waren wie Kinder, und unsere armen Thiere mußten es entgelten. In den holperigen Fußpfaden des Oelwaldes wurde galoppirt, wie wenn wir uns auf der ebensten Chaussee befänden, und unsere Esel waren bald so toll gemacht, daß sie über Stock und Steine ohne Aufhören mit uns davon rannten. So fuhren wir wie das wilde Heer in eine reitende Engländerfamilie, die uns entgegenkam, und deren Thiere ebenfalls von der bachantischen Tollheit ergriffen, mit lautem Geschrei sich unsern Rennern anschlossen. Das Rufen der Führer, der In-

grimm der Engländer, die Verzweiflung der Lady's, das Geschrei der Thiere, unser unbändiges Lachen gab einen wahren Hexensabbath, eine wilde Jagd, die eine Zeit lang über Dick und Dünn dahinbrauste, bis gänzliche Erschöpfung Thiere und Reiter zum Halten zwang. Wir warfen uns ins Gras und lachten, während die Engländer fluchend ihre Thiere umdrehten und von dannen zogen.

Ich glaubte übersättigt zu sein mit Wasserfällen, deren ich so viele in der Schweiz gesehen hatte. Die Cascatellen aber finden an Lieblichkeit ihres Gleichen wohl nicht in der ganzen Welt, und ich kann mir wohl vorstellen, wie man Tage lang ihnen gegenüber im Grase liegen und im dolce far niente seinen Gedanken nachhängen kann.

Den Nachmittag brachten wir in der Villa Adriana zu. Ungeheure Ruinen schlafen hier unter dem wuchernden Epheu, unter Pinien und Cypressen, die der Zufall umhergestreut hat, und deren Contrast in jedem Augenblick die herrlichsten Bilder bietet. Man weiß uns viel zu erzählen von der Pracht dieses Alterthumes, als es noch in seinem Glanze bestand. Ich mögte seine Ruinen nicht gegen diesen Glanz austauschen

Soll ich Dir noch sagen, wie sich die Campagna im Mondscheine ausnimmt? Wir sahen das zwar auf der Heimfahrt, allein die Eindrücke, die wir heute gesammelt, waren zu mannigfach, als daß ich sie Dir beschreiben könnte, und sie blieben nicht ungetrübt, weil wir uns sagen mußten, daß das Reich der Poesie bald enden und die Prosa des alltäglichen Lebens beginnen würde.

Den 25. Februar.

Du möchtest gerne Einiges von den neueren Künstlern, und dem Treiben derselben in Rom wissen? So leicht eine solche Frage zu stellen, so schwer ist sie zu beantworten, da man zumal in Rom den Maßstab für die Beurtheilung der neueren Kunstleistungen nicht mehr hat, den man an andern Orten anlegen kann. Man läuft durch die Ateliers und betrachtet sich all diese Genrebildchen und Veduten, über welche man den Verfertigern einige schmeichelhafte Worte sagen muß, während man den Kopf voll hat von

all den Meisterwerken, die man in den Gallerien des Papstes und der Großen kaum mehr als flüchtig hat betrachten können. Wie ist es da möglich, daß man nicht ungerecht werde, und dasjenige geringschätzig behandle, was fern von solchen Vorbildern unseren ungetheilten Beifall ernten würde? Und dann das Leben! Hat es nicht die harte Vergleichung zu bestehen mit dem Volksleben des Römers, mit der Oeffentlichkeit und Lebendigkeit, die dessen ganzes Treiben auszeichnet? Darf man da nicht von vornen herein erwarten, daß unser nordisches Stubenleben, die angeborne Aengstlichkeit, die uns der Oeffentlichkeit gegenüber anklebt, einen üblen Eindruck auf uns machen, und das gemüthliche Element verkennen lasse, welches vielleicht dennoch darin vorwaltet? Das sind Klippen, die um so schwerer zu vermeiden sind, als Jeder sein bescheiden Theilchen von Anerkennung verlangt und sich beleidigt fühlt, wenn es ihm versagt wird.

Die deutsche Künstlerwelt hat sich seit einem Jahre etwa einen Vereinigungspunkt geschaffen, indem sie in einem Palaste an dem Corso in der Nähe des Palazzo Sciarra ein großartiges Local gemiethet hat, das besonders für die Versammlungen

des Abends bestimmt und häufig besucht ist. Wenn Du aber erwartest, in dieser Gesellschaft einen freien Ton zu finden, jenen Humor, den man so oft als ausschließliches Eigenthum der Künstler will gelten lassen, so irrst Du gewaltig. Es hat sich der platteste berliner Gesellschaftston in diese Künstlerwelt eingeschlichen, und nur der Handwerksjargon, mit welchem sie von Kunstwerken, von Malerei und Sculptur sprechen, belehrt Dich, daß Du Dich nicht in einer Versammlung philiströser Commis befindest, die das Wenige von guten Sitten, das sie gelernt haben, in einer unerhörten Steifheit an den Mann bringen zu müssen glauben. Berlin hat auch, wie es scheint, den größten Antheil an dieser pilzartig aufgeschossenen Vegetation von Malern in Frack und Glacéehandschuhen, unter denen einige ärmliche Literaten und Philologen, die Handschriften vergleichen, den herrschenden Ton angeben. Man sieht, wie dieses Volk ohne Genie und meist von sehr geringem Talent abhängig ist von dem Zufalle, der ihm eine zahlende Beute in die Klauen führt, und wie alle industrielle Geschmeidigkeit, deren sie nur irgend fähig sind, nöthig ist, um ihre Existenz flott zu erhalten.

Es wurden während des Carnevals mehre kleine Maskenbälle veranstaltet, bei welchen die Wohlgezogenheit und Nüchternheit dieses größten Theiles der jüngeren Künstler in einer Weise hervortraten, die man höchstens nur in den kleinen Provinzialstädten wiederfindet. Die bedenklichsten Anordnungen waren getroffen, damit ja nicht durch Einführung einer zweideutigen Person der Herr Graf von so und so und der Herr Baron von dies und das in ihrer Würde könnten beleidigt werden. Ja sogar Mädchen aus Bürgersfamilien von Rom wurden beanstandet an diesem Bal paré Antheil nehmen zu können, dem nur die Honorationen angehören sollten, und so war es den Festordnern geglückt, einen solch ledernen Ton, eine solche Langweile über diesen Ball zu verbreiten, daß uns der Muth fehlte, einem zweiten beizuwohnen.

Wie schlimm es um den Geist aussehen möge, der unter der bezeichneten Künstlerfaction herrscht, kannst Du daraus entnehmen, daß früher in diesem Vereine ein Skizzenbuch aufgelegt war, welches, wie begreiflich, besonders zu lustigen Karrikaturen der Künstler auf sich selbst benutzt wurde. Ich habe dieses Karrikaturenbuch gesehen, und wahrhaftig die

darin karrikirten Personen waren mit so viel gutmüthigem Humor, so ohne alle Bissigkeit behandelt, daß es mir unbegreiflich ist, wie die Tonangeber beschließen konnten, es dürfe ein solches Skizzenbuch nicht mehr aufgelegt werden. Der Humor hat in der That keine Berechtigung mehr in dieser Künstlergeneration, und ich glaube, es bedarf nicht mehr, um nachzuweisen, daß sie sich selber den Stab gebrochen hat.

Von dieser Generation junger Künstler, von welcher sich Deutschland wahrlich nicht viel versprechen darf, unterscheiden sich nur einige junge, kräftige Naturen, die ihren eignen Weg gehen, und wenn auch nicht ohne Kampf, dennoch sich die Anerkennung errungen haben, die ihnen gebührt. Ich werde Dir hier nicht von den Meistern sprechen, die sich aus einer älteren Periode in unsere Zeit hinübergelebt haben, dem alten Reinhard, mit dem wir einige Mal zusammengetroffen sind, dem liebenswürdigen Riepenhausen, dem derben Wagner, sondern von einigen Jüngeren, die wohl zu wenig in Deutschland gekannt sind, und dennoch die Anerkennung der Mitwelt in hohem Grade verdienen.

Allen voran steht Rahl, in dem die alten Be-

nezianer wieder erstanden scheinen. Ich darf wohl sagen, daß ohne sein Atelier Rom für uns nur die Hälfte anziehender Kraft gehabt haben würde, die uns vier Wochen lang dort festhielt. Wie manches Stündchen habe ich dort zugebracht, sinnend vor einem lieblichen Frauenkopfe, den er „Esmeralda" getauft hatte und zuletzt „meine Geliebte" nannte, und habe seinen Debatten zugehört, womit er seine Entwürfe sich klar machte und kritisirte! Wie manche Stunde habe ich vor seinem Manfred gesessen, der damals an der **Porta del popolo** ausgestellt war, und trotz der kühnen Malerei den ungetheiltesten Beifall erntete! Rahl ist Maler im vollsten Sinne des Wortes, und ich kenne keinen Zeitgenossen, der ihm in Behandlung der Farbe auch nur entfernt an die Seite gestellt werden könnte. Darin gleicht er den alten Venezianern, die er auch vorzugsweise studirt, deren Behandlungsart er sich zu eigen gemacht hat. Jede seiner Compositionen bringt schon durch die Farbe allein ein wohlthuendes Gefühl hervor, da derselbe feine Sinn, der den Titian und den Paul Veronese leitete, auch unserem Freunde mitgetheilt scheint.

Die Compositionen Rahls haben mich eben so

sehr angesprochen, wie seine Behandlung der Farbe. Ueberall spricht sich eine ungezähmte Kraft, aber auch ein bewußtes Streben aus, das des Zieles klar ist, nach welchem es hinsteuert. Ueberall findest Du ein tiefes Studium mit freier Anschauung gepaart, und oft auch eine Tendenz, der freilich nur wenig Gelegenheit gegeben wurde, sich klar auszusprechen. Ich wünschte, ich könnte Dir zum Belege dessen, was ich gesagt, einige seiner Skizzen zeigen, die längst ausgeführt sein müßten, wenn unser Zeitalter noch Sinn für etwas Anderes, als Genrebilder hätte. Was hätte ich darum gegeben, jene Skizze ausgeführt zu besitzen, die den Odysseus darstellt, wie er bei den Phäaken weilend durch den Gesang das Demodokos zu Thränen gerührt wird, und auf die Frage des Königs die Geschichte seiner Irrfahrten zu erzählen beginnt. Auf der einen Seite sitzt Odysseus, das Gesicht mit dem Mantel verhüllend, der ihm von den nervigen Schultern fällt; gegenüber der Sänger in weißem Barte, dem der König mit einer Handbewegung Schweigen gebietet. Nausicaa, eine wahrhaft junonische Gestalt, lehnt sich auf den Sessel des Königs, und man sieht, daß sie es ist, die zuerst den Schmerz des Fremdlings bemerkt und

ihren Vater darauf aufmerksam gemacht hat. Die Skizze ist einfach, wie die Handlung, welche sie darstellt. Aber durch die hohe Säulenhalle, in welcher die Scene vor sich geht, blickt man hinaus auf das Meer, auf einen Tempel und in den hellen Himmel, aus dem ein Strahl jenes sonnigen Lichtes dringt, das in den Gesängen des alten Homer leuchtet. Alle Tinten sind hell, klar und doch so wohlthuend abgestuft, daß man die wärmende Sonne zu fühlen glaubt, ohne von ihren Strahlen geblendet zu werden. Man fühlt, daß nur unter solchem Himmel solche Menschen gedeihen, solche Thaten gesungen werden konnten. Je länger wir diese wunderbare Skizze betrachteten, je mehr wir uns in diese innige Poesie hinein lebten, welche in der Farbengebung derselben verwirklicht war, desto lebhafter drang sich in uns die Ueberzeugung auf, daß es nur der Ausführung dieses Entwurfes im Großen bedürfe, um Rahl unbestritten als den Meister unserer Zeit hinzustellen. Ich wenigstens kenne keinen Anderen, der ihm an die Seite gesetzt werden könnte, und daß ich richtig fühlte, bewies mir der Umstand, daß ich gerade zu seinem Atelier von überall her zurückkehren konnte,

und ohne Ermüdung seine Entwürfe und Gemälde mir stets wieder von Neuem betrachten konnte.

Das große Gemälde, welches Manfreds Einzug unter den Saracenen der Stadt Luceria in Appulien darstellt, ließ mich den Abstich recht erkennen, welcher zwischen dem schöpferischen Genie und dem wackeren Talente sich kund gibt. Es war zu gleicher Zeit ein Düsseldorfer Blatt aus der englischen Geschichte fertig geworden, die seit den Kindern Eduards eines der Steckenpferde der sentimentalen Malerschule geworden ist, aus welcher sie ihre Stoffe holen, sobald sie sich in grauenhafter Begeistrung befinden. Das Gemälde stellte Eduard, irgend einen Eduard dar, welcher die Bürger der Stadt Calais auf grausame Weise zum Tode verurtheilt, dann aber wieder höchst großmüthig begnadigt. Herr Eduard saß in einem weißen Kleide mit wüthendem Gesichte, etwa einem glotzenden Raubthiere gleich, auf dem Throne, und ihm zu Seiten standen einige Kunigunden, natürlich die Eine blond, die Andere braun, wie das so herkömmlich ist. Das meiste Licht muß ja auf die Hauptgruppe fallen, die deßhalb nach den Düsseldorfer Schablonen einige weiße Personen enthalten muß, welche mit olivengrünen,

kirschrothen und dunkelbraunen Gestalten eingefaßt werden. Deßhalb durften die Bürger von Calais auch nicht im Hemde, mit dem Stricke um den Hals erscheinen, was den ganzen Effect verdorben hätte, da die Hemden weiß sind, und was außerdem Anstands halber nicht geschehen durfte, da einige prüde Engländerinnen eine Rolle in der Geschichte spielen. So kommt denn ein olivengrüner, dunkelbrauner Zug von Rittern und Bürgern mit demüthigen Mienen, welche von einem braunrothen Scharfrichter erwartet werden, der natürlich kniet, damit man den König in seiner ganzen Größe sehen könne. Denke Dir nun dies Alles außerordentlich fleißig und sorgsam ausgeführt, recht gut gemalt und ausgearbeitet, und Du hast einen Begriff, welche Kunst man der Rahl'schen Originalität hier an die Seite setzen möchte.

Ich springe gleich zu einem Anderen über, den jetzt eine ganze Schule als ihr Haupt verehrt, ich meine nämlich Overbeck. Der Mann hat wahrlich unrecht gethan, daß er katholisch geworden ist; denn wenn ich je ein besseres protestantischeres Pfarrgesicht gesehen habe, als dieses, so will ich wahrlich Hans heißen. Man geht Sonntags zu Overbeck,

der in dem Palaste wohnt, welcher der so tragisch berühmt gewordenen Familie Cenci gehört. Man kommt in eine Art Salon, in welchem auf mehren Staffeleien Kompositionen, Cartons und Zeichnungen ausgestellt sind, die meist von sehr christlich aussehenden Personen betrachtet, und mit salbungsreicher Miene von dem Herrn Pfarrer Overbeck erklärt werden. Es war unhöflich genug von mir, aber ich konnte dem Manne nur eine stumme Verbeugung machen, und es wäre mir unmöglich gewesen, ein Sterbenswörtchen hervorzubringen, so schnürten mir der Anblick der Zeichnungen und die Erklärungen dazu die Brust zusammen. Diese Nazarener! Sie haben wahrhaftig aus einem kräftigen Menschen, der den Tod für seine Ueberzeugung litt, nach und nach einen ärmlichen Schneidergesellen herausgebracht, ohne Kraft und Saft, der überall ein Gesicht macht, wie ein Schaaf, das zur Schlachtbank geführt werden soll, und an dem nichts mehr übrig geblieben ist, als Knochen und Haut, die sie auch noch wegdestilliren möchten, wenn es nur irgend möglich wäre. Hätte ich etwas zu sagen in der christlichen Staatskirche, ich würde wahrhaftig diese Menschen der Verhöhnung anklagen, und sie demgemäß verfolgen.

Kannst Du es glauben, daß da noch ein großer Karton vorhanden war, auf dem ein Kopf mit gescheiteltem Haare und zweizipfeligem Barte über einer Brust aufgestellt war, die man links durch einen gewaltigen Schnitt geöffnet hatte, in dessen blutigem Hintergrunde ein Kartenherz mit einer Flamme darüber erschien! Und solcher Wahnsinn soll das gläubige Gemüth erheben und in seinem Glauben befestigen?

Overbeck zählt unter den römischen Künstlern nur wenige Schüler, wenn man gleich in mancher Hinsicht seinem künstlerischen Talente Gerechtigkeit widerfahren läßt. Die Nazarener können sich in der üppigen Natürlichkeit des römischen Lebens nicht wohl fühlen und es gehört auch wirklich eine verknöcherte und abgelebte Persönlichkeit dazu, um eine solche Richtung in der Kunst festhalten zu können. Deshalb haben sich die Nazarener nach Deutschland geflüchtet, wo sie von einzelnen Coterien zwar gehalten, von dem gesunderen Sinne aber doch verlassen worden sind. Mehre von ihnen, worunter namentlich Veit, haben noch in Rom Denkmale ihrer Wirksamkeit hinterlassen. Die Villa Massimi ist fast ganz von neueren deutschen

Künstlern in Fresco gemalt worden, und Herrn Veit ist besonders die Aufgabe zugefallen, in einem der Säle Dante's Paradies darzustellen. Dahin oder in die Kirche auf dem spanischen Platze mußt Du gehen, um Dir recht deutlich zu machen, welche unendliche Trockenheit und Langweile diese nazarenische Kunstschule in ein Gemälde zusammendrängen kann. Allein es geht hier gerade, wie in Frankfurt mit dem berühmten Triumph der Religion in den Künsten. Man braucht ein ganzes Buch, um eine solche Composition zu verstehen und die Beziehung kennen zu lernen, die ein jeder Wassertropfen, ein jedes Krümchen Erde zu der Idee des Ganzen haben soll, und vor lauter Lesen und Betrachten, Suchen und Stöbern nach Beziehungen und Allegorieen wird Einem am Ende so wüste im Kopfe, daß man Bild und Buch zum Teufel wünscht. Das fühlt denn auch die Masse der Gebildeten sehr wohl, die an solchen Gemälden auch troß des berühmten Namens theilnahmlos vorübergeht, während einige wenige Frömmler und Pietisten sich vergebens abmühen durch lautes Geschrei und vielfache Anpreisung das Interesse für diese verschollene Richtung zu wecken.

Unter den Landschaftsmalern nimmt Willers den ersten Rang ein. Bei Keinem findest Du so vieles und lebendiges Studium der Natur, und es ist ein wahrer Genuß, sein Atelier und seine Mappen zu durchlaufen, und dort die italiänische Natur, den Reichthum ihrer Landschaft in allen möglichen Abstufungen sich vor dem Auge vorüberziehen zu lassen. Leider hatte Willers, als wir in Rom waren, kein größeres Gemälde in Arbeit. Er malte ein Paar „Dosendeckel," wie er es nannte, d. h. kleinere Landschaften von wunderbarer Lieblichkeit und Frische. Die kräftige Natur seines Talentes neigt sich indessen mehr zur Darstellung wilder großartiger Landschaften und die schönsten seiner Skizzen und Studien haben gerade solche Momente erfaßt, wo gewaltige Ereignisse den Frieden der Natur tief gestört und unterbrochen haben. Es findet sich leider in der Landschaftmalerei nur wenig Gelegenheit zu größeren Compositionen, zur Ausführung von Bildern, die gewisse Dimensionen überschreiten. Die Wenigsten nur haben Sinn für die Poesie, welche in einer landschaftlichen Composition hervortreten kann, und sie wollen höchstens von dem Maler eine Erinnerung an die Gegenden mitnehmen, welche sie besucht und

selbst gesehen haben. Deshalb finden denn auch die kleinen Geister, welche die bekannten Gegenden abconterfeien, zahlreichere Beschäftigung unter dem Touristenvolke, das Rom durchzieht, und stets offenen Markt bei Lords und Ladys, denen man nur einen grüngelben Himmel und einen braunen Baum hinzumalen braucht, um sie glauben zu machen, sie hätten einen wirklichen Claude-Lorrain in der Tasche.

Verzeihe mir eine kleine Abschweifung. Ich schreibe Dir keinen Führer durch die Gallerieen von Rom, Du findest das Nöthige darüber in allen Reisehandbüchern und Beschreibungen; aber ich kann nicht umhin, Dich aufmerksam zu machen auf einige Bilder von Claude-Lorrain, die sich in den Sammlungen der Paläste Sciarra und Doria befinden. In dem Ersteren ein ganz kleines Bildchen, es hat vielleicht kaum einen Fuß im Durchmesser, das einen Sonnenuntergang darstellt; in dem Andern mehre große Gemälde, von denen besonders Eines unter dem Namen „die Mühle" bekannt ist. Claude ist der Titian der Landschaft, sowie Poussin ihr Michel Angelo ist. Wenn Du ihn recht genießen willst, so stelle Dich in eine solche Entfernung, daß Dir die Einzelheiten des Bildes einigermaßen ent-

gehen, und nur die herrliche Farbenharmonie in ihrem Gesammteindrucke Dir bleibt. Man kann sich nicht genug ersättigen an diesem Eindrucke, so wohlthuend ist er für das Auge, und die Erinnerung an ein solches Bild bleibt ewig, wie die Erinnerung an einen schönen Tag, den man allein im Grase liegend und seinen Gedanken nachhängend zugebracht hat und aus dem man alle Einzelheiten vergaß, während nur das Gefühl eines unbegrenzten Wohlseins zurückblieb.

Ich führe Dir keine weiteren Maler an, da es mir warlich nicht darum zu thun ist, mich mit Redensarten über das größere oder geringere Talent des Einen oder des Andern abzuplagen. Der Eine hat nach dem Ausdrucke der Maler den Baumschlag besser los, der Andere ist ein geschickter Kerl, der die Felspartieen ganz höllisch herausbaut. Jener verlegt sich besonders auf das Albanergebirg, dieser auf die Campagna oder die Pinien. Doch von Einem möchte ich Dir noch reden, der verkommt und sich verzehrt in dem fessellosen Treiben einer poetischen Natur, ohne sich die Anerkennung verschaffen zu können, die ihm gewiß gebührt. Er ist ein Italiäner und heißt Castelli. Kein Engländer

besucht ihn, denn er malt keine Veduten; kein Tourist betritt seine Schwelle, denn er findet bei ihm die Erinnerungen nicht, welche er mit nach Hause nehmen möchte. Nur hier und da zeigt sich ein seltener Käufer, den vielleicht einmal die wilde Poesie, welche in diesen Gemälden herrscht, anzieht, oder der von einem Freunde darauf aufmerksam gemacht, einmal der Caprice fröhnen will, einen unbekannten Namen aufzusuchen. Dies Alles kümmert Castelli nicht, er malt, weil er malen muß, und oft wenn der Gedanke nur ihm verständlich auf die Leinwand geworfen ist, stellt er sie bei Seite und ergreift eine andere, ohne daran zu denken, daß die erste niemals einen Käufer finden werde.

Wir brachten wohl mehre Stunden bei diesem seltenen Manne zu, und betrachteten seine Bilder, die uns Freund Rahl zeigte. Er selbst war uns auf der Straße begegnet, und hatte, als wir ihm unseren Wunsch kund thaten, uns zuerst verwundert angeschaut, und dann uns den Schlüssel des Ateliers überreicht mit der Bemerkung: wir mögten es uns einstweilen dort wohl sein lassen, er habe jetzt noch einen Gang in die Stadt zu thun, und werde dann wieder kommen. Wir konnten so mit Muße

betrachten, unsere Bemerkungen austauschen, und wir kamen bald darin überein, daß hier ein Mann unter ungünstigen Verhältnissen hinschmachte, dem nur die Gelegenheit fehle, um es den Ersten unserer heutigen Zeit gleich zu thun.

Zwei Gemälde, die wir bei Castelli sahen, sind mir so lebhaft in der Erinnerung geblieben, daß ich noch jetzt sie aus meinem Gedächtnisse copiren könnte, wenn meine Talente dazu hinreichten. Das Eine stellte den Raub der Proserpina dar, etwa in der Weise des Poussin, als Staffage einer großartigen Landschaft am Fuße des Aetna behandelt. Eine feurige Rauchwolke steigt aus dem Gipfel des Berges, dessen schneebedeckte Gehänge im rothen Scheine der Abendsonne glühen. Von allen Seiten stürzen Bäche in einen tiefen Thalriß hinab, und sammeln sich auf dem Boden, der von dem lieblichsten Blumenflor überkleidet ist, zu einem schäumenden Wasser, das nach dem Vordergrunde zueilt. Die Gespielinnen fliehen auf der einen Seite dieses Baches, an dessen Ufer sich die Eine auf die Kniee geworfen hat, um flehend die Hände nach dem Wagen des Pluto auszustrecken, der die sträubende Proserpina in den Armen, von vier Feuer schnaubenden Rossen

gezogen durch die Luft davon eilt. Die Gluth, die aus dem Nüstern der Rosse springt, das Feuer, welches dem Berge entwallt, vereinigen sich mit den letzten Strahlen der Abendsonne, um die ganze Scene zu beleuchten. Pluto ist gewissermaßen modernisirt und als Höllengott durch diese grelle Beleuchtung dargestellt, die indessen mit außerordentlicher Kunst mit den übrigen Farben des Himmels, des Schnee's und der grünenden Schlucht in Uebereinstimmung gebracht ist.

Ein anderes Gemälde Castelli's stand wohl im directen Gegensatze zu dem vorigen, da es gewissermaßen den Tod in der Natur darstellte, und ebenso mit den traurigen Tinten des beginnenden Absterbens, wie jenes mit dem Feuer der glühendsten Leidenschaftlichkeit übergossen war. Das Motiv des Bildes war aus der Gegend von Olevano entnommen. Die schönen Formen des Gebirges im Hintergrunde waren überkleidet von jener gelbgrauen Farbentönen, welche der versengende Sommer in den südlichen Gegenden zurückläßt. Ueberall zeigte sich die Kraft der Vegetation gebrochen, und nur in einigen tiefen, schattigen Felspartieen grünte verstohlen noch hier und da ein Strauch immergrüner Eichen, oder eine junge Pinie,

deren Wachsthum künftige Größe versprach. So reflectirt Castelli alle Zustände eines lebhaft bewegten Geistes und Gemüthes in seinen Darstellungen der Natur. Jede seiner Landschaften drückt einen bestimmten Zustand seiner Seele aus, die dort ein Spiegelbild dessen findet, was sie selbst bewegt, erschüttert oder entzückt hat.

Wir drangen sehr in Castelli, daß er suchen möge, seinen Landschaften durch Ausstellungen in Deutschland oder Frankreich Anerkennung zu verschaffen. Allein die Hoffnungen des Mannes, obgleich er noch jung ist, scheinen doch so grausam geknickt zu sein, daß er nur ablehnend dankte, ohne auf unsere Vorschläge einzugehen. Wenn Freund Rahl nach Paris gehe, wolle er ihm einige Gemälde anvertrauen, allein niemand Anderem, da man ihn doch nicht verstehen, und vielleicht dasjenige verschmähen würde, was er nur als ein Stück von sich selbst ansehen könne. Zudem könne er nicht hoffen, auswärts Anerkennung zu finden, da sie ihm in Rom nicht werde, das doch ein Mittelpunkt für die bildenden Künste sei, und wohin Alles wallfahre, was sich für dieselben interessire.

In diesem Punkte hatte nun Castelli vollkommen

Unrecht: denn in Rom sitzt der Künstler, meiner Ueberzeugung nach, auf einem Isolirschemel, und sein Ruhm wird kaum über das Weichbild dringen, wenn er dessen Verbreitung einzig den Touristen überläßt, die alljährlich in Schaaren durch die ewige Stadt pilgern. Die wandernden Ausstellungen Deutschlands, der periodisch wiederkehrende Salon in Paris sind jetzt die Mittelpunkte, von denen aus der Ruf eines Künstlers sich verbreiten kann. In Rom kann er malen, aber nicht verkaufen, und doch geht die edle Kunst nach Brod, und es ist nicht möglich, daß ohne Markt für seine Producte der Künstler im Erzeugen derselben fortfahre. Rom bietet die unendlichen Vortheile eines unbefangenen Volkslebens, das der Beobachtung überall zugänglich ist, einer herrlichen Natur, eines prächtigen Menschenschlages, einer freien Bewegung des Künstlers selbst, Vortheile, die nirgends in gleicher Weise vereinigt angetroffen werden können. Allein der Ruf, der dem Namen eines Künstlers vorhergeht, der ihm Bestellungen und Käufer sichert, den kann er sich nicht in Rom schaffen, sondern muß ihn im Auslande suchen.

Vieles mag zu diesem Mißverhältnisse auch da=

durch beigetragen worden sein, daß das literarische Treiben in Rom auf einer Stufe der Erbärmlichkeit steht, von der man sich nur schwer eine Vorstellung macht. „Ach! Ach! Sie sind Herwegh und Sie Vogt! Sie sind uns schon angekündigt, ich werde gleich Ihre Ankunft nach Deutschland melden. Ich bin der Dr. F. aus Sachsen, wie Sie wohl an meinem Dialecte hören, ich bin Correspondent von drei Zeitungen: auch in die Allgemeine correspondire ich zuweilen, aber doch selten: denn die hat schon ihren eigenen Correspondenten, der freilich nicht Alles so gut wissen kann, als ich, da ich durch meine Religionsänderung auch in katholische Kreise eingeführt worden bin, in die er nicht kommt. Wollen Sie etwa dem Papste Ihre Aufwartung machen? heute empfängt er den türkischen Gesandten. O! das ist ein sehr schöner Contrast, den muß ich gleich in meine Zeitungen melden. Der Radicalismus fährt zu dem einen Thore herein, während der Türke durch das Andere einzieht"! So ging es in einem Tone fort, und da hast Du das Bild eines Kerls, der das deutsche Publicum mit authentischen Nachrichten, mit Kunst- und Antiquitätenberichten nach Kräften speist.

Doch die in Rom sitzenden Literaten sind noch gerade nicht die schlimmsten. Es gibt auch eine Klasse wandernder Touristen, lebendige Notizenbücher, die nur für Füllung dieser Notizenbücher reisen, an Allem Interesse finden, sich an Jeden herandrängen, und diesem ein Wort, jenem einem Gedanken ablauschen, den sie dann zu Hause in usum Delphini verwenden. Es sind dies die Zecken, die sich ansaugen, von den Ideen ihrer Opfer anschwellen, und dann Reiseberichte zusammenstellen, in denen Alles zu Tage kommt, nur nicht ihre eigene Persönlichkeit. Unser Unglück mußte es wollen, daß wir hier mit einem solchen Menschen zusammentrafen, der von dem ewigen Schnuffeln einen perpetuirlichen Stockschnupfen davon getragen hat, und der uns, namentlich mich, schon in Paris auf das Gründlichste gelangweilt hatte. Da hatte er mich einmal in meiner Retraite der rue Copeau überrascht, und nachdem er mir ein Langes und Breites von meiner Bekanntschaft mit Herwegh vorgeschwatzt, und geglaubt hatte, mir auf diese Weise allerlei Würmer aus der Nase ziehen zu können, begleitete er mich noch gar auf meinem Wege in die Stadt, und fing eine große Disputation über die

unbefleckte Empfängniß Mariä an, die er an Herweghs Heidenlied anknüpfte. Das zarte Gemüth des Touristen war empfindlich verletzt durch den Vers,

„Auch hatt' die Jungfernschaft ein End,
„Sobald die Magd ein Kind gebar."

und davon ausgehend, kramte er eine solche Menge von Fragen über die Privatverhältnisse meines Freundes aus, daß ich warlich einige Lust verspürte, ihn gelinde in die Seine zu werfen, und damit dem ganzen Neugierdekram ein Ende zu machen Alle die öffentlichen Heimlichkeiten der einzelnen Maler waren hier das Ziel seines steten Fragens und seiner immer regen Neugierde. Es kitzelte ihn, das Liebchen eines Jeden kennen zu lernen, und sich überall mit solchen Dingen bekannt zu machen, nach welchem nur die Indiscretion forschen und umherstöbern kann. Dabei ein Anstrich von Salbung, die über die ganze Persönlichkeit herübergegossen wurde, und hinter welcher die Gesinnungslosigkeit sich flüchtete, eine pietistische Gleißnerei, unter deren Deckmantel Alles verborgen wurde, was etwa die eigene Persönlichkeit hätte entblösen können.

Ich muß mich von diesen Bildern wegwenden, um nicht die Galle in meinen Brief überlaufen zu

lassen. Man sollte so nicht von Rom scheiden, sondern heiteren Gemüthes, wie ja auch die Tage heiter waren, die wir dort verlebten. Indessen das kann ich Dir versichern, daß wir solchen Richtungen gegenüber nicht ferner stillschweigen dürfen, und daß es an der Zeit ist, einen Kampf zu beginnen, der nur mit der Vernichtung der einen oder der andern Partei enden kann. Du magst einstweilen Dich darauf gefaßt machen, ebenfalls in die Reihe einzutreten, und gegen diese pietistische Clique mit zu Felde zu ziehen, die auch in der Wissenschaft sich mehr und mehr Geltung zu erringen strebt. Es sind freilich Kerls, wie die Jesuiten, die niemals vorhanden sind, wenn man sie angreifen mögte, und überall umherwühlen wie Maulwürfe und sich da einnisten, wo gute Pflanzen an der Wurzel angegriffen werden sollen. Doch davon ein andermal. Es ist Zeit abzubrechen und sich auf die Heimfahrt zu rüsten, die vor der Thüre steht.

Paris den 2. März.

Der letzte Brief aus der Freiheit und der erste aus dem Philisterium. Ich bin warlich auf dem besten Wege, Hofrath zu werden, und schon jetzt, je näher ich den Grenzen Deutschlands komme, desto größeres Würdigkeitsgefühl kehrt in mich ein. Der Professor fährt mir schon im ganzen Leibe herum. Ich laufe bei Naturalienhändlern und Skelettkrämern umher, und verlange mit großartiger Miene ihre Preiscourante, während ich sie zugleich meiner speciellen Begünstigung versichere. Nur Abends manchmal, wenn ich mit Herwegh an dem Kamine gemüthlich meine Cigarre schmauche, und mein Blick auf die gewaltige Rolle von Kupferstichen fällt, in welcher sich mein Freund die Sixtinische Kapelle, die Stanzen des Vatican und noch mehres Andere mitgebracht hat, dann kommt es mir zuweilen vor, als könnten wir noch nicht von dem Himmel Italiens geschieden sein, als wäre es nur eine augenblickliche vorübergehende Trennung, bestimmt, bald wieder aufgehoben zu werden. Unter solchen Umständen schreibt sich's schlecht von einer Reise, die aus dem lichten Tage in das Dunkel führt, und hätte ich Dir nicht ver-

sprochen, bis an das Ende treu zu bleiben, so würde ich mir selbst diesen Scheidebrief ersparen.

Die neuen und alten Freunde, mit welchen wir in Rom zusammengelebt, begleiteten uns zu dem Wagen, der uns nach Civitavecchia und zu dem Capri, unserem alten Bekannten von der Herreise, führen sollte. Es wurde manch herzlicher Händedruck getauscht, und als ich schon im Wagen saß, rief mir Rahl mit neckischer Stimme zu: „Die Esmeralda muß ich Dir nachschicken, das sehe ich jetzt ein; aber gedulde Dich, bis Du nach Hause kommst, soll sie auch die Reise gemacht haben, und wird dann hoffentlich manchmal den Herrn Professor in seinen gelehrten Speculationen an die Tage in Rom erinnern"! Ich drückte ihm die Hand, und der Wagen rollte aus dem Thore. Ob er wohl Wort halten wird?

Die Fahrt ging diesmal bei gutem Wetter ohne Anstand vor sich, und die einzige Unannehmlichkeit, die wir zu überstehen hatten, war ein dicker Pfaffe, der in dem überfüllten Wagen saß, beständig aus Furcht vor der Malaria die Fenster schließen wollte, und durchaus nicht begreifen wollte, daß ich vielmehr vorzöge, ihn das Fieber bekommen zu sehen, als selber in dem engen Kasten zu ersticken.

Die Lection, die wir auf der Herfahrt erhalten hatten, haben wir uns klüglich zu nutze gemacht und gesund und wohlgemuth sowohl die Fahrt von Civitavecchia nach Livorno, wie diejenige von Livorno nach Genua überstanden. Darum rathe ich Dir aus Erfahrung, gehe niemals mit leerem Magen auf ein Schiff, auch wenn Du wüßtest, daß unmittelbar nach der Abfahrt zu Mittag gespeist werden sollte. Speise vorher zu Mittag und wiederhole dies auf dem Schiffe eine Stunde später, und Du wirst Dich so wohl befinden, wie ein Fisch im Wasser, während Du unvermeidlich die Seekrankheit bekommen wirst, sobald Du das Verdeck mit leerem Magen betrittst.

Neapel und Florenz mußten wir Beide auf glücklichere Tage versparen. Das fühlten wir nur zu wohl, daß jede dieser Städte uns einen Monat geraubt haben würde. Mir aber saß die Pflicht wie ein Schreckgespenst auf den Fersen, und Herwegh sehnte sich nach Hause, nach Weib und Kind, und nach dem politischen Leben der Weltstadt. So glitten wir den auf schnellem Dämpfer an den Küsten vorüber und es fehlte uns sogar der Muth, die kurze Zeit in Livorno zu benutzen und Pisa im Vorüberstreifen zu besuchen.

Je näher wir der französischen Küste kamen, desto höher gingen die Wellen, desto bedenklicher schwankte das Schiff. Ein kalter Wind pfiff aus Norden, und seine Heftigkeit wuchs mit der Abnahme der Nacht. Um Mitternacht schon hatten wir ein Schiff überholt, welches 4 Stunden vor uns aus dem Hafen von Genua ausgelaufen war, und bei Sonnenaufgang, wo wir in den Hafen von Marseille hätten einlaufen sollen, fanden wir uns erst auf der Höhe von Toulon, kämpfend mit dem wüthenden Mistral, der über die Provence herüber uns entgegen schnob. Der Himmel war vollkommen hell und klar, das Meer aber schwarz wie Tinte, und der Wind köpfte die Wellen, die er aufwarf, und jagte den weißen Schaum weit hin über die Fläche, die am fernen Horizonte wie von schweren Regenwolken verhüllt erschien.

Es hält schwer, mit einem gut gelaunten Douanier auszukommen; aber am schwersten ist es, einen neugierigen Gabeloup zu befriedigen. Von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags haben wir uns mit dieser beglückenden Anstalt der Douane herumgebalgt, um unsere Bücher, Instrumente und Kupferstiche in das Land der Freiheit einführen zu können. Es

war gerade ein Artikel gegen den Herrn Director in irgend einem Journale erschienen, was den Mann so erbitterte, daß er meine Reclamation gar nicht anhörte, und auf meine Frage, was ich denn zu bezahlen habe, ganz bärbeißig antwortete: „Für solche Bagatellen, nichts! Scheeren Sie sich zum Teufel". Ich wandte mich sehr höflich zu dem Brigadier, der mich begleitete, und machte diesem begreiflich, daß demnach unsere sämmtlichen Dinge von jeglichem Zolle befreit wäre, was er auch zu unserem Glücke vollkommen begriff.

Das aber hatte ich nicht vorausgesehen, daß der Visitator ein Enthusiast für schöne Künste sein könne. Kaum hatte ich den Inhalt meiner Rolle angegeben, so bestand er darauf, daß die Verpackung gelöst werden müsse, und nun mußte ich während mehrer Stunden ihm die einzelnen Kupferstiche vorzeigen, erklären, den Ort nennen, wo sich die Originalien befänden, von den Lebensumständen der Maler erzählen und so den Enthusiasmus des Mannes befriedigen, der meine Ungeduld auf eine harte Probe stellte.

Die Provence? Das ödeste, platteste Land, das ich nächst der Lüneburger Haide kenne, eine weite

Fläche, auf der kein Baum, kein Strauch wächst, mit Ausnahme dieser verkrüppelten Oelbäume, die über den verbrannten Boden hervorragen, wie zerzauste Flederwische. Jetzt lag sogar überall Schnee, was den traurigen Anblick nur noch trauriger machte.

So kamen wir mit schwerem Herzen in Paris an, und wenn es uns nicht gegeben wäre, mit leichtem Sinn das zu ergreifen, was uns die Gegenwart bietet, wir würden vielleicht weinen über das Geschick, das uns dem traurigen Norden wieder entgegen führte, und mit Freund Heine bitterlich ausrufen:

Schöner Süden! Wie verehr' ich
Deinen Himmel, Deine Götter,
Seit ich diesen Menschenkehrich
Wieder seh' und dieses Wetter!

(Schluß.)

